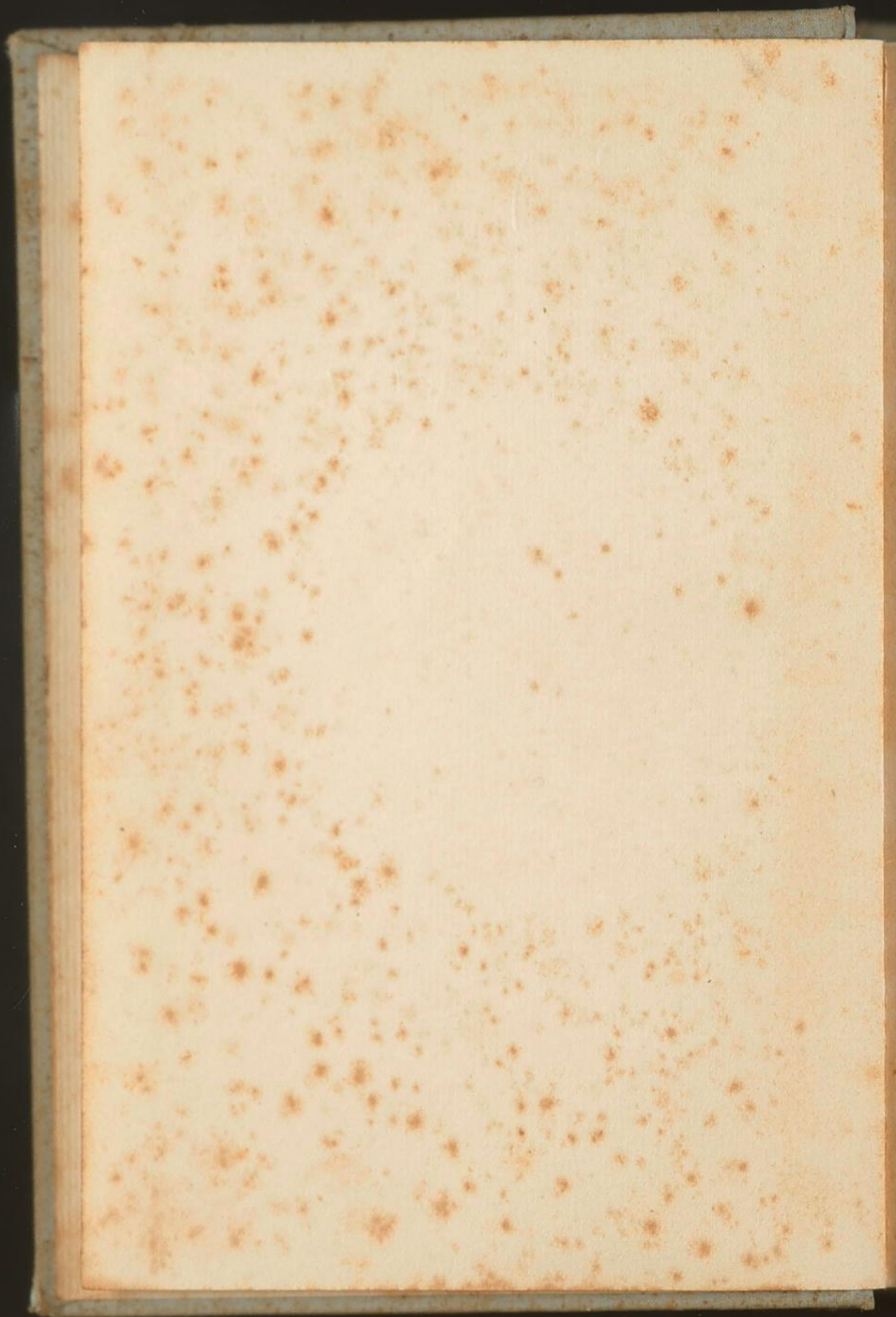


ÖSTERREICHISCHES JÜDISCHES
MUSEUM IN EISENSTADT

OJM_BIB_LT_306

Der
letzte
Waldjude

ein Roman
von
Opasofschü



B-24-1

Der letzte Waldjude

Ein Roman von

OPATOSCHU

1 9 2 8

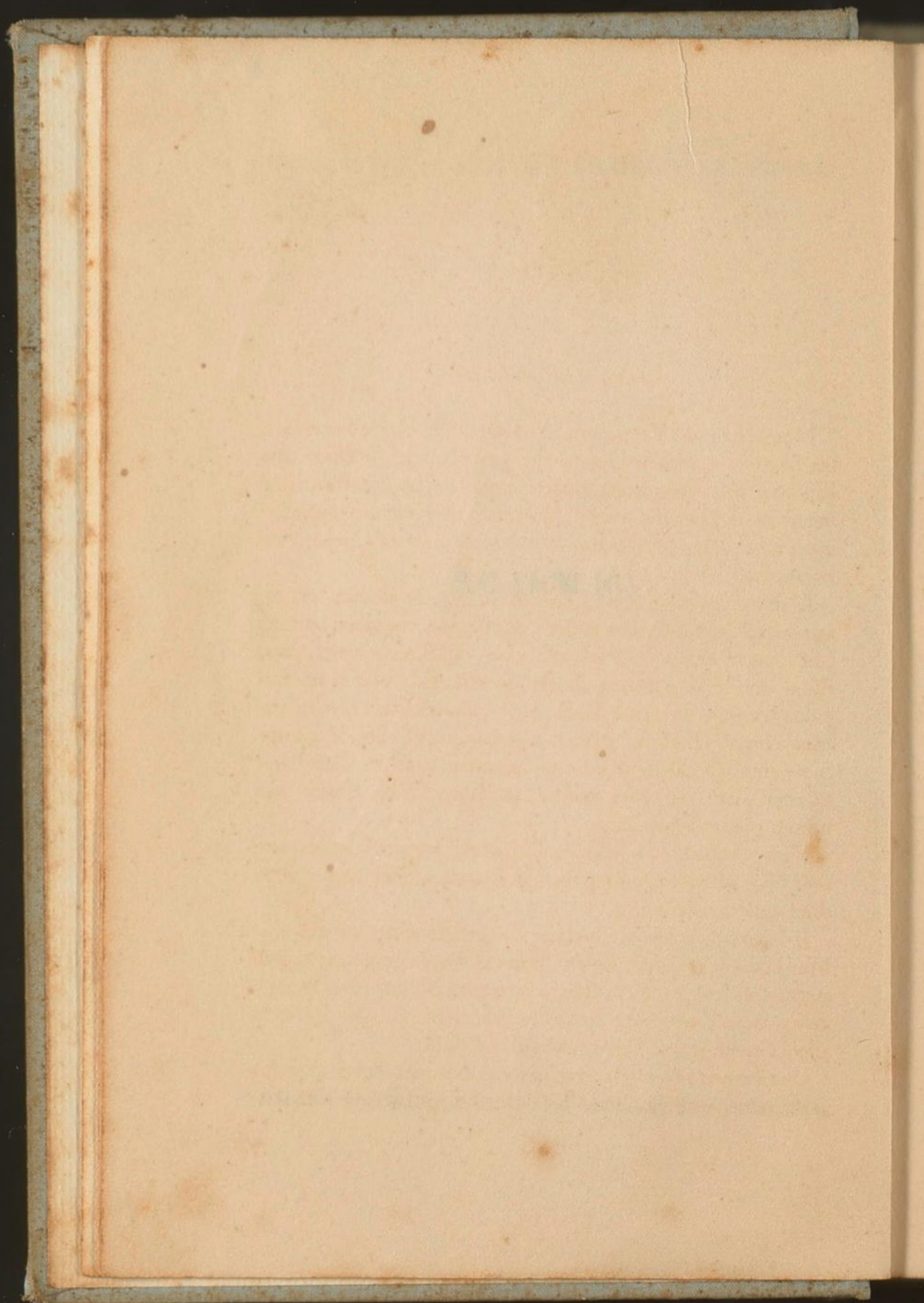
DER HEINE-BUND / BERLIN

AUS DEM JIDISCHEN VON SIEGFRIED SCHMITZ



ROSSBERG'SCHE BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

IM WALDE



Mordechais Ahnen

Mordechai, sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater, alle bis hinauf ins sechste Geschlecht, waren in den Wäldern von Lipowiec geboren worden, hatten untereinander geheiratet und innerhalb der Familie gelebt. Alljährlich zur Chanukkahzeit kamen sie bei dem Ältesten der Familie zusammen und hielten Abrechnung.

In den alten guten Zeiten kamen ihrer mehr als hundert zusammen. Einer glich dem andern, wie Bäume. Sie saßen bis über Mitternacht am Eichentisch, schrieben mit Kreide Striche und Ringe und aßen gebratene Enten, so viel, daß die Frauen fast müde wurden, wenn sie die Federn schlissen. Dazu tranken sie hausgebrautes Bier und stritten miteinander, was das Zeug hielt. Sie waren alle jähzornige Leute, gerieten rasch in Hitze, versöhnten sich aber bald wieder, schlossen Ehebündnisse und fuhren wieder auseinander.

Kam bei einem von ihnen eine Hochzeit vor (und das geschah sehr oft), so strömten an nahen Verwandten allein mehr denn dreihundert zusammen.

Jede Sippe brachte aus ihrer Gegend den Rabbiner mit und eine Musikkapelle — unter freiem Himmel wurde aufgespielt, man stritt, stets wollte man die Heirat in letzter Minute auseinandergehen lassen, versöhnte sich aber immer wieder und tanzte in allen Zimmern und Scheunen und im Wald.

Da es ihnen zu gut ging und sie viel Zeit hatten, war ihre Jugend immer verliebt, immer schreckten die Jungen die Alten da-

mit, sie würden sich vergiften, gäbe man ihrer Liebe nicht nach. Die Alten prügelten dann die Jungen und jagten sie aus dem Hause. Die Jungen baten stets um Verzeihung und kehrten zurück.

Es geschah einmal, daß ein Fischerbursche von jenseits der Weichsel sich in ein Mädchen aus dem Geschlechte der Waldjuden verliebte und sie sich in der nächsten Kirche antrauen ließ. Da lauerte die Jugend dem jungen Paar auf der Chaussee auf und entriß das Mädchen dem Burschen wieder, da sie keine Getaufte in der Familie haben wollten. Vor Scham warf sich das Mädchen in die Weichsel und tilgte so den Familienfleck.

So lebten Mordechais Ahnen, einfache, aufrechte Juden, in den Wäldern von Lipowiec bis ins hohe Alter, machten sich wenig Sorgen, füllten die Truhen mit Kostbarkeiten, vermehrten sich und hielten den Kindern Lehrer bis in ihr sechzehntes Jahr; aber mehr als Beten, Kenntniss des Wochenabschnittes und in seltenen Ausnahmen die Thora „leienen“, erlernte die Jugend nie.

Einmal zur Chanukkahzeit, als die Sippe eben heftig gestritten und dazu fette Enten gegessen hatte, wurde Mordechais Urgroßvater, damals der Älteste der Familie, plötzlich krank. Die alten Fischer, der Bader, der Stadtdoktor, keiner konnte helfen; der Kranke war schon halb hinüber. Die Waldjuden saßen um ihn herum, rauchten starken Tabak und versanken in trübes Nachdenken; jeder von ihnen überlegte, wer wohl die Thorarollen erben würde (die Thorarollen gingen immer auf den Ältesten der Sippe über, bei dem man sich zur Chanukkahzeit zur Abrechnung versammelte). Da geschah ein Wunder. Vor dem Hause fuhr ein Wagen mit zwei Pferden vor, ein Mann stieg aus und bat um Nachtlager. Er sagte, er begleite den Lubliner. Kaum war der Rabbi von Lublin eingetreten und hatte dem Kranken die Hand aufs Haupt gelegt, da fühlte er sich leichter und richtete sich auf.

Seither fuhr Mordechais Sippe nach Lublin; später nach Pschyscha, dann nach Kozk.

Und da sie heißblütige Menschen waren, wurden sie glü-

hende Chassidim, saßen oben an des Rabbi Tisch und hörten auf, untereinander zu heiraten; lag eine Partie vor, so fuhr man zum Rabbi sich Rats holen.

Allmählich begannen die Waldjuden ihre Söhne in andere Gouvernements zu schicken und für die Töchter brachten sie gelehrte chassidische Schwiegersöhne mit, die sich bald nach der Hochzeit in den nahen Städten ansiedelten und nicht im Walde wohnen wollten. So verbreiteten sich die Waldjuden über Polen und Wolhynien; im Walde hörten sie auf, sich zu vermehren, und mit jedem Jahre wurde bei der Abrechnung zur Chanukkahzeit die Sippe kleiner. Zwei Generationen später verblieb in den Wäldern von Lipowiec nur Mordechais Vater.

Durch eine lange Reihe von Generationen hatte Mordechais Sippe in den Wäldern von Lipowiec gewohnt, und obwohl sie nur „Schreiber“ waren, so hatten sie doch die Herrschaft über die Wälder und hielten sich für deren wirkliche Besitzer. Wo eine neue Judengemeinde entstand, dorthin schickten Mordechais Ahnen Bauholz. Einen großen Teil von Polen versorgten sie mit Bet- und Lehrhäusern, wo die Juden dem Dienste oblagen. Wo eine Talmud-Thora, ein Beth-Hamidrasch um Holz für den Winter bat, dorthin schickte es Mordechais Sippe; sie beheizte ein halbes Gouvernement.

Die Bauern der Umgebung sammelten frank und frei die Zweige der gefälltten Bäume, und wo es einen Toten bei einem armen Bauern gab, dort gab Mordechais Sippe die Bretter für den Sarg.

Rechts die dichten Wälder von Lipowiec, in denen hundertjährige Eichen vor Alter stürzten, zerbröselten und noch stärkere Eichen aus sich trieben. Links fette Wiesen, auf denen die kleinen weißgetünchten Fischerhäuschen nur wenig über das hohe Gras herausahen.

Die ganze Gegend lag fern von menschlicher Siedlung, wie eingeschnitten zwischen Wasser und Wald; — so wuchsen die Fischerkinder halbwild auf und versteckten sich wie aufgeschrecktes Kleinwild vor den Menschen, die vorüberkamen.

Bei Tag schliefen die Fischer. Sie schliefen sippenweise wie die Zigeuner. Das ganze Zimmer hatten sie belegt, Vater, Mutter, Kinder, Eidame und Schnuren lagen miteinander auf Strohsäcken. Wenn die Nacht kam, zogen die Männer satt und ausgeruht zum Fang aus. Bevor sie gingen, schlugen die Weiber das Kreuz über sie, gaben jedem gerösteten Weizen mit, um die Fische zu überlisten, und eine Schnur mit Wolfszähnen als Amulett, damit Wanda, die Königin der Weichsel, sie nicht verlocke.

Die kräftigen, braungebrannten Fischer, die mehr als einmal dem Tod ins Auge geblickt, hausten zwischen Wasser und Wald, große Kinder, die die Sprache der Kinder sprachen und mit den Wellen der Weichsel reden konnten.

Die Fischer bestiegen ihre Kähne, warfen den gerösteten Weizen ins Wasser und horchten. Und wenn die Weichsel Blasen zu werfen begann wie siedendes Wasser, da waren sie sicher, der Fang würde gut sein. Zufrieden richteten sie die Netze zurecht und spitzten scharf die Ohren. Das Rauschen wurde stärker — Scharen kleiner Fische jagten vorbei, fest aneinandergedreht wie silberweiße Eisschollen; sie verschwanden und kamen wieder. Hungrige Hechte, dicke Karpfen und Schleie mit offenen Müulern jagten ihnen nach.

Langsam ließen die Fischer die Netze ins Wasser und immer wieder zogen sie aus den Stiefelschäften die bauchigen Branntweinflaschen, wärmten sich und träumten. Sie träumten von Irrlichtern, die des Nachts auf dem Wasser leuchten und da und dort aus dem Walde blitzen wie Wolfsaugen. Sie waren überzeugt, das seien Schätze — Wandas Schätze. Einem Irrlicht folgen darf man nicht — es verlockt und führt irre.

Wenn die Weichsel unruhig wurde und Wellen warf, die im Mondlicht aussahen wie grüne Eisblöcke, da beteten die Fischer wie Kinder zu ihr und baten sie wie eine Mutter, sie möge Mitleid haben und aufhören, böse zu sein. Und wenn das Wasser sich nicht beruhigen wollte, warfen sie Wanda einen Wolfszahn nach dem anderen zu und verankerten alle zusammen die Kähne am Ufer. Dort zogen sie die Tonpfeifen hervor, spuckten ins

Wasser und hörten zum hundertsten Male von den alten Fischern, daß der Fang von Jahr zu Jahr schwächer werde, daß Wanda gefesselt sei, daß die Weichsel auseinandergerissen und die Zeiten von ehemals nicht mehr da seien, da die Fischer frei wie Vögel über das Wasser flogen. Dort im Wasser taucht Wanda in die Nacht empor. Sie erhebt sich, hüllt die Weichsel ein und klagt vor ihren Kindern, daß man ihr Wasser verunreinigt. Daß fremde Menschen wie Heuschreckenschwärme gekommen seien und daß sie es eng habe. — Die jungen Fischer löschten die Laternen, spuckten in die Fäuste, faßten die Ruder fester und glitten über das Wasser wie über den Rücken eines gelenkigen, großen Tieres. So stahlen sie sich heimlich in die Staatsgewässer, wo der Fang besser war.

So lebten die Fischer seit uralten Zeiten, fern von menschlicher Siedelung. Sie wuchsen wie die Eichen, mit flachhaarigen Köpfen, stahlblauen Augen, und wenn sie achtzig waren, hatten sie noch alle Zähne — grünelbe Zähne, die aussahen wie mit Moos bewachsen.

Selten gingen sie in die Kirche, noch seltener beichteten sie. Einen Tag vor Ostern machten sie eine Sammlung untereinander. Jeder gab mit vollen Händen, und ihre Gaben brachten sie dem Pfarrer, daß er das Gebäck mit Weihwasser besprenge. Am Ostermontag gingen alle mit Kind und Kegel in großem Staat in den Wald, luden den „Pan Schreiber“ zu Gast und führten mit großem Pomp eine Stroh puppe mit riesigen Augen aus gefärbten Eiern zur Weichsel. Mordechais Sippe war fest überzeugt, daß die Weichsel ein Opfer verlange, und so steuerten sie Jahr um Jahr das Bier zu diesem Opferfest bei, und mit Gesang brachten die Kozker Chassidim zusammen mit den Fischern Wanda ihr Opfer dar, indem sie die Stroh puppe in die Weichsel versenkten.

Mordechai und sein Vater

Mordechais Vater Abraham war zum zweiten Male verheiratet. Er war ein Fünziger, mittelgroß, breitschultrig, mit einem langen, angegrauten Bart, der bis zum Gürtel reichte; er gehörte zu den Leuten, die ihr Geld nie in einem Beutel tragen, sondern es in die Hosentaschen stecken, um damit zu klimpern und leichter und mit voller Hand eine Gabe reichen zu können.

Reb Abraham war ein reicher Mann; die Leute sagten, er könnte viel reicher sein, wenn er nicht so „nährisch“ wäre. Die adeligen Gutsherren, die in Abrahams Nachbarschaft wohnten, flehten ihn direkt an, er möge ihnen das Getreide und die Wolle abnehmen, doch Abraham kaufte nichts als hie und da ein Stück Wald. Und als er erfuhr, daß Schamai Schaft, ein Chassid aus der Stadt, ein Geizhals, der bei Abraham wochenlang aß und schlief und durch ihn in den Gutshöfen bekannt geworden war, daß dieser Schaft bei den Gutsherren die Ernte halb umsonst im voraus gekauft hatte, da gab er ihm ein paar Ohrfeigen, schrie, das sei Gotteslästerung, und verbot Schamai das Haus. Schamai nahm die Ohrfeigen hin, als wäre nichts geschehen. Obwohl er schon damals reicher war als Abraham und schwere Tausende besaß, kroch er dennoch vor ihm auf allen vieren und sah zu ihm mit ergebenen Augen empor wie ein geprügelter Hund.

Abraham fuhr einige Male im Jahre nach Kozk. Wenn es sich traf, daß er unterwegs den Sabbat halten mußte, so führte er selbst den Sabbattisch und lud alle Chassidim ein, die es in der Stadt gab. Bei Tisch vermieden es die Kozker Chassidim in

Abrahams Gegenwart, über die Thora zu sprechen. Denn sie wußten, daß Abraham, obwohl er sich reuig von seinen schlechten Wegen abgewandt hatte, noch immer eine leichte Zunge hatte, Späße liebte und sogar den eigenen Rabbi verspotten konnte. Einmal hatte er während der Mahlzeit einen etwas einfältigen Chassid leise, aber daß es alle hören konnten, gefragt, warum Rabbi Mendele so viel Muhmen und Schwägerinnen bei sich habe, genau so wie — Gott strafe mich — der Pfarrer bei uns im Dorfe. Diesen Vergleich wiederholte er einige Male und lachte dazu, daß es dröhnte wie aus einem hohlen Faß.

Die Chassidim, welche einen anderen für solche Worte auf der Stelle erschlagen hätten, lächelten verlegen über Abrahams Spöttereien. Sie schämten sich voreinander, genau so, als hätte ein Bauer einen dummen Witz vor jüdischen Gelehrten gemacht; Gelehrte aber achten nicht darauf, denn sie wissen, daß es ein Bauer ist. So nahmen die Chassidim Abrahams Spöttereien auf. Sie wußten, er hat eine böse Zunge, aber von Natur aus ist er ein guter Kerl mit einem jüdischen Herzen und gibt das Geld leicht her. So taten sie, als hörten sie nichts.

Mit der ersten Frau hatte Abraham keine Kinder gehabt. Wenn er gut aufgelegt war und bei einem Glase Brantwein mit chassidischen guten Freunden saß, so erzählte er selbst, er habe seine „Erste“ mehr als einmal betrogen und mehr als ein Ehepaar in den kleinen Städten der Umgebung habe sich seinetwegen beinahe scheiden lassen.

Nach dem Tode der ersten Frau tat Abraham Buße. Er brachte einen jungen Mann, einen Klausner aus Kozk, mit und begann zu lernen. Genau ein Jahr nach dem Tode der ersten Frau (Abraham war damals vierzig Jahre alt) hielt er Hochzeit mit einem armen Mädchen, der Tochter eines Rabbiners. Dwojrele war von gar feiner Abkunft, und der Vater hatte in einem Briefe über sie gesagt, sie sei in „Heiligkeit und Reinheit“ geboren. Als sie heiratete, war sie sehr jung, kaum sechzehn Jahre. Sie war ein zartes, schamhaftes Mädchen und ähnelte einer edlen Pflanze, die bei der kleinsten Berührung welken kann. In der ersten Zeit

nach der Hochzeit lebte Abraham in ständiger Furcht. Er glaubte immer, sie müsse zerbrechen, wenn er sie umarmte, und hatte ihr gegenüber stets das Gefühl, das ein großer kräftiger Mensch hat, wenn er ein kleines Kind in den Arm nimmt; da fürchtet er stets, er könnte ihm mit seinen Händen wehtun.

Dwojrele war sehr fromm. Stets hielt sie ein Frauenerbauungsbuch in der Hand und las darin. Was der Mann gebot, dem gehorchte sie. Fortwährend schickte sie Gaben an die Rabbis, den Sabbathsegen sprach sie über neue Kerzen, und als Abraham sie einmal umarmte, da sie mitten im Beten war, da wehrte sie ihm nicht und stand still und sanft da wie eine Taube, aber leise weinte sie und klagte, daß sie dafür von Gott gestraft werde und keine Kinder habe. Bald nach der Hochzeit begann sie zu kränkeln.

Abraham hielt Dwojrele wie eine Prinzessin und hütete sie wie seinen Augapfel, und als es nötig wurde, fuhr er mit ihr nach Danzig zu den berühmtesten Ärzten. Wenn er eine Reise machte, brachte er ihr stets reiche Geschenke mit.

Drei Jahre nach der Hochzeit gebar Dwojrele einen Sohn. Mordechai wuchs als versonnenes und scheues Kind auf. Tagelang trieb er sich mit Wacek, dem Jungen des Hegers, umher, der in einem Alter mit ihm stand. Als Kind sprach Mordechai wenig, und fragte man ihn etwas, so antwortete er nicht sofort, sondern dachte eine Weile nach, als begriffe er schwer, was man ihn fragte. Und dann sagte er immer irgendeine Dummheit, wurde rot und schaute mit seinen großen grauen Augen so innig und weich drein, daß ihn jedermann lieb haben mußte. Schon als Knabe war Mordechai anders als die übrigen Kinder — er konnte nicht zusehen, wie die Fischerjungen Tiere quälten. Aber als er zum ersten Male sah, wie der Schächter in Vaters Hause Hühner schlachtete, da stand er dabei, als ginge es ihn nichts an. Dann träumte er länger als eine Woche fortwährend vom Schächter mit dem blutigen Messer im Munde und mit einem paar weicher, erschrockener Augen (fast alle Schächter haben weiche, erschrockene Augen). Das quälte Mordechai so,

daß er einmal, halb von Sinnen, aus seinem Bette sprang, erst stehenblieb, lange gähnte und sich dann in den Hühnerstall schlich. Wäre nicht zufällig der Vater gerade heimgekommen, niemand hätte geglaubt, daß der Knabe mit den großen, verträumten Augen, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, mit einem Brotmesser ein Huhn geschlachtet hatte.

An den Vorfall mit dem Huhn erinnerte sich Mordechai sein Leben lang und er vergaß auch die Ohrfeigen nicht, die er damals vom Vater bekommen hatte. Und immer, wenn er an diese Sache dachte, wunderte er sich, wie ihm so etwas hatte einfallen können.

Als Mordechai zehn Jahre alt war, nahm Abraham einen Lehrer ins Haus, der ihn in der Gemarah unterrichten sollte. Der Lehrer war ein Fünfziger mit einer Glatze, nur vorn waren einige verwaiste Haare stehengeblieben und am Nacken kräuselten sich ein paar schütterere Locken wie bei einem Kinde. Auf dem Kopfe saß ihm ein fettiges Käppchen, als wäre es angewachsen; Winter und Sommer trug er einen abgeriebenen Ripsrock, an dem vom Rips nicht mehr viel zu sehen war. Nur das Unterfutter und zwei Reihen großer, runder Knöpfe waren geblieben. Das Gesicht, auf dem ein fettes Lächeln lag, war mit einem struppigen, angegrauten Barte bewachsen, der beinahe bis in die Augen reichte. Ohne den Bart wäre es ein echtes Vollmondgesicht gewesen. In der Mitte des Bartes war eine gelbliche Grube, als wäre er dort von den tabakdurchzogenen Tropfen angefressen, die ewig aus des Lehrers Nase fielen.

Schlojme, der Lehrer war faul wie ein Zigeuner. Er arbeitete wenig mit Mordechai. Tagelang lag er auf einem kleinen Sofa, eine Hand unter dem Kopfe, schnupfte Tabak und erzählte chasidische Geschichten. In Geschichten war er unerschöpflich. Mit der gleichen Begeisterung, mit der er über den Rabbi sprach, sprach er von Napoleon dem Dritten. Er war überzeugt, Napoleon sei ein größerer Zauberer und habe Maschinen erfunden, die den Feind zum Niesen bringen; so gewinne er seine Schlachten.

Schlojme war ein heiterer, gutmütiger Chassid. Fast nie war er ärgerlich, geriet selten über einen Menschen in Zorn. Es gab da nur zwei Ausnahmen, seine Frau und den Gaon von Wilna. Dem Gaon von Wilna konnte er absolut seine Kämpfe gegen den Baalschem nicht verzeihen. Gegen seine Frau, mit der er schon einige Jahre nicht zusammenwohnte, hegte er einen stillen Haß und vermied es, von ihr zu sprechen. Vor Feiertagen, wenn in Abrahams Hause alles eifrig am Werke war, ging Schlojme brummig und verbittert umher und fand keine Ruhe. Er schnupfte keinen Tabak mehr, trank starken Schnaps, fluchte ohne Anlaß darauflos und suchte jemanden, vor dem er sein Herz ausschütten könnte. Dieser Zustand hielt nie lange an. Bei der erstbesten Gelegenheit schloß er sich mit Mordechai in ein abgelegenes Zimmer ein, angeblich, um ihn über Feiertagsbräuche zu unterweisen, und weinte sich vor seinem Schüler gründlich aus. Mordechai weinte mit und schämte sich, dem Rabbi in die Augen zu sehen. Schlojme, der vergaß, daß er einen Knaben vor sich hatte, erzählte ihm wie einem Freunde jede Einzelheit seines Unglücks, sagte alles mögliche Böse über seine Frau und sprach von ihr nicht anders als „sie war mein Unglück; wäre nicht das verdammte Weib, ich müßte nicht in meinen alten Tagen an fremden Tischen herumsitzen und Lehrer sein“. Mordechai verstand kein Wort davon; er sah des Rebben Weib vor sich, groß und dürr, ein Horn auf der Stirn wie die Königin Waschti.

Wenn Schlojme sein Unglück ausgeweint hatte, dann war er, als wäre nichts geschehen, wieder der gutmütige Chassid, trank weniger und schnupfte mehr seinen galizischen Tabak, sang stets und war immer heiter, als hätte er nie im Leben Unglück gehabt; das hielt so bis zum nächsten Feiertage vor.

Mordechai dagegen ging jedesmal, wenn der Lehrer sich vor ihm ausgeweint hatte, halb besinnungslos umher. Er war überzeugt, Schlojme sei der unglücklichste Mensch auf der Welt; denn er hatte ja niemanden. Mordechai machte sich dann Vorwürfe, daß er Schlojme so oft nicht gehorcht und über ihn gelacht

hatte, und schwor sich zu, von jetzt ab dem Lehrer zu folgen und ihn so lieb zu haben wie den Vater.

Im Alter von zwölf Jahren konnte Mordechai schon selbst das eine oder das andere Stück aus der Gemarah lernen. Aber er war versonnen, und mitten im Lernen stellte er manchmal Schlojme die Frage, warum eine Glatze sich nicht auf dem Barte, sondern auf dem Kopfe bilde, oder er zog aus der Tasche einen kleinen grünen Frosch hervor und ließ ihn über die Gemarah hüpfen.

Schlojme lächelte stets über die Einfälle seines Schülers; nie rührte er ihn an. Einmal aber hielt Mordechais Mutter in Schlojmes Gegenwart dem Sohn eine Strafpredigt, daß es sich für einen Jungen, der schon die Gemarah lernt, nicht schicke, mit den kleinen Fischermädels zu spielen, nicht einmal mit Rachel, dem Töchterchen des Pächters. Mordechai schwieg, sah der Mutter fest in die Augen und wurde rot. Schlojme ging aufgeregt im Zimmer hin und her, spuckte fortwährend, als wäre ihm eine Mücke in den Mund geraten; und als die Mutter gegangen war, nahm er Mordechai schweigend bei der Hand, setzte ihn zum Tisch, stellte sich hinter ihm auf, stützte die haarigen Hände auf den Tisch, wiegte sich hin und her und schrie:

„Du Verräter Israels! Christenmädels gar, ha? Du Nichtsnutz, du!“

Zum ersten Male, seit Schlojme Mordechais Lehrer war, kniff er ihn so, daß der Junge vor Schmerz aufsprang. Mordechai war ganz wirr im Kopf; er verstand nicht, was der Lehrer sagte, und wußte nicht, was man von ihm wollte. Er fühlte nur, wie ihm Schlojmes Bart über den Nacken und die Wangen kroch und hatte das Gefühl der Kälte, als spürte er glatte Schlangenableiber. Er riß sich los, verschwand und hielt sich einige Tage bei den Fischern versteckt.

So wuchs Mordechai heran, ein großes Kind, sah jedermann fest in die Augen, liebte die Fischer, liebte den Lehrer und hatte vor nichts Furcht. Er glaubte Schlojme, daß Aristoteles dem Maimonides den Namen einer kleinen Ader im menschlichen Körper überliefert habe; wenn man die ausschneidet, kann man einen

Toten lebendig machen. Aber er glaubte auch Wacek, daß mitten im Walde eine Weide stehe, die niemals das Rauschen des Wassers und das Krähen eines Hahnes gehört hatte; schneidet man aus dieser Weide eine Pfeife, so kann man mit ihrem Pfiff Tote aus den Gräbern wecken.

Dwojrele klagte fortwährend, daß Mordechai wie ein Wilder aufwuchs; er sei groß wie ein achtzehnjähriger Junge und könne mit niemandem zwei rechte Worte sprechen. Sie wollte durchaus, Abraham möge ihn zu ihrem Vater bringen, damit er etwas Lebensart lerne.

Abraham liebte den Schwiegervater nicht und verschob die Reise von Monat zu Monat. Indessen war ein reicher Getreidehändler bei Abraham erschienen; sie verlobten ihre Kinder und so wurde Mordechai Bräutigam. Der künftige Schwiegervater forderte, Mordechai solle bis zur Hochzeit bei seinem Großvater, dem Rabbiner, lernen.

Als Mordechai vierzehn Jahre alt war, führte ihn Abraham zum Schwiegervater, der damals schon ein hoher Sechziger war.

Rabbi Mojsche war ein kleiner, hagerer Mann mit einem schütterten Bärtchen, das nicht grau werden wollte, und mit kleinen, wässerigen Augen. Wenn er mit jemandem sprach, so hatte er die Gewohnheit, dem Partner nicht in die Augen zu sehen, sondern seine Nägel zu betrachten, wie bei der Hawdalah.

Rabbi Mojsche pilgerte wohl nach Kozk, insgeheim aber war er ein Gegner des Chassidimus und haßte die Chassidim schon seit Jahren. Als er nämlich, noch als Jüngling, zum ersten Male nach Kozk kam und ein Schreiben des Rabbi Leibusch Charif an den alten Kozker Rabbi mitbrachte, in dem stand, Mojsche gebühre beim Aufruf zur Thora der Titel „Morenu“ — da zerrissen die Chassidim, am Sabbat, das Schreiben in kleine Stücke, denn sie wollten in ihrer Mitte keine Bevorzugten haben.

Rabbi Mojsche lernte stets; einen Unwissenden haßte er. Und vor allem war er fromm bis zum Wahnsinn. Für die kleinste Verfehlung strafte er die vornehmsten Bürger der Stadt hart und schwer; so fürchteten ihn alle und zitterten vor ihm wie vor dem

Kaiser. An jedem Freitag ging er mit dem Schammes von Laden zu Laden und prüfte die Wagen und Gewichte. Bei mehr als einem Krämer nahm er die Gewichte fort und legte ihm eine Geldstrafe auf. Vor dem Lichterzünden öffnete er stets im Gerichtszimmer eine messingbeschlagene Truhe und zählte die dort verschlossenen Mitgiftgelder, die arme Brautleute bei ihm hinterlegt hatten; dann ging er mit stiller Freude in „Schul“.

In der ersten Zeit ging Mordechai beim Großvater wie halbtoll umher. Er dachte an nichts anderes als heimzulaufen. Der Großvater wandte kein Auge von ihm, hielt ihm fortwährend Moralpredigten und schimpfte mit ihm bei jeder Gelegenheit tüchtig: aus ihm werde genau dasselbe werden wie aus seinem Vater. Und als der Rabbi einmal Mordechai dabei betraf, daß er ohne Käppchen schlief, da drohte er ihm, ihn zur Nacht mit einem Fuß ans Bett anzubinden.

Der Großvater achtete darauf, daß Mordechai von früh bis spät in die Nacht lernte. Schon um sechs Uhr morgens weckte er ihn zur ersten Lektion. Bei Tag schickte er ihn ins Beth-Hamidrasch und am Abend lernte er wieder mit ihm.

Mordechai bekam vom Großvater kein gutes Wort zu hören; mochte er auch seine Lektion noch so gut können, der Alte fand immer etwas auszusetzen und war nie zufrieden, so daß das Lernen mit dem Großvater für Mordechai eine Qual war. Einmal kam es vor, daß Mordechai seine Lektion nicht konnte, da geriet der Großvater in hellen Zorn, warf sein farbiges Schnupftuch auf die Gemarah, öffnete seine silberne Tabakdose, roch aber nur von weitem daran und schrie:

„Brauchst ja gar nichts zu können, Narr! Mußt du denn ein Gelehrter sein? Wirst ja ohnedies mit deinem Vater in Kozk obenan sitzen!“

Mordechai stieg das Blut ins Gesicht. Er sah, wie des Großvaters dünne Nase zitterte und die schmalen Lippen sich genau so zusammenpreßten wie bei seiner Mutter; am meisten aber verdroß es ihn, daß der Großvater immer den Vater ins Spiel brachte, und er konnte nicht mehr schweigen:

„Der Großvater mußte ja nicht den Vater zum Schwiegersohn nehmen!“

„Benimm dich anständig, Frechling!“ schrie der Rabbi und sprang auf.

Er rannte einige Male durch das Zimmer, schnaufte, wischte sich die Nase, machte Gesten, als stritte er mit sich selber, und als dann sein Zorn verraucht war, legte er die Hand auf den Kopf des Enkels und sagte milde: „Es ist schwer, ein Lehrer zu sein, schwer! Der Lehrer soll nie in Zorn geraten!“ Dann ging er aus dem Zimmer.

Im ersten Jahre machte Mordechai große Fortschritte, und im Städtchen sprach man davon, aus ihm würde ein ordentlicher Junge mit viel Wissen werden.

Aber Mordechai fühlte sich nicht wohl. In des Großvaters Art konnte er sich nicht einleben und es zog ihn in den Wald. Überdies merkte er, daß ihn die jungen Burschen im Beth-Hamidrasch für dumm hielten, ihn mieden und in seiner Gegenwart die Gespräche über die gepfefferten Stellen in den „Vorschriften für die Frauen“ der Gemarah abbrachen, die fast jeder junge Beth-Hamidrasch-Besucher auswendig kann. Mordechai suchte nun heimlich diese Stellen auf und verschlang sie fast; er wunderte sich, daß sie ihm bisher nicht aufgefallen waren, obwohl er sie schon mehrere Male durchgenommen hatte. Ihm fiel auf, daß alle diese Seiten mehr abgenutzt seien als die anderen; in vielen Gemarahbänden waren beinahe die Buchstaben nicht mehr zu erkennen, so zerlesen waren sie.

Jedesmal, wenn Mordechai in den Gemarahbänden blätterte, fuhr er mittendrin auf, schaute sich um und wurde rot. Er war überzeugt, daß alle seine Kameraden ihm dabei zusahen und seine Gedanken errieten. Dann blätterte er um und lernte immer lauter, um seine Gedanken zu überschreien. Je lauter aber der Singsang seines Lernens wurde und je stärker er sich dazu wiegte, desto deutlicher erschien ihm seine Braut, die er niemals gesehen und gesprochen hatte; wenn er an sie dachte, sah sie stets so aus wie Rachel, des Pächters Tochter.

Wenn der Großvater im Beth-Hamidrasch war, stahl sich Mordechai ins Gerichtszimmer und blätterte rasch einen Gemarahband nach dem anderen durch, in steter Angst, der Großvater könnte kommen. Er schämte sich vor sich selber. In den Bänden des Großvaters waren die gleichen Stellen mehr abgenutzt als alle anderen. Oft, wenn Mordechai mit dem Großvater bei Tisch saß und sein schütteres Bärtchen, sein abgezehrtes Gesicht, seine Katzenaugen betrachtete, da fiel ihm manchmal ein, daß sich der Großvater wohl auch im Gerichtszimmer einschließe, die Gemarahbände durchblättere und genau so zittere wie er.

Dann schämte er sich, dem Großvater in die Augen zu sehen, und schmähte sich selbst; er konnte nicht glauben, sein Großvater, der brave, fromme Jude, um den ein Geruch von altem Pergament und alten Büchern lag, könnte so etwas tun. Nein! Welch ein unsinniger Einfall!

So ging Mordechai wie im Traum umher und fühlte, wie böse Gedanken ihn umringten und Gewalt über ihn bekamen; und obwohl er wußte, daß böse Gedanken schlimmer sind als böse Taten, so konnte er sich doch nicht helfen und sündigte immer wieder.

Da trat ein kleines Ereignis ein, das Mordechais Leben völlig veränderte. Rabbi Mojsche begann zu kränkeln und konnte nicht mehr mit Mordechai lernen. Daher übergab er ihn einem jungen Chassid. Der lernte mit Mordechai wenig, sondern ging stundenlang im Beth-Hamidrasch umher und dachte nach. Wenn er vom Umhergehen und Nachdenken müde wurde, dann setzte er sich neben Mordechai nieder, faßte ihn bei den Händen, als fürchtete er, Mordechai könnte ihm weglaufen, und sprach leise und geheimnisvoll unaufhörlich auf ihn ein, um ihn in das Wesen des Chassidismus einzuweihen. Mordechai, der von Natur aus gläubig war, bedurfte keiner Wunder, um zu glauben, und war bald dem jungen Manne mit Leib und Seele ergeben. Er hörte auf zu lernen, verbrachte ganze Tage mit jungen Chassidim und hörte viele Geschichten über Rabbi Mendele aus Kozk. Diese Geschichten prägten sich ihm so tief ein, daß es ihm keine Ruhe ließ; es zog ihn zum Rabbi und er nahm sich vor, ohne Wissen

der Eltern nach Kozk zu gehen. Mordechais Gedanken waren jetzt noch schlechter als früher. Aber er fühlte sich nicht sündig, denn nun glaubte er, er habe einen Halt — denn Rabbi Mendele ist ja der Gerechte seiner Zeit. Gerade damals hörte Mordechai, daß Reb Itsche, der Kabbalist, sich bei ihnen im Walde aufhalte. Darin sah er Gottes Fügung; er war sicher, Reb Itsche werde für ihn Partei nehmen und die Eltern beruhigen; und er bereitete sich zur Pilgerfahrt.

Die Reise nach Kozk erschien Mordechai als Spaziergang im Walde, wie zur Zeit, wenn er einige Tage dort herumgestreift war. Bis zur letzten Minute dachte er nicht daran, woher er Geld zur Reise nehmen werde, machte auch keine Pläne, sondern war sicher, wenn er das Geld zur Reise brauche, werde es da sein.

Eines Sabbats, am Nachmittag, als der Rabbi im Beth-Hamidrasch war, nahm Mordechai aus des Großvaters Wochentagsweste einen Schlüssel, öffnete die Messingtruhe und entnahm ihr fünfhundert Gulden. Als er am späten Abend heimkam und sein Bündel für die Reise schnüren wollte, trat der Schammes ein:

„Dein Großvater ruft dich!“

Im Gerichtszimmer saß der Rabbi mit Mordechais künftigem Schwiegervater Reb Fischl.

„Mordechai, hast du aus dem Koffer fünfhundert Gulden genommen?“ fragte der Rabbi.

Mordechai wurde rot, dachte eine Weile nach und antwortete:

„Ich — ich — ich habe sie genommen.“

„Am Sabbat?“ kreischte der Großvater auf, sprang empor und versetzte Mordechai eine Ohrfeige. „Den Sabbat entweiht, du Verräter Israels!“

Rabbi Mojsche zitterte, ballte die Fäuste und wurde blaß, als hielt er glühende Eisenstangen in den Händen; dann wendete er sich zu Reb Fischl:

„Fischl, laß von dieser Heirat! Mein Enkel ist ein Dieb! Hörst du?“

„Ich höre, Rabbi . . .“

Am nächsten Morgen war Mordechai wieder im Walde.

Dwojrele weinte vor Freude und küßte den Sohn. Mordechai blickte auf den Vater und wartete, daß er ihm den Willkommgruß biete. Abraham stand beiseite, die Hände in den Hosentaschen, wie ein Baumstamm; er lächelte.

„Warum so plötzlich, mein Augapfel?“

„Ich konnte es nicht mehr beim Großvater aushalten!“

„Eine Neuigkeit! Und der Schwiegervater hat dich weggelassen?“

„Ich bin nicht mehr verlobt!“

Abraham nahm eine große Prise, nieste dreimal, daß alle Scheiben zitterten, fuhr mit den Händen durch den langen Bart und sah zu Dwojrele hinüber, die dastand und die Hände rang, als hätte sie das schwerste Unglück getroffen. Innerlich freute sich Abraham, daß Mordechai vom Großvater fort war; die Heirat war auch nicht allzusehr nach seinem Sinne gewesen. Aber die Geschichte mit den fünfhundert Gulden war ihm ganz und gar nicht recht.

„Du hast also den Großvater bestohlen? Ha, ha, ha! Man erlebt Freude! Dazu hast du bis in dein sechzehntes Lebensjahr lernen müssen, du Taugenichts!“

Einige Tage war Abraham böse und gab Mordechai keinen Willkommgruß. Dann begann Dwojrele zu jammern, daß Abraham sie unglücklich mache: „Gott sei's geklagt, wieviel Kinder habe ich denn? Einen Sohn, einen einzigen.“ Da gab Abraham dem Sohn den Willkommgruß und beschloß, Mordechai in die Arbeit im Walde einzuführen.

Als Mordechai nach Hause kam, merkte er, daß der Vater älter und stärker geworden war; selten fuhr er aus dem Walde heraus. Obwohl der Alte jetzt von Tag zu Tag frommer wurde, so kam es doch auch vor, daß er einmal strauchelte. Auf seinem Hofe, wo eine kleine Quelle entsprang, ließ er einen Brunnen bauen; und an jedem Nachmittag, wenn die Fischermädchen Wasser schöpften, saß er auf der Veranda, plauderte mit ihnen und hatte großes Vergnügen daran, daß die Mädchen dem „Pan Schreiber“ die Hände küßten.

Polnische Wälder

Polens Wälder begannen schütter zu werden. Der alte Gutsherr, der Schlachtschitz mit dem langen Schnurrbart, mit dem pergamentenen Adelswappen an der Wand, der zweiläufigen Büchse über dem Bett, der wahre Vater des Dorfes, wurde immer seltener. Der alte Schlachtschitz hatte seinen Wald gehütet wie seinen Adelsbrief aus Pergament, wie seine schweren messingbeschlagenen Truhen, in denen altfränkische silberne Krüge und alte polnische Münzen lagen. Und hatte sich bei einem eine Silbermünze mit hebräischer Inschrift aus den Zeiten des alten Mieszko vererbt, aus den Zeiten, da die Juden, vielleicht die ersten wirklichen Herren der Weichsel, Münze schlugen, da klang der Name dieses Schlachtschitzen weit und breit in der ganzen Umgebung.

Selten schlug ein alter Schlachtschitz eine Eiche und nie verkaufte er einen Eichenwald; er wußte: in den „heiligen Eichenwäldern“ hatten seine Vorfahren Altäre aufgestellt, und bei den Altären, um das ewige Feuer, erheiterten blauäugige, halbnackte Priesterinnen die Stammesältesten, nahmen Opfer für die weißhalsige Koleda entgegen und für die schamhafte Madzianna, die sich in jedem Frünling der Erde ergab, fruchtbar ward und Mutter wurde. Und der kluge Swiatowid stand vor dem Feuer und hielt die Hände über seinen feisten Bauch, verklärt vor Freude, daß seine Töchter, die schönen Priesterinnen, auf Kupferpfannen Weizenähren in Rauch aufgehen ließen, zwischen den duftenden Pfannen umherwirbelten und in Opferrauch einge-

hüllt auf weißen frischen Lammfellen lagen, sangen und zauberten.

Die Krieger, in den Händen die Lanzen, in deren Spitzen das Wappen der Sippe eingeritzt war, in blauen Röcken, auf denen goldene und silberne Kreuze eingestickt waren — sie hörten nicht den Ruf der schweren Kirchenglocken und zogen scharenweise in die heiligen Eichenwälder zu den Altären, zu den schönen Priesterinnen.

Gar mancher Adelsherr, ein guter Katholik, der eine Kirche gebaut hatte und etliche hundert Benediktiner unterhielt, der sein Leben lang gegen den Antichrist gekämpft hatte, erbaute heimlich im Wald eine Hütte, die hinter einem Erdwall und verzweigten Eichen lag, und in welcher eine Zauberin mit schönen Töchtern hauste.

Der alte Schlachtschitz mit dem Adelswappen an der Wand, mit dem Juden, der seine Geschäfte führte, war selten geworden; das junge Geschlecht, das in Warschau, Rom und Paris aufwuchs, kannte das Dorf beinahe nicht. Der junge Schlachtschitz verbrachte seine Zeit mit einer Courtisane, zahlte Hunderte für einen bunten Jupon und warf Tausende für ein halbnacktes Füßchen hinaus. — Da seufzten die dichten Wälder Polens, sie wurden schütter und gingen in jüdische Hände über. Die Stämme wurden zu Flößen gebunden, und den ganzen Sommer lang sandten Juden auf der Weichsel Holz nach Deutschland. Neue Wälder zu pflanzen, lohnte dem Gutsherrn nicht; es dauert zu lange, bis ein Wald schlagreif wird. So wurden die Stümpfe ausgebrannt und das Land beackert; von den Wäldern blieb keine Spur.

Am Ostermontag, nachmittags waren die Fischer in den Wald gezogen.

Es war ein alter, gemischter Wald. Die Bäume wuchsen wie Zwillinge, einer neben dem andern. Da es ihnen zu eng war, reckten sie ihre grauen Wurzeln aus der Erde wie verkrampfte Glieder.

Die vielästigen Eichen, die gewaltsam in dem dichten Wald aufsprießten, sich krümmten und die nächsten Bäume bis zur Dürre aussogen, hatten kleine weiße Blüten angesetzt; tief im Walde, wo die Sonne fast nie hinkam und noch Stücke Schnee wie alte ausgebleichene Lammfelle lagen, zog sich eine Reihe rötlich erblühter Nußbäumchen, vermischt mit schmalen Espen, und teilte ihn in Adelswald und Bauernwald.

Talwärts im Bauernwald roch die hügelige dampfende Erde nach frischgebackenem Brot, nach eingeweichter Eichenrinde. Diese Espen mit ihren krummen, ineinander verfilzten Ästen, die wie Tatzen aussahen, tauchten wohligh ihre Wurzeln in den fetten sumpfigen Boden, und ihre sonst schwärzliche Rinde war von der Feuchtigkeit fast rot geworden.

Bergaufwärts, im Adelswald, wo der Boden sandiger ist, hatten Kiefern den Schnee von sich abgeworfen, sogen durch ihre Wurzeln wie durch Adern Nahrung von der Mutter Erde und verjüngten sich. Satt und angeschwollen wie volleutrige Kühe, baten sie geradezu die erhitzten Waldheger und die müden Wanderer, die Lippen anzulegen und zu trinken.

Mordechai und der Vater standen im Walde, zählten die gefällten Stämme und bezeichneten sie mit roten Kreidestrichen. Der alte Abraham lief in ein paar hohen Stiefeln und einem kurzen Winterrock brummig von einem Baume zum zweiten, schnupfte fortwährend aus seiner silbernen Tabakdose, rümpfte die dünne Nase, schnellte die Tabaksreste von den Fingerspitzen, und seine Worte kamen stoßweise, wie Dampf aus einem Kessel, aus seinem Munde:

„Auch Bäume! Na ja, wenn man sich auf niemanden verlassen kann! Du warst doch beim Fällen dabei? Wo hattest du deinen Kopf? Aber du bist immer zerstreut. Zum Lernen, mein lieber Sohn, hast du soviel Lust wie dein Vater! Gut, ich habe nichts dagegen! Was denn? Wie ich in deinen Jahren war, da war ich schon ein fertiger Kaufmann! Bin mit den ältesten Leuten als Sachverständiger mitgefahren! Und du? Nichts!“ Er zuckte die Achseln. „Späne haben sie gefällt, die Hundskerle, keine Bäume!“

„Wenn das Späne sind“, — Mordechai, kräftig und sonnenverbrannt, wies lächelnd mit der Hand auf die gefällten Bäume — „dann sei das nächste Mal so gut, Vater, bemüh' dich allein hinaus und sage den Bauern, sie mögen Bäume fällen und nicht Späne!“

„Was, das sollen Bäume sein?“ — fuhr der Alte los, faßte den Sohn beim Ärmel und wies auf einen der gefällten Bäume. — „Für wie alt hältst du zum Beispiel dieses Bäumchen da? Was, die Ringe zählst du gar? Geh weg, Esel!“

„Natürlich zähle ich! Ich bin ja kein Prophet!“ — antwortete Mordechai.

„Wie ich so alt war wie du, habe ich nach dem Augenmaß er-raten, wie alt ein Baum ist!“ — brummte der Alte wütend, stieß den Sohn beiseite und bückte sich tief nieder, daß der rote Nacken sich fast bis zum Platzen straffte. — „Da schau her, wie man mißt: fünf Zoll, zehn — — — nun? Ein Bäumchen von einigen vierzig Jahren; soll man das Gesindel nicht hängen?“ „Ich habe hier keinen älteren Baum gesehen“, verteidigte sich Mordechai.

„Dann schlägt man nicht!“ schrie der Alte. „Der Lump ruiniert den ganzen Wald. Das Herz könnte einem brechen! Wenn man bei seinem Vater irrtümlich einen hundertjährigen Baum gefällt hat, so mußte man ihn verstecken — er war zu jung! Und jetzt — — — ihn kümmert das nicht! Er hat ja schwer gearbeitet der Lump, für diesen Besitz! Jetzt sitzt er dort, der Saufbold, in Paris, unterschreibt Wechsel, bringt ein Vermögen für Unsinn durch, und alle Arbeit des Alten geht in Nichts auf!“

Mordechai wußte, daß er nicht antworten sollte; der Vater würde sich ausschreien, vergessen und aufhören. Aber es lag ihm im Blut wie bei der ganzen Familie, nicht zu schweigen. Das war angeborene Streitsucht. Und obwohl Mordechai beschlossen hatte, nicht zu antworten, sprach es, ohne daß er es wollte, aus ihm heraus:

„Warum regst du dich so auf? Er will schlagen — mag er! Es ist doch nicht dein Wald.“

„Ich will aber nicht!“ — fuhr der Alte los und schnaufte durch die Nase.

„Das genügt nicht!“ — Mordechai lächelte. — „Du bist nicht der Besitzer, Vater!“

„Solange ich lebe, bin ich der Herr!“ — schrie Abraham den Sohn an und es sah aus, als wolle er sich auf ihn stürzen. — „Ich habe es schwarz auf weiß vom Alten, daß mir keiner kündigen kann, solange ich lebe! Verstehst du, Trottel?“

„Großartig!“ — Mordechai wurde hitzig. — „Wer spricht vom Kündigen, ich meine, Wälder seien dazu da, daß man sie schlägt!“

Der Heger, ein Bauer in den Fünfzigern, in einem blauen Tuchrock mit zwei Reihen hölzernen Knöpfen, stand plötzlich da wie aus dem Boden gewachsen.

„Da ist Marcin.“ — Abraham hustete und winkte dem Heger mit dem Finger, er möge nähertreten. — „Wie meinst du, Marcin, darf man die Wälder schlagen?“

Der Heger lächelte, erfreut, daß der „Pan Schreiber“ ihn mit einer Frage beehrte, und kratzte sich den Kopf:

„Tja, einen Wald schlagen — man hat immer geschlagen! Ist der Wald dicht, so wächst er besser, je mehr man schlägt! Mit dem Menschen ist es genau so — wenn er zu kräftig und zu hitzig ist, muß man ihm zur Ader lassen, nicht wahr? Ha, ha, ha, das ist gesund! Aber den Wald kahl schlagen, das, Panowie, ist Sünde. Schlägt man einen Wald kahl, so zerstreuen sich die bösen Geister und bringen den Menschen allerhand Unglück.“

„Ist das wahr?“ fragte Mordechai verwundert den Heger.

„Warum soll es nicht wahr sein, junger Herr?“ antwortete Marcin lächelnd. „Wohin, meint der Herr, sind die Bären gekommen? In ein paar Jahren wird es auch keine Hirsche mehr geben! Schlägt man einen Wald kahl, so zerstreut sich das Wild und stirbt aus; und in jedem Tiere sitzt ein böser Geist.“

Abraham hatte nicht gehört, was der Heger gesagt hatte. Er saß auf einem gefällten Stamm, kaute an seinem langen Bart und dachte daran, daß er Kartoffeln in die Stadt senden mußte. Der

Rabbiner hatte ihm geschrieben, die Juden stürben Hungers. Das sind Zeiten! Abraham muß erst erinnert werden! Sie glauben wohl, die Narren, daß er's für sich behält, daß er Schamai Schaft ist. Wer weiß denn so gut wie der Rabbiner, daß der Vater, Reb Mordechai, Gott habe ihn selig, mehr als sechs Monate lang die halbe Judengemeinde in der Stadt mit Kartoffeln und Brot versorgt hat! Und jetzt — — — es ist ja der reinste Fluch! Drei Jahre hintereinander ist schon alles auf den Feldern verbrannt. Die Bauern essen Kleie, gekochte Wurzeln, und davon schwellen sie auf und ganze Dörfer sterben aus. So einer Hungersnot kann sich keiner erinnern! Es steht gar nicht, gar nicht gut!

„Hör' zu,“ wandte sich Abraham an den Sohn — „morgen ganz zeitig geh' in die Windmühle und befiehl Mikolai, er möge die paar Metzen Korn mahlen, er weiß welche; wirst du nicht vergessen?“

„Ich werde nicht vergessen.“

Abraham zog die silberne Tabakdose hervor, klopfte einige Male mechanisch auf den Deckel, nahm eine Prise und streckte ohne aufzusehen die Dose Marcin hin.

Marcin näherte sich auf den Zehenspitzen, zwei Finger vorbereitet, und sah aus, als schicke er sich an, einen Fluß auf einem schmalen Stege zu überschreiten.

„Ha-a-tshi! Das beißt!“ — der Heger nieste, daß es wie ein Pistolenschuß knallte, und fühlte eine Taubheit in den Ohren, wie wenn ihm Wasser hineingekommen wäre.

„Nun, Marcin, was sagst du?“ fragte Abraham den Heger. „Wird es heuer eine gute Ernte geben?“

„Wer weiß? Gott allein weiß, Herr, was sein wird! Die Menschen haben schon genug gehungert! Man erzählt, daß das Bauernvolk ringsum rebellisch wird! In Peplowka haben die Bauern keine Kartoffeln für den Hof setzen wollen und gedroht, den Gutsherrn zu erschlagen. Das sind Zeiten! Der Bauer hebt die Hand gegen den Gutsherrn.“

Marcin, selbst ein Bauer aus einem alten Bauerngeschlecht, ein Leibeigener des Hofes, haßte trotzdem die Bauern. Er hielt

sich für eine Art Schlachtschitz und sprach von den Bauern und zu ihnen von oben herab.

„Beim alten Tabetzki wäre so etwas nicht vorgekommen!“ brummte Abraham in seinen Bart. „Der hat mit Knuten geschlagen und sie haben die Knute geküßt! Na ja, der Junge, das Herrchen, ist ja klüger als die ganze Welt! Er hat ja für die Kerle eine Schule gebaut; jetzt hat er's! Glaube mir, obwohl der Alte mit Knuten schlug, hatten ihn die Bauern lieber als den Jungen!“

„Was sagt Ihr dazu, Herr?“ warf der Heger ein „Die Bauern erzählen, der Kaiser werde ihnen den Boden schenken; dann wird es keine Herrschaft mehr geben. Ha, ha, ha, ist es nicht zum Lachen?“

Im Wald ertönte Gesang. Er schlug an die Bäume und hallte wie eine entfernte Kirchenorgel wider. Einen Augenblick spitzten alle drei die Ohren und horchten, woher der Gesang käme.

„Die Fischer singen.“ Marcin bekreuzte sich. „Sie gehen mit der Prozession. Meine Alte und Wacek sind auch dort.“

Der Heger zog den Hut, verbeugte sich tief und wandte sich zum Gehen.

„Richtig, ganz vergessen!“ — Abraham fuhr sich über die Stirn. — „Hast du ihnen Bier geschickt?“

„Ja, fünf Fässer.“

„Gut.“

„Marcin!“ rief Mordechai dem Heger nach. „Warte ein wenig, Marcin, ich gehe mit!“

„Er wird nicht gehen!“ schrie Abraham und winkte Marcin mit der Hand, er möge allein gehen; dann wandte er sich an Mordechai. — „Du bist schon dabei hinzurennen! Ich habe dir gesagt: seit sie das Heiligenbild hart an der Waldeinfahrt aufgestellt haben, tritt mein Fuß nicht mehr unter sie; und du darfst auch nicht gehen, hörst du?“

Mordechai antwortete nicht; er stand verärgert da, trat heftig mit der Spitze seines Stiefels auf dürre Zweige, daß sie knackten, und hörte zu, wie es um ihn seidig rauschte; und durch den Wald ging ein Zittern, benahm den Atem und lockte.

Vater und Sohn gingen langsam nebeneinander her und schwiegen. Plötzlich legte Abraham die Hand auf Mordechais Schulter und zog ihn an sich:

„Weißt du, mein Einziger, trotz allem habe ich dich lieb. Bist halt im ganzen nach dem Vater geraten, auch so ein sündiges Wesen wie ich. Ha, ha, ha!“

Mordechai traute seinen Ohren nicht; mit weitgeöffneten Augen sah er den Vater an. Solche Reden hatte er nie von ihm gehört.

„Was schaust du mich so an, ha?“ — der Alte lächelte weich und nahm den Sohn beim Arm. — „Wunderst du dich? Ja, sag’ doch, wie gefällt dir Reb Itsche? Das ist ein Frommer. Was?“ — begann der Alte unvermittelt, als wollte er den Sohn vom Thema abbringen. — „Es bleibt ja unter uns — mir gefällt er besser als Reb Mendele. Reb Mendele hat zuviel Weiber um sich. Das gefällt den Leuten. Aber Reb Itsche, verstehst du, ist ein Engel! Vielleicht — durch seine Gnade — wir wohnen ja unter einem Dach — weißt du, so Gott will, im Herbst schicke ich dich mit Reb Itsche nach Kozk.“

Abraham ließ Mordechais Arm los, rieb sich die Hände, strich sich durch den langen Bart, und nachdem er schweigend einige Schritte vorausgegangen war, wandte er sich um:

„Ich sehe ja, dich zieht es zu den Fischern, was? Also geh! Ja, was wollte ich sagen? Ja, hör’ zu, Lausbub!“ — lächelnd drohte der Alte mit dem Finger — „laß die Fischermädels in Ruh’, hörst du?“

Mordechai schlug die Augen nieder; bei den letzten Worten des Vaters errötete er wie ein junges Mädchen. Er blieb stehen und sah dem Vater nach, wie er dahinging, tiefe Fußspuren hinter sich lassend, steif mit emporgerichtetem Kopfe, dabei die Arme wie Flügel bewegend; Wärme durchzog Mordechai. Und dann sah er, wie der Vater mitten im Gehen den Kopf senkte; der stets gerade Rücken beugte sich und die ganze Gestalt wurde mit einem Male schwerfällig und alt; Mordechai durchflog der Gedanke, bald, bald werde er allein im großen Walde bleiben,

der letzte seines Stammes. Er schämte sich, weil ihm solches in den Sinn gekommen war. Er fühlte wehe, starke Liebe zum Alten. Er liebte ihn für seinen Zorn, seine Streitsucht, für die Schläge, die er von ihm erhalten, und es schmerzte ihn, daß mit dem Vater der Stamm fast zu Ende ging.

Die Prozession

Mordechai lenkte seinen Schritt zu den Fischerhäusern.

Eine alte, dürre Buche, die einzige im ganzen Walde, mit runzlicher Rinde, stand auf einem Hügel. Sie war über und über mit eingeschnittenen Namen Unbekannter bedeckt, mit Namen Verliebter und mit Daten. Unter den Namen hoben sich deutlich die quadratischen hebräischen Zeichen von Mordechais Großvater und Urgroßvater hervor, welche sie vor Jahrzehnten eingeschnitten hatten; sie hatten sich wohl freudig ausgemalt, daß einer ihrer Enkel oder Urenkel diese Zeichen lesen, an ihren Ursprung denken und sich der Ahnen erinnern werde. Mordechai blieb stehen. Die großen grauen Augen des Sechzehnjährigen weiteten sich und mit einem Male fühlte er unbewußt hinter sich Generationen; er fühlte die Kraft in sich, den Faden weiterzuspinnen. Ebenso wie die Waldheger glaubte Mordechai, daß die Buche, wohl die einzige ihrer Gattung, die in ganz Polen übriggeblieben war, wenn sie in einem Lande verschwindet, im anderen emporwächst und nach etlichen Generationen sich wieder verbreitet.

Durch den Wald drang Gesang.

Mordechai legte das Ohr an die Wurzeln eines Baumes — er wollte wissen, woher der Gesang kam; aber die Stimmen vermengten sich, kamen von allen Seiten und widerhallten wie das Summen in einem Bienenstock.

Mordechai schritt durch den Wald, riß vorjährigen schwarzen Wacholder ab, der wie große schwarze Brombeeren aussah,

kaute die Beeren und dachte an den Vater, an die Prozession und daran, daß die Bauern bitteren Wacholder in Wasser aufweichen, ihn dann durch Stroh seihen, mit Hopfen mischen und so ein schwarzes Hausbier brauen.

Er trat aus dem Walde und betrachtete die alten Kiefern, die noch im vorigen Jahre geblüht hatten. An ihren Spitzen hatten sich Kronen länglicher Nadeln gebildet, die wie große Nester aussahen. Das war das Zeichen, daß sie nicht mehr weiterwachsen würden. Sie reckten die stolzen Köpfe, und stumm, wie zum Tode Verurteilte, harrten sie der Axt.

Mordechai erkletterte eine Kiefer — er hielt Ausschau nach den Fischern. Er sah den alten Wald sich stolz meilenweit hinziehen, sah aus verfaulten Stümpfen junge Eichen sprießen, sah die nackten Felder sich begrünen, sah aus den kleinen Fischerhäuschen nach dem langen schweren Winter auf allen vieren neue Geschöpfchen kriechen: sie sahen aus wie Küchlein, die aus dem Ei geschlüpft waren, und öffneten verwundert die Mäulchen, blinzelten mit den hellen Äuglein und blickten auf die blauen Wälder und den noch blauerem Himmel. Da faßte Mordechai die Kiefer fester, streckte den Kopf über ihre Krone, blickte freudig von Osten nach Westen und empfand Entzücken über Gottes schöne Welt.

Die Fischer zogen, jung und alt, mit Gesang vom Bauernwald in den Adelswald und vom Adelswald in den Regierungswald. Voran schritten in rotgestreiften Kleidern vier Mädchen und trugen die Strohpuppe. Die weißen Tüllschleier, welche von den Köpfen der Mädchen wehten, hoben sich im Wind und flatterten wie Fahnen über der Puppe.

Die Fischer, bronzefarben und stahläugig, gingen mit den Frauen und sangen laut; erschrocken hoben sich die Vögel von den Zweigen, hielten eine Weile vor der Sonne an und jubelten erst leise, dann höher und höher, bis zum lautesten Triller; das Vogelgezwitscher erfüllte den Wald, die weiten nackten Felder und vereinigte sich mit dem Fischergesang.

Der Prozession fuhr ein Wagen mit Krüppeln nach — meist

Kinder mit großen Wasserköpfen, dünnen Beinen, die wie Stöckchen aussahen, und hart gespannten geschwollenen Bäuchen, wie Pauken, von zuviel ungeschälten Kartoffeln.

Beim Muttergottesbild am Kreuzwege, das vor langen Jahren aufgestellt worden war, damit die Cholera aufhöre, machte die Prozession halt. Am Fuße des Standbildes, wo der „böse Geist“ begraben lag, wurde die Puppe niedergelegt, und die Jugend zündete ein Feuer an.

Die Mütter nahmen ihre Kinder vom Wagen, brachten sie zum Muttergottesbild, und die Krüppel schmückten es mit Kränzen aus Papierblumen und grünem Wachholder. Die kranken Kinder streckten ihre dünnen Ärmchen der Mutter Gottes entgegen, schauten in ihre träumerischen Augen, blickten auf ihre schönen halbgeöffneten Lippen, fühlten, strahlend glücklich, daß es ihnen besser wurde, und hofften, die Mutter Gottes werde sich für sie bemühen.

Die unglücklichen Mütter fielen mit ihren Krüppeln der Mutter Gottes zu Füßen — und auch zu Füßen der Puppe; Tränen in den Augen, beteten sie lange und leise und strichen dabei fortwährend den Kindern mit geweihten farbigen Eiern und Teufelsfingern über die Augen.

„Genug, Weiber, genug!“ rief ein Fischer. — „Geh und setzt die Krüppel wieder auf den Wagen!“

„Ach was!“ rief ein zweiter und kratzte sich dabei unterm Hut. „Es wird genau so helfen wie Weihrauch einem Toten!“

„Ob es helfen wird oder nicht, das weiß ich nicht! Das ist Gottes Sache!“ — Eine Bäuerin in mittleren Jahren erhob sich und nahm hastig ihr krankes Kind auf den Arm. — „Aber lachen, Bruder, darfst du nicht! Sonst können dir die Beine dürr und krumm werden und man wird dich auf einer Karre heimbringen müssen!“

„Verzeih mir solche Rede, heilige Mutter Gottes“ — ein zweites Weib hatte sich erhoben und bekreuzte sich vor dem Bilde — „für solche Worte möge ihm das Maul hinten stehen!“

„Nun, genug, genug, Weiber!“ rief es von allen Seiten.

Ein älterer Fischer steckte die Hände in die Hosentaschen, spuckte aus und sagte, als spräche er zu sich:

„Wer zuviel betet zur heiligen Mutter,
Hat sicher auf dem Kopf viel Butter!“

Alle lachten.

Die Mütter mit feuchten Augen und leidenden Zügen brachten die Krüppel wieder im Wagen unter. Die älteren Fischer gossen einander aus Fläschchen Wasser über die Hände, setzten sich um das Feuer und bewirteten einander mit gefärbten Eiern; dabei klagten sie, daß die Jugend verdorben sei und daß der Festzug von Jahr zu Jahr schwächer werde.

Die Jugend goß einander ganze Eimer voll Wasser, nicht etwa über die Hände, sondern in den Nacken — mit Quietschen rannten die Mädchen durch den Wald wie aufgeschreckte Vögel und versteckten sich hinter den Bäumen. Die Burschen jagten den Mädchen nach, fingen sie, und lachend und schreiend verlor sich die Jugend pärchenweise im Walde, setzte sich unter die alten Eichen, und eins an das andere gedrückt feierten sie zusammen mit dem alten dichten Walde das Fest des Tages, da Madzianna sich der Mutter Erde ergeben.

Unter den Pärchen befand sich auch Mordechai. Mit einer Hand hielt er die blasse, schwarzäugige Rachel, des Pächters Tochter, umfaßt, mit der anderen glättete er ihre zerzausten, schwarzen Haare, welche beinahe ihr ganzes Gesicht verdeckten.

Mordechai saß atemlos; er glaubte nicht, daß er wirklich Rachel hielt, und wußte nicht, wie es gekommen war. Als er zusammen mit den Burschen nach den Mädchen lief, hatte er sich vorher umgeschaut, um sich zu vergewissern, daß ihn niemand von seinen Angehörigen sah. Als er schon tief in den Wald gelaufen war, da merkte er plötzlich, daß er Rachel nachjagte, und schämte sich. Er wußte, daß ihn Rachel für einen kleinen Jungen hielt, ihn immer zum Rotwerden brachte und über ihn hinweg sah; da hatte sich Mordechai eingeredet, daß er sie haßte. Wer war sie denn? Eines armen Pächters Tochter! Wenn er

wollte, könnte er den Vater bitten, und der Pächter würde weggeschickt. Je mehr Rachel ihn mied, desto stärker redete sich Mordechai ein, daß er sie nicht ausstehen könnte. Dabei aber schickte er statt einen Sack Kleie für des Pächters Pferde in der Woche deren zwei.

Als Mordechai merkte, daß er mit Rachel allein im Walde sei, da fühlte er, wie ihm das Blut in die Schläfen stieg; er wollte sich hinter einem Baume verstecken, damit sie ihn nicht bemerke. Aber gerade in diesem Augenblick blieb Rachel stehen und wandte sich um. Lange Zeit sahen sie einander an. Rachel wurde rot, schlug ihre großen Augen nieder, die schwarz waren wie der Wald, dann hob sie sie wieder und blickte Mordechai weich und warm an. Im Walde war es dunkel, ringsum kein lebendes Wesen — Mordechai vergaß alles und umfaßte Rachel. Sie blieben unter einem Baume stehen. Vor Freude schloß Mordechai die Augen; er fühlte, wie das Blut ihm aus den Schläfen wich und seine Füße schwer machte, als wären sie in der Erde eingegraben; aber im Kopfe wurde es bei ihm hell, alles wurde geradezu durchsichtig, daß er meilenweit sehen konnte. Er umfaßte Rachel fester und küßte sie auf Hals und Augen. Das Mädchen wehrte sich nicht; halb ohnmächtig hing sie an seiner Schulter, ihre Lippen waren ein wenig geöffnet. Mordechai fühlte ihre schwarzen Haare in Strähnen über sein Antlitz fallen, fühlte, wie ihr Atem sein Ohr wie Straußfedern streichelte. Vorsichtig hob er sie empor und setzte sich mit ihr unter einen Baum.

Leise rauschte der Wald.

Die riesigen Kiefern sahen im Scheine der untergehenden Sonne wie Säulen aus Kupfer und Bernstein aus, deren Knäufe den Himmel stützen. Die dünnen Wacholderbäumchen, um die sich niedrige Sträucher wie Krinolinen bauschten, wiegten und bogen sich zwischen den Kiefern wie junges Weibsvolk. Wolkenfetzen, die über den Himmel verstreut waren, ließen sich allmählich auf den Wald nieder und hüllten die Baumspitzen ein. Die Wipfel durchstachen die Wolken und der Himmel blutete.

Die Fischer beugten sich zu den Baumwurzeln nieder, legten die Hände und die Hüte an den Mund und schrien, daß es dumpf und lange im Walde hallte wie aus den Tiefen der Erde. Die Alten riefen die Jugend.

Rachel riß sich, halb schämig, halb böse, aus Mordechais Armen los, richtete das Haar, riß mit beiden Händen Moos aus, bewarf Mordechai damit und tat, als wäre sie böse:

„Geh, du bist schlecht!“

Von allen Seiten antwortete die Jugend aus dem Walde mit Pfeifen und Gesang und kam paarweise zwischen den Bäumen hervor; es sah aus, als wären in den tiefen Höhlen die Waldgötter wieder auferstanden und zogen den dunklen Wald entlang zur Weichsel, Wanda zu grüßen.

Mordechai ging mit Rachel; er wollte sie zurückhalten, wollte ihr etwas Lustiges erzählen; aber es fiel ihm nichts ein.

Immer wieder faßte er ihre Hand, ließ sie los und nahm sie wieder. Er schaute auf den alten Wald, aus dem dunkle Töne drangen, und spürte, wie jeder Baum ihn rief. Immer langsamer ging Mordechai der Prozession nach, blieb bald weit zurück und hörte den Gesang immer stiller und stiller werden. Dann setzte er sich mit Rachel unter einen Baum.

Über der Weichsel erhoben sich Wasservögel mit länglichen Schnäbeln, blieben eine Weile still in der Luft wie weiße Flecken und begrüßten die Nacht mit ihrem tschir-tschir.

Die Nacht breitete sich über den Wald aus. Er wurde dichter und tiefer. Die Nachtvögel schüttelten ihren Tagschlaf ab, schauten von den Wipfeln der Bäume mit grünen Augen nieder und schlugen mit den schweren Flügeln; zu weit und zu tief geworden, benahm der Wald den Atem und jagte Furcht ein.

Von ferne schillerte die Weichsel wie bläulicher Stahl; sie schien immer näher und näher zu rücken, und es sah aus, als hätte der Waldzauberer die Bäume und das Wasser verstellt, aus seinen breiten Ärmeln Fledermäuse wie Pfeile abgeschossen und alles für das mitternächtige Zauberhochamt vorbereitet, auf das er wartete.

Die Fischer sammelten sich wie Schatten am Ufer des Flusses. Mit einem Male verschwanden sie irgendwo, und ihr inniger Gesang strich bis Mitternacht über die nackten Felder und über den Wald; die hundertjährigen Eichen sangen die Begleitstimme.

Vor langer, langer Zeit, als die Menschen noch jung waren und die Sprache der Bäume verstanden, lebte Prinz Krakus, Ljachs jüngster Sohn.

Krakus wohnte mit seiner jungen Frau Landana am Quell der Weichsel in einer Höhle, die die Form eines Menschenschädels hatte. Die Höhle war weit und breit berühmt.

Damals waren die Menschen gut. Sie wußten, daß der Herr des Waldes, der graue Waldvater, der vor Alter dicht mit Moos bewachsen war, jedes Bäumchen streichelte, jedes Zweiglein küßte und den Wald liebte wie eine Mutter ihre Kinder. Sie wußten, daß der Waldvater in jedem Baum, in jedem Blatt, in jedem Zweig wohnte; es war ihm eng und stickig in einem eigenen Hause, darum erbauten ihm auch die Menschen kein eigenes Haus. Nacht um Nacht berief er alle Winde, alle Tiere und Vögel, gab in ihre Hut den Wald, und er selbst schwebte von einer Höhle in die andere, wo die Menschen wohnten, und küßte ihre blauäugigen Töchter — da bevölkerte sich der Wald mit Göttern und sie saßen auf jedem Baum, auf jedem Zweig.

Krakus merkte, daß sein Schwert an der Wand rostete und trug darob großes Weh. Er berief seine Scharen haariger Menschen und zog mit ihnen fort auf Raub über die schneebedeckten Berge jenseits der Weichsel; die schöne Landana ließ er allein, denn Krakus hatte mehr Freude daran, Menschenköpfe mit seinem Schwert zu spalten als auf seinem Lager mit der schönen Landana zu ruhen.

Landana sehnte sich nach Krakus, wartete auf ihn, wartete lange, weinte bei Nacht ihre schönen Augen rot — aber Krakus kam nicht.

Der Waldvater konnte ihr Leid nicht mehr mit ansehen und trocknete mit seinen Küssen ihre Tränen.

Damals wurde Wanda geboren, das Kind des Wassers mit den grünen Augen.

Jahre waren vergangen, Krakus kehrte nicht wieder; Wanda, schön wie sieben Sonnen, wuchs heran mit Trauer im Herzen und hatte Sehnsucht nach dem Vater.

Von den schneebedeckten Bergen jenseits der Weichsel stiegen riesige Scharen nieder wie Heuschrecken. Furcht ergriff die behaarten Menschen und sie kamen zu Wanda.

„Sei unsere Königin!“

Wanda sammelte ihre Scharen am Ufer, erwartete den Feind und sang das Lied von der Weichsel. Wenn ihre Finger über die Harfensaiten strichen, begannen die Gräser zu sprießen, die Bäume zu blühen, und Wald und Wasser sangen mit.

Der Feind stellte seine Scharen auf. Prinz Rüdiger trat vor Wanda hin, stieß sein Schwert tief in den Boden und neigte sich:

„Schöne Prinzessin, ich habe noch nie meine Schiffe während des Sturmes Anker werfen lassen, und meine Scharen lachen des Windes, lachen der verschneiten Berge . . . Sieh, hinter meinem blutigen Schwert ziehen Krähenscharen . . . Schöne Prinzessin!“

Wanda hob die Augen.

„Ich will die Deine nicht sein, verfluchter Deutscher!“

Der Prinz zog sein Schwert aus der Erde und gab dreimal das Zeichen; aber seine Soldaten waren geblendet von Wandas Schönheit; sie konnten ihr nicht ins Antlitz schauen, wie man der strahlenden Sonne nicht ins Antlitz schauen kann, und rührten sich nicht vom Ort.

Aus Kummer und Scham warf sich der Prinz in die Weichsel.

„Jetzt bin ich dein!“ rief Wanda.

Und sie wurde die Königin der Weichsel.

Reb Itsche der Kabbalist

Mordechai stand beim Fenster und blickte auf Reb Itsche, der bei einem eichenen Beth-Hamidraschtisch saß und eifrig lernte.

Reb Itsche stand in den Dreißigern; er war groß und schlank, hatte schwarze tiefe Augen, ein wächsernes Gesicht, einen dichten schwarzen Bart und einen Mund voll weißer, ein wenig krummer Zähne, die aussahen wie Bäume, die der Sturm verbogen hatte. Reb Itsche war ein Kabbalist, ein chassidischer Denker. Diese Sorte von Juden gibt es nicht mehr. Sie tauchten auf, als der Chassidismus aufkam. Tallis und Tefillin unter dem Arme, wanderten sie von Stadt zu Stadt, überallhin, wo es eine jüdische Siedlung gab, sprachen über die chassidische Lehre und eroberten ihr mit ihrem starken Glauben und ihrer großen Liebe Polen, Galizien und Wolhynien. Bald nachdem der Streit zwischen den Chassidim und ihren Gegnern aufgehört und der Chassidismus weite Verbreitung gefunden hatte, verschwanden die chassidischen Denker. Die ersten chassidischen Rabbis vererbten ihren „Stuhl“ selten ihren Kindern; jeder Rabbi hatte seine Schüler, junge Menschen, welche er unterwies, mit denen er die Gründe der chassidischen Lehre, die er alles Grobsinnlichen entkleidete, durchging; nach des Rabbi Hinscheiden fuhren die Chassidim zu diesen Schülern.

Reb Itsche war einer von ihnen — der Liebling des Rabbi von Kozk. Obwohl er stets allein war, die Menschen zu meiden und die Einsamkeit zu suchen schien, gewann ihn jeder lieb, der

in seinen Umkreis kam. Man liebte ihn, weil er freundlich war, die Fehler der Menschen nicht sah, die offen in die Augen fielen, und für jeden ein warmes Wort hatte. Seine schwarzen, tiefen Augen durchdrangen die Menschen auf den ersten Blick und er sah sofort, wozu ein anderer Jahre braucht, und was die meisten Menschen überhaupt nicht bemerken. Wer mit ihm sprach, fühlte, daß Reb Itsche in jede Falte seiner Seele schaute und daß das verborgenste Geheimnis für ihn offen lag; darum fühlte sich jeder vor Reb Itsche sündig und öffnete ihm sein Herz hastig, wie ein Kind vor der Mutter sein Herz ausschüttet. Ging man von ihm, so wollte man ihn möglichst bald wieder treffen.

In Kozk wußten alle, daß Reb Itsche die Menschen mied und das Alleinsein suchte, weil er die Ankunft des Messias zu erforschen suchte. Der Rabbi hatte schon öfters hingeworfen, Reb Itsche brauche Vereinsamung; „Menschen kennt er schon zu viele, er muß ein bißchen die Bäume kennenlernen.“ Als der Rabbi das wieder einmal sagte, war gerade Abraham „Schreiber“ in Kozk und klagte dem Rabbi, daß er so weit von einem Orte der Gelehrsamkeit wohne. Da antwortete ihm der Rabbi: „Nimm Reb Itsche zu dir, so wirst du Gelehrsamkeit bei dir haben und Segen wird auf deinem Hause liegen.“

Voll Freude bat Abraham Reb Itsche zu Gaste. Als Reb Itsche in den Wald kam, räumte ihm Abraham das schönste Zimmer mit all seinen Büchern ein und hütete ihn wie einen Edelstein. — So saß Reb Itsche schon das zweite halbe Jahr im Walde, fuhr nicht ein einziges Mal nach Kozk und lernte.

Mordechai hatte vom Vater und von Chassidim viel über Reb Itsche gehört — er wußte, Reb Itsche sei ein Kabbalist und ein großer Denker; vom ersten Tage an aber begegnete ihm Reb Itsche mit freundlicher Vertraulichkeit, sprach mit ihm wie mit einem Erwachsenen, behandelte ihn als seinesgleichen und kehrte nie hervor, daß er der große Denker sei; so gewann ihn Mordechai vom ersten Tage an lieb.

Reb Itsche ersuchte ihn, er möge, so oft er Lust hätte, zu

ihm ins Zimmer zu kommen, ungescheut eintreten, er werde ihn nicht stören. Bald gewöhnte sich Mordechai an Reb Itsche und begann nach und nach ihm alles, auch seine geheimsten Gedanken, zu erzählen. Reb Itsche rügte ihn nie und sagte nie: Tu' das nicht; sondern immer, wenn ihm Mordechai etwas erzählt hatte, begann er mit ihm von chassidischer Lehre zu sprechen und sprach dabei so, daß Mordechai in seiner Rede stets eine Antwort auf seine schlechten Gedanken fand. Mit der Zeit schloß sich Mordechai fest an Reb Itsche an, suchte ihn oft auf, schaute lange Zeit auf ihn und fühlte, daß kein Übel hereinbrechen könnte, so lange er mit Reb Itsche unter einem Dache weilte; dann ging er wortlos wieder weg; seine Seele aber war stets beruhigt.

Nach der Prozession hatte Mordechai das Lernen ganz aufgegeben. Tagelang streifte er im Walde umher und dachte an Rachel. Stundenlang saß er beim Taubenschlag und sah den Tauben zu, wie sie sich paarten. Wenn der Abend kam, entbrannte ein Höllenfeuer in allen seinen Gliedern. Er hielt es im Zimmer nicht mehr aus, jede Weile kam er mit einer Ausrede ins Försterhaus und spähte dort nach, wie der Förster mit seiner Frau schlief. Und wie zum Trotz wollte es nicht Nacht werden, keiner im Hause ging schlafen; wie ein gefangenes Wild lief Mordechai von einem Zimmer ins andere; vor Zorn warf er sich in sein Bett und zog die Decke über die Ohren. Sein Kopf brannte wie im Fieber, er redete unaufhörlich wirre Worte vor sich hin, die an Rachel gerichtet waren, bis endlich im Hause alles schlief. Dann stieg er barfuß leise durch das Fenster und lief zu Rachel, die einen halben Werst entfernt wohnte. So ging es Tag um Tag. In der ersten Zeit war Mordechai so glücklich, so sehr mit sich beschäftigt, daß er alle Menschen entbehren konnte, sogar Reb Itsche.

Mordechai merkte, daß man ihm nachspionierte; Rachels Vater, der Pächter, wurde ein zu häufiger Gast. Da beschloß Mordechai, sich Reb Itsche anzuvertrauen. Aber er schämte sich, daß er schon so lange nicht bei ihm gewesen, ihm sogar aus-

gewichen war. Als man aber zu Hause offen zu sprechen begann und die Mutter einmal sagte, wenn er nicht aufhören werde, sich mit dem Mädchen herumzutreiben, so werde man den Pächter fortschicken, da wußte Mordechai keine Hilfe mehr und ging schnurstracks zu Reb Itsche.

Als er diesmal eintrat, fand er Reb Itsche in ein Buch vertieft. Matt von der Hitze saß Reb Itsche ohne Rock, den „Talliskoten“ verschoben, mit offenem Hemd und rieb mit einer Hand den behaarten Körper, schloß im Lernen oft die Augen und las mit feuriger Stimme, fast schreiend:

„. . . to chasi . . . erhebe dich und sieh, in dem unteren Himmelsparadiese gibt es einen Ort, den kein Auge noch gesehen. Er ist ausgemalt mit den schönsten Farben. Tausend Paläste sind dort verborgen und keiner betritt sie, außer Moschiach, der stets im Himmelsparadiese weilt. Um das ganze Paradies stehen Streitwagen für die Frommen, und Moschiach herrscht über sie und über viele Armeen von Seelen der Frommen. Am Neumond, am Sabbat und am Feiertag betritt er alle Paläste und weilet in ihnen. In großer Weite gibt es dort einen noch verborgenen Ort, der ganz unbekannt ist; er heißt Eden, und niemand weiß, wie es dort aussieht. Moschiach durchwandelt den Ort Eden, bis sich vor ihm ein anderer auftut, der da heißt ‚Vogelnest‘. An diesem Orte sind die Bilder aller fremden Völker gemalt, die gegen die Juden Böses sannen. Moschiach geht hin, hebt die Augen und ersiehet die Väter, so dort weilen seit der Zerstörung, er ersiehet Rachel, Tränen sind in ihren Augen und Gott selbst tröstet sie, aber sie läßt sich nicht trösten. Dann erhebt Moschiach seine Stimme und weint, und das ganze Himmelsparadies erzittert und alle Frommen weinen mit ihm. Er jammert und schreit, schlägt an die Himmelstüren, und der Himmel über dem Paradiesgarten mit den hundertfünfzigtausend Armeen erzittert, bis des Moschiach Ruf den Thron der Herrlichkeit erreicht. Dann winkt Gott dem Vogel, der auf der dritten Stufe des Thrones der Herrlichkeit steht, und der geht zu seinem Nest und setzt sich neben Moschiach. Vom Throne

der Herrlichkeit ruft es dreimal, und Moschiach steigt empor und Gott schwört ihm zu, durch ihn auszurotten alle bösen Könige der Welt und für der Juden Leiden Rechenschaft zu fordern. Er spricht von all dem Guten, das er seinem Volke tun wird. Dann geht alles an seinen Ort zurück und Moschiach birgt sich wieder in seiner Behausung wie vorher . . .“

Mordechai sah, wie Reb Itsches wächsernes Gesicht mit der großen, durchfurchten Stirn aufleuchtete, wenn er Moschiachs Namen nannte. Mit einem Male fühlte sich Mordechai klein und nichtig, eine sündige Seele; er zitterte an allen Gliedern, als hätte man ihm Hände und Füße abgehackt, vergaß, warum er gekommen war, und hörte weiter zu mit Leib und Seele.

„— Nach zwölf Monaten wird sich Moschiach im Himmelsparadiese zu erkennen geben, alle Frommen werden ihn krönen und mit Gewaffen umgürten, darauf heilige Gottesnamen eingeritzt sind. Ein furchtbarer Stern wird am Himmel erscheinen, purpurfarben. Er wird auch bei Tag leuchten und strahlen vor den Augen der ganzen Welt. Und eine Feuersäule wird sich erheben von Norden her bis in den Himmel und wird dem Stern gegenüberstehen durch vierzig Tage, und die ganze Welt wird in Furcht erbeben. Dann wird der Stern mit der Flamme Krieg führen vor aller Augen. Eine Stimme wird sich erheben unter Donner und Blitz, daß die Erde davon erbebet und viele Armeen und Heere daran sterben. Und am gleichen Tage wird in Rom eine Flamme auflodern, die wird viele Burgen, Paläste und Türme verzehren. Dann wird eine Stimme anprallen an die Zweige der Bäume des Gartens und laut rufen: ‚Stehet auf, ihr Heiligen, stehet auf vor dem Moschiach! Gekommen ist die Zeit, da der Mann seine Frau zurücknimmt. Er will mit der Welt abrechnen für das Leid, das der Frau geschah, er will sie erheben und den Staub von ihr schütteln . . .‘ Dann werden alle aufstehen und ihn wieder mit Gewaffen umgürten. Abraham zur Rechten, Jizchak zur Linken, Jakob vorne; und Moses, der treue Hirte, wird mit allen Frommen um ihn tanzen. Wenn

er gerüstet ist, wird Moschiach wieder in das ‚Vogelnest‘ gehen und dort sehen das Bild der Tempelzerstörung und aller Frommen, die damals umgekommen. Da wird er die zehn Kleider der Rache hervorholen und sie vierzig Tage lang verborgen halten. Dann wird es vom Throne der Herrlichkeit nach dem ‚Vogelnest‘ und dem Moschiach rufen. Sie steigen empor, und Gott ersiehet den König Moschiach, in die Kleider der Rache gehüllt, in Gewaffen gerüstet, und er küßt ihn aufs Haupt. Da werden die dreihundertneunzig Himmel erbeben. Gott winket dann einem Himmel, der seit den sechs Tagen der Schöpfung verborgen gewesen. Und er nimmt aus dem Palast eine Krone, auf der heilige Gottesnamen eingegraben sind. Mit dieser Krone ist Gott gekrönt worden, als die Juden das Meer durchschritten, in ihr nahm er Rache an Pharao; die Krone setzt er dem Moschiach auf und küßt ihn wieder; da umringen ihn die heiligen Streitwagen und die Armeen des Paradieses. Von ihnen allen wird er gekrönt werden. Und er tritt in einen Palast und sieht dort alle oberen Engel, die ewig über die Zerstörung weinen. Dann kommt er von dort heraus, gekrönt, gekleidet in alle Rüstungen von unten und oben und viele heilige Armeen um ihn. Die ganze Welt wird ein Licht sehen, das vom Himmel bis zur Erde reicht. Sieben Tage wird es stehen und die ganze Welt wird erschrecken und hilflos sein und niemand, außer den Weisen, welche die Geheimnisse kennen, wird wissen, was das bedeutet. Die ganzen sieben Tage lang wird er auch auf der Erde gekrönt werden in dem ‚Vogelnest‘ — an Rachels Grab. Am Scheidewege steht sie. Er bringt ihr die Botschaft und tröstet sie und sie wird getröstet. Sie erhebt sich und küßt ihn. Dann schwindet das Licht von dort und bleibt stehen über der Palmstadt Jericho. Zwölf Monate lang wird er verborgen sein im Licht des ‚Vogelnestes‘. Dann wird er das Licht zwischen Himmel und Erde hängen und wird in Galiläa ruhen; dort wird er hervortreten aus dem Lichte des ‚Vogelnestes‘ und zurück an seinen Ort gehen. An diesem Tage wird wieder die ganze Erde erbeben von einem Ende des Himmels bis zum zweiten und die

ganze Welt wird erkennen: Moschiach ist gekommen. Glück-
lich, der in dieser Zeit sein wird und glücklich, der in dieser
Zeit nicht sein wird . . .“

Mordechai schaute auf Reb Itsche und meinte, dessen Seele
sei entrückt. Durch das offene Fenster sah er ein Stück des Wal-
des in Flammen — die Sonne ging unter. Beim Stall putzte
der Heger sein Pferd. Sein vierzehnjähriger Junge, Wacek, saß
barfuß auf der Erde, hielt den Hund Filut bei den Ohren und
neckte ihn, indem er einen Stein warf. Der Hund riß sich los,
in seinem Eifer rannte er über den Stein weg, dann faßte er ihn
mit lautem Bellen und trabte unzufrieden zu seinem Herrn
zurück.

Mordechai schaute auf den Heger und auf Wacek und be-
dauerte sie; sie wußten gar nichts und lebten wie die Tiere; und
da hinter der Wand sitzt Reb Itsche, der Welten baut und zer-
stört.

Reb Itsche schloß das Buch, und als er Mordechai bemerkte,
sagte er freundlich:

„Gut, daß du gekommen bist, Mordechai.“

Mordechai sah zu, wie Reb Itsche aufstand, den Rock anzog,
sich die Hände rieb und heiter durchs Zimmer schritt; sofort
wurde ihm wohl zumute und er wollte anfangen zu beichten. Er
stammelte, wurde rot und kam in seiner Erzählung nicht vor-
wärts; da begann er von neuem, verwirrte sich aber noch mehr,
und schließlich sagte er in ein paar Worten Reb Itsche, wie es
mit ihm und Rachel stand. Mordechai merkte, daß ihn Reb
Itsche, solange er sprach, nicht ansah, damit er nicht den Faden
verliere; dafür gewann er ihn noch mehr lieb.

Reb Itsche hörte bis zu Ende zu, dann blieb er stehen und
begann zu sprechen, als setze er ein abgebrochenes Gespräch
fort:

„Das bedeutet, daß du die erste Stufe erreicht hast — andere
kommen auch so weit nicht — gut! Gut! Wisse, ein ehrlicher
Jude muß sich der Herrschaft des Zaddik ergeben mit Leib und

Seele, denn der Zaddik vereinigt in sich Weisheit, Gnade, Liebe — was sage ich? Er vereinigt in sich alle Sefiroth, er hat nicht um das Herz die Kammer des Samael, die linke Kammer, in der das Böse Macht hat. Denn wisse, jeder Mensch hat auf beiden Seiten des Herzens zwei Kammern. Die rechte enthält bloß Geistiges, die linke aber ist mit Blut gefüllt, dort sitzt das Böse und führt den Menschen vom rechten Wege fort.“

Nachdenklich durchmaß Reb Itsche einige Male das Zimmer und kaute an seinem schwarzen dichten Barte; dann blieb er wieder stehen.

„Denn wisse, je mehr du dich des Irdischen entkleidest und dich der Herrschaft des Zaddiks ergibst — das bedeutet, dem Zaddik deinen Willen, deine Seele übergibst —, wird dein Wille, deine Seele halbpart dem Willen des Zaddiks und seiner Seele, die voll von Liebe sind; Liebe, mußt du wissen, ist das Herz der Welt, die Liebe hat Stufen, die niedrigste ist die Liebe von Amnon und Tamar. Eine Stufe in sich unterdrücken, wäre es auch die niedrigste, darf man auch nicht — man muß alle Stufen durchschreiten, und wenn du in dir alle Stufen vereinigt, wirst du nie ein Diener des bösen Triebes werden. Dann wird, du verstehst, die Kammer Samaels in dir immer kleiner, das Blut vertrocknet, das Böse verschwindet und du selbst steigst immer weiter, unaufhörlich von der niedrigeren Stufe bis zur höheren, bis du in dir den ewigen Willen, deine eigene Seele fühlst, imstande bist zu begreifen, was ein Zaddik ist; da fühlst du ein Feuer in allen deinen Gliedern und willst es löschen mit einem Worte des Zaddik, mit einem Blick von ihm.“

Reb Itsche verstummte, schritt durch das Zimmer, kaute an seinem Schnurrbart und runzelte die Stirne, als disputierte er mit sich selbst.

„Hör' zu“ — Reb Itsche blieb in der entferntesten Ecke des Zimmers stehen. „Vor zwölf Jahren, bald nach der Hochzeit, konnte ich mich nicht von schlechten Gedanken befreien. Ich saß bis über den Kopf in der ersten Stufe. Damals fuhr ich noch nach Pschyscha. Reb Mendele war schon damals bekannt und

berühmt. So beschloß ich denn, nach Kozk zu gehen. Ich kam nach Kozk und schrieb einen Wunschzettel, in dem ich Kraft für den Dienst des Herrn erbat. Man rief mich zum Rabbi. Ich trete ein; der Rabbi fragt: ‚Wohin bist du bisher gefahren?‘ Ich antworte: ‚Nach Pschyscha.‘ ‚Was willst du dann von mir?‘ schreit der Rabbi. Ich schweige. Er schreit noch lauter: ‚Rindvieh, wenn der Rabbi von Pschyscha dir nicht geholfen hat, werde ich dir gewiß nicht helfen. Fahr’ zurück, ergib dich seinem Willen; für dich gibt es noch eine Rettung, du gehst jetzt durch die erste Stufe. Der Mensch muß sich sündig fühlen, solange die Materie um seine Seele liegt; wenn du den eigenen Willen fühlen und begreifen wirst, wer der Rabbi von Pschyscha ist, dann komm zu mir.‘“

Mordechai saß noch immer beim Fenster und schien zuzuhören, obwohl Reb Itsche schon lange schwieg.

Er sah, wie der Himmel über dem Walde immer größere Flammen schlug und rot wie Purpur wurde. Da fiel ihm ein, das seien die Kleider der Rache, die Moschiach anziehen wird, wenn er das „Vogelnest“ verläßt. Glücklicherweise saß Mordechai da und blickte in den flammenden Himmel; er vergaß, wo er war und sah, wie Moschiach, ein hoher roter Jude, mit einem feuerroten Barte, in einen Purpurtallis mit schwarzen Streifen eingehüllt, im Paradiese auf und nieder schritt.

Mit einem Male fuhr er zusammen, als wäre er von einem Berge herabgefallen, und fühlte, daß da etwas nicht stimmte. Warum soll Moschiach rotblond sein? Er hatte sich Moschiach immer mit einem schwarzen Barte vorgestellt . . . Allmählich verbreitete sich ein trauriger Ausdruck auf Mordechais mattem Gesicht. Aus den großen, grauen Augen blickte Leid, und alles in ihm wollte laut schreien. Er stand hastig auf und wollte dem guten Reb Itsche etwas sagen — im Zimmer war niemand mehr. Länger als eine Minute schaute Mordechai auf den leeren Platz, wo Reb Itsche gestanden hatte, als wäre der Platz noch immer erfüllt von der Kabbalah; dann setzte sich Mordechai wieder nieder, stützte den Kopf in die Hände und blieb allein beim

offenen Fenster sitzen; er hörte die Kühe sehnsüchtig in den Ställen brüllen.

Die Nacht kam. Die Kiefern öffneten sich und troffen von gelbem Harz. Der Lindenduft machte müde. Tief im Walde hauchten Millionen von Pflanzen ihren letzten Atem in die Nacht — Mordechai wurde es eng, es hielt ihn nicht mehr im Zimmer. Die Bäume tönnten, Zweig verflocht sich in Zweig. Stahlfarben winkte die Weichsel — vor Mordechai erschien die blasse Rachel mit ihren Augen, schwarz wie die Nacht, mit ihren leisen, leichten Schritten und rief, zog ihn wie ein Magnet . . . Er wollte Jakob heißen, ein Hirte sein, auf dem Felde sitzen und auf der Flöte spielen, die blasse Rachel rufen . . .

Eine Nacht im Walde

Spät bei Nacht, als alle schliefen, stieg Mordechai leise durchs Fenster und lief barfuß über das feuchte Gras. Beim leisesten Geräusch schien es ihm, der Vater und Reb Itsche eilten ihm nach. Zitternd warf er sich in das betaute Gras und fühlte, wie die Blumen sich im Tau wuschen; Kälte durchzog ihn, daß sein ganzer Körper steif wurde.

Als er das Fenster berührte, erschien sofort das blasse Gesicht mit dem dichten Wald der Haare, mit den großen schwarzen Augen. Eine leichte offene Bluse mit kurzen Ärmeln, ein dünnes, kurzes Unterröckchen. Rachel umwand seinen Hals und er schritt mit ihr in den Wald.

Glücklich gingen Mordechai und Rachel Hand in Hand und fühlten gar nicht, daß Kiefernadeln und dürre Zweige ihre Füße zerstachen; sie drückten ihre Hände fester, blieben bei jedem Baume stehen, küßten einander und stammelten:

„Meine Rachel.“

„Mein Bub.“

Der Wald wiegte sich leise. Durch die Wipfel zog wie durch Harfensaiten ein leiser Wind, da erbebte der Wald und tönte weit und dunkel.

Der Mond stand überm Walde und spielte mit den kleineren Bäumchen und Blättern. — Zwischen den hohen Bäumen sammelten sich die Schatten wie schleichendes Wild, wie Scharen bleicher Vögel.

Das Paar setzte sich unter eine erblühte Linde und wurde so

fort mit kleinen weißgelben Blüten überschüttet; glücklich faßten sie einander bei den Händen und aus den jungen Herzen, aus den halbgeöffneten Mündern drang ein stummes Singen, stumme Freude in die Nacht.

Mordechais Lippen betäubten wie duftende Lindenblüten Rachels Sinne; sie fühlte, daß sie ihren letzten Atemzug in die Nacht hauchte und zu nichts ward; leicht wie ein Windhauch umwand sie Mordechai und flüsterte zärtlich:

„Ich hab' so Angst vor deinem Vater.“

„Brauchst nicht Angst haben, Rachel!“

„Aber dein Vater ist reich!“

„Deshalb?“

„Und ich bin eine Pächterstochter . . .“

„Geh, sprich nicht so, Rachel! Wenn du willst, sage ich morgen dem Vater, daß ich dich lieb habe; gut?“

„Nein, sag' ihm nichts.“

„Warum?“

„Weil ich ein armes Mädchel bin! Und dein Vater . . .“

„Was, mein Vater?“

Rachel grub ihre weißen Zähne in die Unterlippe und umfaßte Mordechai mit beiden Händen:

„Hast du mich lieb?“

„Meine Rachel!“

„Sehr lieb?“

„Mein Kätzchen!“

„Und wenn er nicht will?“

„Wer?“

„Dein Vater.“

„Er wird wollen!“

„Und wenn nicht?“

„Wenn nicht?“

„Wirst du mich sitzenlassen?“

„Ich — dich? Niemals!“

„Mein guter Bub!“

Sie küßten einander. Mordechai nahm Rachel auf den Schoß.

„Wenn mein Vater nicht wollen wird, so gehen wir beide fort, Rachel; gut?“

„Gut!“

„Wir werden in einer „Waldhütte“ wohnen. Ich will frisches Heu schneiden, die ganze Hütte will ich damit anfüllen, und wir beide werfen uns ins Heu wie ins Wasser. Siehst du, so!“

Sie streckten sich auf das Moos hin. Mordechai legte Rachels schwarzen Kopf, der mit Lindenblüten übersät war, auf seinen Schoß, riß einen Pilz aus der Erde und kühlte mit dem feuchten flaumigen Hütchen Rachels glühende Wangen, ihre müden Brauen. Rachel schloß die Augen und verzog die Unterlippe:

„Ich will nicht in einer Waldhütte wohnen. Sie werden uns fangen . . .“

„Wo denn?“

„Wir wollen in einer Höhle wohnen!“

„Dort wohnen doch böse Geister!“

„Hast du Angst?“

„Ich?“ . . .

Plötzlich sah Mordechai Funken vor den Augen. Er wandte den Kopf, um zu sehen, woher die Ohrfeige gekommen war; da brannte schon eine zweite auf seinem Gesicht, daß er fühlte, wie ihm alle Zähne im Munde wackelten. Er sprang auf. Der Vater, in Hemd und Weste, ein Käppchen auf dem Kopfe, stand vor ihm und schrie. Seine Worte klangen abgehackt.

„Du wirst da keine guten Jahre haben, du Verräter Israels! Ich will dir zeigen, dich mit Mädels bei Nacht herumzutreiben! Zu einem Schuster will ich dich geben, du Taugenichts du! Wenn du dem Vater nicht gehorchen willst, so geh hin, wo der Pfeffer wächst!“

Mordechai stand da, die Fäuste geballt und fühlte das Blut in den Schläfen hämmern; in der Gegend des Herzens wurde es ihm sonderbar hohl, als wäre von dort etwas herausgerissen worden; er hielt sich mit aller Gewalt zurück, um sich nicht auf den Vater zu werfen, obwohl er gewiß war, daß es nicht leicht sein würde, dem Vater beizukommen.

Indessen hatte der Pächter, welcher Mordechais Vater gefolgt war, die Tochter beim Haar gefaßt und schleppte sie unter Geschrei heimwärts.

Mordechai vergaß, daß der Vater dastand und daß er ihn erschlagen könne; mit einem Satze sprang er wie ein wildes Tier den Pächter an, warf ihn nieder und würgte ihn.

Mit Mühe riß ihn der Vater vom Pächter los; blutrot im Gesicht, die Fäuste geballt, mit zitternden Knien stand Mordechai da und fühlte: Jetzt, jetzt werfe ich mich auf den Vater. Er schnaubte wie ein atemloser Hund:

„Vater, da wird gar nichts helfen, auch Prügel nicht, ich werde Rachel heiraten!“

„Nicht solange ich lebe, Mordechai,“ — der Vater drohte mit der Hand — „vorläufig bin noch ich der Vater und ich habe, glaube ich, noch etwas zu sagen, du Taugenichts! Zum Teufel will ich dich jagen, hörst du? Schande willst du mir antun?“ — schrie der Alte und faßte Mordechai bei der Gurgel. „Lebend begraben will ich dich lieber, als Simche den Pächter zum Schwäher haben!“

„Laß los!“ Mordechai riß sich aus den Händen des Alten. „Laß los, wenn du nicht willst, daß ich eine Sünde begehe! Geh lieber nach Hause, Vater, die Wut frißt in mir; ich kann nicht gutstehen für mich, Vater! Geh nach Hause.“

„Den Vater willst du schlagen?“

Mordechai sah sich um, erblickte einen Ast, riß ihn ab, daß ein Stück Rinde mitging, und drohte:

„Totschlagen will ich jeden, der mir unter die Hand kommt!“

Der alte Abraham wich zurück. Er schaute auf Mordechai, der mit dem Ast in der Hand dastand, und dachte daran, daß er selbst nicht besser gewesen war, daß der Sohn dem Vater nachgeriet; es war schon immer so bei ihnen in der Familie. Nicht umsonst gehören sie zum Priesterstamm. Sein Zorn verrauchte.

Als Mordechai sich beruhigt hatte, war keiner mehr im Walde. Müde irrte er zwischen den Bäumen umher, warf immer wieder den Kopf empor, als wollte er summende Bienen verjagen, und blieb stehen. Lange Zeit stand er unter einem Baume und horchte gespannt; er wollte wissen, ob es in seinen Ohren so sauste oder ob der Wald rauschte. Das Geräusch kam von allen Seiten — von den Bäumen, vom Himmel, von der Weichsel. Aus dem Bauernwald drangen unterdrückte Geräusche, wie Flügelschlagen und Zähneknirschen. Tief im Walde schrie eine Schnepfe; es klang kläglich wie Kinderweinen. Im Scheine des Mondes blinkte bald da, bald dort zwischen den Bäumen die Weichsel und leuchtete wie Wolfsaugen; Mordechai fühlte, wie ihn kalter Schweiß bedeckte und vor Schreck kletterte er auf einen alten Baum.

Er blickte auf den Wald, der sich von Osten nach Westen bis über Plozk hinaus zog. Er sah zwischen den Bäumen grünliche Lichter aufleuchten, hörte den Schlag großer Flügel und spürte, wie der große furchtbare Wald erwachte. Pfeifend fuhr der Wind einher, als wäre ein Dämon aus seiner Höhle ausgebrochen, und der Wald schüttelte sich. Die weiten Felder, der Wald, der mit Wolkenfetzen bedeckte Himmel — all das sah riesengroß aus, weitete sich in die Nacht hinein und atmete mit tausend Düften; da fühlte sich Mordechai schwach und hilflos wie ein Kind. Er hörte Schritte, lehnte sich fester an den Baum und sah, wie von allen Seiten riesige Menschen auf ihn zuschritten; und dort, wo die jungen Birken standen, wanden Mädchen in langen weißen Hemden ihre silberfarbenen Zöpfe und riefen ihn.

Mordechai wußte, daß es Bäume waren, daß sie nie zu ihm kommen würden und daß es lächerlich sei, Angst zu haben; dennoch dämmerte in seinem Hirn eine alte Geschichte von einem Dorfschächter, der im Winter an einem frostigen Freitagnachmittag nach Hause eilte, um noch vor Sabbat bei den Seinen zu sein. Er ging entlang der Weichsel und trug auf der Schulter einen Sack mit Lungen und Lebern. Aus dem Walde kam ein Wolf und kreuzte des Schächters Weg; da nahm der Schächter sein

Messer in den Mund und schwang sich auf den Wolf; erschrocken rannte der Wolf entlang der Weichsel über den Schnee bis in die Stadt hinein.

Mordechai sah einen Wolf über den Schnee rennen, auf dem saß ein Schächter, lang und mager wie der Todesengel, ein blinkendes Messer im Munde; und der Schnee wirbelte bis zu den Wolken, wirbelte, wirbelte . . .

Mordechai lachte laut auf, als er merkte, daß er auf einen Baum geklettert war; tief im Walde öffte ein Kobold sein Lachen nach.

Gegenüber auf einem Baume saß eine Eule mit schwarzem, krummem Schnabel und einem Paar Augen wie kalte Lichter. Der Vogel blickte auf Mordechai. Mordechai hob die Hand und wollte den Vogel erschrecken, der aber rührte sich nicht, sondern blickte unverwandt auf Mordechai, daß es ihm kalt über den Rücken lief. Vor Schreck sprang Mordechai vom Baume und begann durch den Wald zu laufen. Er erinnerte sich, daß ihn der Vater aus dem Hause gejagt, daß man ihm Rachel genommen hatte; mit beiden Händen griff er sich in die Haare und heulte wie ein hungriges Tier.

Das Rauschen im Walde wurde stärker. •

Mordechai lief zum Bauernwald. Er fühlte einen salzigen Geschmack im Munde, sein Zahnfleisch blutete. Bei jedem Geräusch eines Blattes, eines Vogels schien es ihm, als jagte ihm ein Wolf nach. Aus dem Buche „Rasiel“ wußte er: Wenn man die Namen der Engel aufsagt, welche über Wölfe Gewalt haben, dann tun die wilden Tiere nichts Böses. Er lief und flüsterte: „Mathniel, Apthiel, Samsiel! Mathniel, Apthiel, Samsiel!“

Bei der Weichsel sah er Pflöcke in die Erde gerammt, die ein Rad bildeten. Um die Pflöcke war lose ein Strick mit eisernen Haken gewunden. An den Haken hingen kleine Fische. Das war eine Falle für Wildenten. Fünf Enten hingen schon daran, warfen sich hin und her, schlugen mit den Flügeln und den roten Beinen, und je stärker sie zappelten, desto tiefer drangen die Haken in ihre Köpfe.

Mordechai faßte eine Ente und wollte den Haken herausziehen; aber er brach der Ente den Schnabel ab. Zornig fluchte er auf den Heger und wandte sich zur Waldhütte. Müde warf er sich in das frischgeschnittene Heu; er hörte noch im Walde die Schnepfe mit kläglichem Kinderweinen schreien und schlief sofort ein.

Dwojrele

In einer weißseidenen, spitzenbesetzten Schlafhaube, halb entkleidet, saß Dwojrele auf dem Bett und weinte leise. Ihr gegenüber brannte auf einer schmalen, bauchigen Kommode eine Stearinkerze in silbernem Leuchter und gab dem großen Schlafzimmer nur wenig Licht. Vom vielen Weinen war Dwojreles Gesicht ganz durchsichtig, ihre Augen waren weich. Warum hatte sie Gott so gestraft? Mordechai hatte doch, ungerufen, Ahnen, nach denen er hätte geraten können, ihr Stammbaum ging doch weit zurück.

In Dwojreles eisenbeschlagener Truhe, wo ihre Perlen liegen, liegt auch ein altes Buch, ein Erbe von der Mutter her; dort ist ihr Stammbaum verzeichnet. Dwojrele versteht kein Wort von dem Buche, aber sie weiß von der Mutter: Wenn es ihr schlecht geht und wenn sie, Gott behüte, ein Unglück trifft, dann möge sie das Buch aufschlagen, die Ahnen aus den Gräbern wecken und so lange weinen, bis die Frommen es hören, vor den Himmelsthron eilen und für sie eintreten; so wird ihr Hilfe kommen. Es kommt ihr schwer, sehr schwer an, sich mit ihren Ahnen auszusprechen! Immer wenn sie das Buch öffnet, sieht sie bloß Bärte und Pelzmützen vor sich und vor Angst beginnt sie zu stammeln; sie weiß nicht, wie man mit Mannsleuten sprechen soll. Wären dort ihre Großmütter verzeichnet, da ginge es viel leichter, ließe sich viel besser erzählen; einem Manne kann man nicht alles sagen.

Wie Dwojrele mit Mordechai niederkommen sollte, hatte sie

das Buch unter den Kopf gelegt und gebeten, sie möge einen Sohn gebären. Am meisten bat sie Reb Götzl. Sie war sicher, daß er Gott näher stand als alle die anderen. Nicht umsonst hat er als Märtyrer für die Heiligung des Gottesnamens sein Leben gelassen! Als Chmielnitzki mit seinen Kosaken im Jahre 1648 Kozk zerstörte, wo Reb Götzl Rabbiner war, da umstellte er das Bethaus, in welches sich die Juden, die vom großen Morden noch übriggeblieben waren, geflüchtet hatten, und forderte, daß alle sich taufen mögen; täten sie es nicht, so werde er die Schul in Brand stecken; da stieg Reb Götzl zur heiligen Lade empor, öffnete sie und tötete sich selbst vor der ganzen Gemeinde. Durch Reb Götzl fühlte sich Dwojrele in Gnaden beim Herrn der Welt.

Mit dem Rabbiner von Woly, Reb Feiwisch, hielt sie nie Rats; sie hatte Furcht vor ihm. Er wollte sich mit keinem Chassid verschwägern, und als sein Jüngster zu einem chassidischen Rabbi fuhr, da saß er „Schiweh“ nach ihm, wie nach einem Toten. Vor Reb Feiwischs Hinscheiden mußten ihm seine Söhne schwören, sie würden unversöhnliche Gegner der Chassidim bleiben und sie verfolgen, wie er es getan.

Dagegen liebte sie den Großonkel, Rabbi Meirl, mit dem Beinamen „Dwasch“. Der war auch wer! Der Berditschewer war sein guter Freund! Er kam zu ihm nach Scheps zu Gaste! Dwojreles Vater hält nicht viel von seinem Onkel, freilich — von wem hält er denn etwas? Er nennt ihn „Weiberrabbi“ und erzählt, der Oheim habe Wunschzettel nicht nur in Scheps, sondern auch in Drobnin und Beswin entgegengenommen. Dwojrele kennt sich da nicht aus. Wie soll denn sie, ein sündiges Weib, ihre Wege und Ziele begreifen? Wenn Juden zu jemandem fahren, so ist wahrscheinlich etwas daran! Und Dwojrele fährt jedes Jahr heimlich, daß keiner etwas merke, nach Scheps, wenn Jahrzeit nach Reb Meirl ist, spendet achtzehn Gulden für Jahrzeitlichter und bleibt mit dem Zaddik ganz allein an seiner Ruhestatt. Der Schammes kennt sie. Er weiß, daß kein Fremder anwesend sein darf, wenn Dwojrele sich mit ihrem Großonkel ausspricht.

Und wenn ihr etwas nicht recht ist, dann führt sie mit ihm eine kräftige Sprache — eigen Blut ist doch etwas anderes. Jedesmal, wenn sie von dem Zaddik Abschied nimmt, dann erwähnt sie in ihrer Bitte Reb Götzels Namen und zählt ihm ihren Stamm-
baum auf . . .

Ihrem Vater hat Dwojrele stets ferngestanden, aus übergroßer Ehrfurcht hat sie immer vor ihm gezittert; sie erinnert sich nicht, daß der Vater sie je angelächelt hätte. Er hat immer gelernt, war stets mit Stadtangelegenheiten beschäftigt und hat unter die Armen die Geschenke und Gaben verteilt, welche man ihm brachte; im Hause herrschte fast immer große Not. Dafür aber konnte man mit diesem Vater Staat machen. Die ganze Gegend wußte, daß Reb Mojsche es den Leuten gern leicht macht. Einmal hat er eine ganze Nacht wach gesessen und konnte keine Gesetzesstelle finden, um einen geschächten Ochsen für kosher erklären zu können. Rabbi Mojsche wußte aber — wenn er den Ochsen für unrein erklärt, wird der Fleischer bankrott. Da nahm er die Verantwortung auf sich und erklärte das Fleisch für kosher.

Dafür aber entschied er bei allen Fragen, die seine Frau an ihn richtete, zu ihren Ungunsten, und wenn Dwojreles Mutter eine Frage über rein und unrein hatte, so hatte sie Furcht, selbst zu kommen und schickte eine Nachbarin

Dwojrele erinnert sich: Ihr ältester Bruder, Reb Berisch, hat zwei Wochen nach der Hochzeit Sehnsucht nach Rabbi Mendele von Kozk bekommen und ist zu ihm gewandert. Ein Monat war vergangen, zwei Monate, drei Monate, Reb Berisch kam nicht zurück. Mit Tränen ist die junge Frau vor den Schwiegervater getreten und hat ihm ihr Herzleid ausgeschüttet. Rabbi Mojsche hat dann dem Rabbi von Kozk einen Brief geschrieben. Was darin stand, weiß keiner bis heute. Als Rabbi Mendele den Brief gelesen hatte, lächelte er und befahl Reb Berisch sofort heimzufahren. Nicht „aus Ehrfurcht vor dem Vater“, sagte der Rabbi einige Male, „sondern um deiner Frau willen“. Als Reb Berisch heimkam, wollte ihm der Vater nicht den Willkomm-

gruß geben. Die Mutter brach in Tränen aus: Was soll das bedeuten? Rabbi Mojsche hatte aber ein Gelübde getan, den Sohn drei Tage nicht zu sehen; er befahl, am vierten Tage möge der Sohn ohne Schuhe zu ihm kommen. Rabbi Mojsche war ein Starrkopf, da half nichts. Und als Reb Berisch am vierten Tage in Strümpfen vor den Vater trat, da bot ihm dieser wieder keinen Willkommgruß.

„Was hast du solange in Kozk gemacht?“

„Ich habe mit dem Rabbi das Buch ‚Ejn Jakob‘ gelernt.“

„Was, ‚Ejn Jakob‘?“ — der Vater lächelte, als wollte er sagen: auch eine Wissenschaft! Dann begann er mit seinem Sohn eine richtige talmudische Unterhaltung.

Als er so mit dem Sohne länger als eine Stunde gesprochen hatte, bot er ihm den Willkommgruß und rief die Mutter herein.

„Itte, gib Branntwein und Gebäck her! Wir brauchen uns unseres Berisch nicht zu schämen!“

Jeder Zweig an Dwojreles Stammbaum war ein eigenes Stück Leben, eine jüdische Legende, die sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter vererbte.

Dwojrele wischte die Tränen aus den Augen und warf über ihre entblößten Schultern einen türkischen Seidenschal. Eine Weile betrachtete sie sinnend das Schlafzimmer von allen Seiten, als sähe sie es zum erstenmal; sie bemerkte, daß Abrahams goldene Uhr unter dem Kissen hervorgerutscht war und mitten in dem verdrückten leeren Bette lag.

Furchtsam schaute sich Dwojrele noch einmal um, als sie niemanden sah, preßte sie ihre dünnen Lippen aufeinander und rang die Hände; auf dem blassen länglichen Gesicht fürchte sich tiefer Schmerz.

Sie fühlte sich schuldig; Mordechais Tun ließ sicher ihre Väter nicht ruhen. Für wessen Sünde strafte sie Gott? Dwojreles Sohn soll eines Pächters Tochter heiraten — das ist nicht zu ertragen! Schöne Zeiten sind gekommen! Freilich — er ist immer unter Bauern, geht müßig umher, da kommt er auf solchen Unsinn!

Vielleicht hätte ich Abraham nicht wecken sollen? Sicher nicht, das war eine Dummheit — vorher hätte ich mit Reb Itsche reden sollen, der hätte es dem Bengel ordentlich gegeben! Vor Reb Itsche hat er großen Respekt. Das wird nun eine schöne Nacht werden! Wer weiß, am Ende erschlägt er den Buben noch? Wenn er in Wut gerät — dann behüte Gott!

Dwojrele sprang vom Bett auf und sah durchs Fenster, ob Abraham schon kam; als sie niemanden sah, schob sie, ohne es zu wissen, gedankenlos Abrahams goldene Uhr unter das Kissen und legte sich, Tränen in den Augen, wieder ins Bett. Im Nebenzimmer hörte sie Schritte und rief:

„Brajne, schläfst du?“

„Nein, Frau, ich komme schon.“

„Wie eine Mutter!“ — seufzte Dwojrele. „Es läßt ihr schon keine Ruhe mehr, von einem Zimmer wandert sie ins andere, bis Mordechai zurückkommt. Es ist ja nicht das erstemal!“

Brajne hatte bei Mordechais Eltern mehr als zwanzig Jahre gedient. Sie gaben ihr fünfhundert Gulden und eine Kuh als Mitgift und verheirateten sie an einen Dorfschneider. Als Brajne vor der Niederkunft stand, wurde ihr Mann plötzlich krank und starb. Vor Kummer darüber gebar sie ein totes Kind. Es war gerade zur Zeit, als Mordechai auf die Welt kam. Brajne trat wieder zu Abraham in den Dienst, wurde die eigentliche Hausfrau und führte die Wirtschaft nach ihrem Gutdünken.

Brajne trat ein, barfuß, im Unterrock. Sie bedeckte ihre offene Brust mit der Schürze und blieb bei der Türe stehen:

„Die Frau schläft noch nicht?“

„Wie spät ist es denn?“

„Ich weiß nicht — es muß schon nach zwölf sein . . .“

„Warst du draußen?“

„Wie kann man denn liegenbleiben? Ich bin nachsehen gegangen, ob sie schon kommen . . .“

„Nun?“

„Kein lebendes Wesen zu sehen!“

„Sie müßten schon da sein!“ sagte Dwojrele außer sich. „Ich

habe Angst, am Ende hat er dort den Buben erschlagen! Du weißt doch, wie jähzornig er ist!“

„Nur keine Sorge, Frau, ein Vater erschlägt sein Kind nicht!“ Damit verscheuchte Brajne Dwojreles Furcht und trat näher ans Bett. — „Aber es ist nicht recht gewesen; Ihr hättet dem Herrn die Sache nicht erzählen und ihn nicht bei Nacht in den Wald schicken sollen!“

„Ich habe nicht sollen?“ verantwortete sich Dwojrele und fühlte gleichzeitig, daß Brajne recht hatte; ihr blasses Gesicht wurde noch blasser. „Du weißt ja nichts, Brajne; er hat mir einfach Angst gemacht!“

„Wer, der Pächter?“

„Ja, er ist atemlos, halbtot herein, als wäre, Gott bewahre, ein Unglück geschehen, und ehe ich mir noch recht klar wurde, hatte ich vor Furcht Abraham geweckt! Wenn man es aber recht nimmt, früher oder später mußte die Sache doch ein Ende nehmen! Ich war schon müde vom Reden! Vom ersten Tage an flehe ich ihn an, bettle inständigst, er möge mir keine Schande antun! Hast du schon gehört, daß eine Wand Antwort gibt? Genau so hat er geantwortet. Nun frage ich dich, Brajne, du bist ja nicht dumm“ — Dwojrele nahm Brajne bei der Hand und setzte sich mit ihr auf das Bett — „habe ich dazu tagelang fasten müssen, Gräber ‚messen‘, den Onkel Meirl nicht ruhen lassen?“ Du kannst mir glauben, Brajne“ — Dwojrele schrie es fast und legte die Hand aufs Herz — „ich habe doch nicht mehr als das eine Kind, um das ich zittere, aber selbst wenn es mir ans Leben ginge, Rabbi Mojsches Tochter wird sich nie mit Simche dem Pächter verschwägern!“

Während Dwojrele auf Brajne einredete, war Abraham leise eingetreten; er blieb bei der Türe stehen und hörte zu. Als Dwojrele zu Ende war, schrie er:

„Du wirst dich mit Simche verschwägern, laß gut sein.“

Erschrocken blieben die beiden Frauen eine Weile still sitzen, dann streckte Dwojrele ihrem Manne die Hände entgegen:

„Wo ist Mordechai, wo ist er?“

„Der fromme Jüngling lebt.“ Abraham lächelte bitter und begann nachdenklich im Zimmer umherzugehen. „Damit wir zerspringen, sagt er, wird er sie heiraten, das Mädel! Es ist unglaublich — der Kerl wollte mich sogar schlagen! Ja, man erlebt Freude, liebe Frau, in seinem Alter. Ha, ha!“

„Nun, wo hast du ihn gelassen, wo ist er?“ Dwojrele sprang vom Bette. „Wo ist der Bub?“

„Da hast du's, die Mutter! Da hast du's.“ Abraham blieb mitten im Zimmer stehen, deutete mit dem Daumen seitwärts auf Dwojrele und wandte sich an Brajne. „Es ist wirklich zum Lachen! Jetzt erst hat sie geschrien, selbst wenn es ihr ans Leben ginge, werde sie diese Heirat nicht zulassen! Nun, ist das vernünftig? Mit Weibern läßt sich was Rechtes anfangen!“ Er wandte sich zu Dwojrele. „Wozu hast du mich in den Wald geschickt, sag' mir nur, wozu? Damit ich dem braven Kind in die Wangen kneife? Wie sie zittert! Hast du Angst um das Söhnchen? Der Bub lebt! Er lebt! Dein kleiner Bub hat den Pächter verprügelt wie ein Räuber, nicht wie ein kleiner Bub! Und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er sich auch auf mich geworfen! Weine nur, weine! Weine über dein Unglück, liebe Frau, daß du mir ein so gutes Kind erzogen hast! Für den haben sich deine Frommen ordentlich Mühe gegeben!“

Dwojrele antwortete nicht; sie setzte sich aufs Bett und trocknete ihre feuchten Augen mit dem türkischen Schal.

„Kannst du mir nicht sagen, warum sie weint?“ fragte Abraham erregt Brajne.

„Allen meinen Feinden wünsche ich solche Freuden!“ antwortete Brajne, schneuzte sich in die Schürze und zwinkerte wiederholt mit den Augen.

„Na ja, das habe ich nötig gehabt!“ Abraham verzog den Mund zu einem Lächeln und rückte sein Käppchen in einemfort von der Stirne in den Nacken und wieder zurück. „Alle gegen mich! Gut, gut!“

„Du bist doch ein Vater!“ Dwojrele sprang auf. „Wie kann man nur einen Buben allein im Walde lassen? Wo ist dein Mit-

leid? Man muß das Herz eines — weiß ich was haben, ein Goy tut das auch nicht! Der Bub kann sich noch etwas antun.“

„Was wollt ihr alle von mir haben?“ schrie Abraham. „Was ist geschehen, habe ich eine Todsünde begangen? Sollte ich vielleicht das brave Kind auf den Arm nehmen und es nach Hause tragen? Das wird er erleben! Wenn der Herr Sohn mit dem Weibsbild in den Wald gefunden hat, so wird er auch zurückfinden, dafür stehe ich ein!“

„Hättest du aber mir gefolgt“ — Dwojrele deutete mit der Fingerspitze auf ihr Herz — „von der ersten Minute an habe ich gefordert: Schaff den Pächter ab, wozu brauche ich ein Unglück über meinem Haupt? Willst du das nicht, so schick' Mordechai nach Kozk!“

„Ich habe gegen den Pächter gar nichts!“ unterbrach sie Abraham. „Er ist ein ruhiger Mensch! Und wenn ich ihn jetzt abschaffe, dann nehme ich einem armen Manne den Bissen Brot weg, setze ihm das Messer an die Kehle, und das alles, weil wir einen Sohn haben, einen — ein — en — Taugenichts!“

„Alle jüdischen Mütter mögen solche Söhne haben!“ warf Brajne unvermittelt ein.

„Mein Vater, er ruhe in Frieden, hat nie einen Pächter weggeschickt,“ sprach Abraham weiter, „ich werde es auch nicht tun! Und ich versichere dir, noch heute Nacht führt Simche seine Tochter nach Plozk; bist du nun zufrieden?“

Dwojrele begann sich wortlos anzukleiden.

„Komm, Brajne, komm mit mir! Ich habe nur den einzigen Sohn!“

„Beruhigt Euch, Frau!“ Brajne faßte sie bei der Hand und küßte ihre Hände. „Wo sollen wir ihn suchen? Es ist doch Nacht.“

„Was bittest du sie?“ wandte sich Abraham an Brajne. „Laß sie laufen. Meinetwegen mag sie sich — ich weiß nicht was, mit dem Sohn zusammen!“

Dwojrele biß sich auf ihre feinen Lippen, schlang nervös den türkischen Schal um den Kopf, nahm eine Schürze, sah ab-

sichtlich an ihrem Manne vorbei und wandte sich dann an Brajne:

„Kommst du? Sonst gehe ich allein.“

„Gewiß komme ich! Ich werde doch nicht die Frau allein gehen lassen.“

Als die Frauen schon bei der Türe waren, schlug Abraham mit aller Kraft die Hände zusammen.

„Was geht da eigentlich vor? Ich habe, glaube ich, auch noch etwas zu sagen! Mordechai gehört ebensogut mir wie dir! Es muß doch — — —“

Mit einem Sprunge verstellte er den Frauen den Weg.

„Du wirst nicht gehen, hörst du, Dwojrele! Mein Name ist nicht mehr Abraham, wenn du gehst. Was weinst du? Der Teufel wird ihn nicht holen! Wie sie schluchzt! Ich gehe schon, ich gehe um den Herrn Sohn, bist du nun zufrieden?“

Als Abraham draußen war, führte Brajne Dwojrele zum Bett.

„Der Herr schreit, das ist schon seine Art, aber glaubt mir, Dwojrele, das Herz tut ihm genau so weh wie Euch!“

Dwojrele lehnte den Kopf an Brajnes Schulter und schluchzte wie ein Kind.

Die Geißelung

Mordechai erwachte einigemal und wollte aufspringen; er wußte im Schlaf, er müsse zu Rachel laufen; sie warte auf ihn. Aber seine Glieder waren steif vor Kälte und schienen an sein Lager angefroren zu sein. Vor Weh schrie er laut auf und erwachte.

Es dämmerte. Alles ringsum war in Grau gehüllt. Nur im Osten begann es licht zu werden.

Mordechai zitterte vor Kälte und grub sich tiefer ins Heu; er war gewiß, er würde nicht mehr schlafen, sondern nur eine Weile mit geschlossenen Augen daliegen; zugleich aber fühlte er, wie sich seine Augenlider aneinanderklebten und alles ringsum verschwamm.

Sieh da, sieh da! Das Dach öffnet sich, das ist der Thron der Herrlichkeit — wer sitzt dort? Ein blauer Streifen zieht herüber und hüllt mich ein, Seraphim bewegen feurige Flügel und rufen einer dem anderen zu: „Heilig, heilig, heilig!“ Von dem Rufe erbeben die Bäume, sie wanken, sie fallen, sie brennen, dichter Rauch umhüllt mich, erstickt mich — was ist das? Eine Hand? Wie groß sie ist — Vater — Gott! Die Hand hält eine feurige Kugel, sie legt sich auf mich wie ein glühender Berg, oh meine Lippen! — ich höre eine Stimme: „Feuer reinigt von Sünde — Feuer reinigt von Sünde . . .“

Was blaut dort so? Ein blauer Wald! Wer geht dort? Sieh nur, wie sein Bart flammt! Wen führt er? Wen? — Rachel?

Ihr Vater hat sie doch beim Zopf heimgeschleppt. Ja, ja, wahrhaftig, es ist Rachel, sie lächelt mich an, und wer geht dort? — Ach, das ist ja Reb Itsche!

Gut, gut, Mordechai, ich brauche dich gerade, komm, Moschiach wartet auf uns — er führt deine Braut — wie heißt es doch: „Gekommen ist die Zeit, da der Mann seine Braut nimmt . . .“

Rabbi, wo ist Moschiach?

Dort steht er, mit dem feurigen Barte, mit den Hörnern . . .

Und ich meinte, Moschiach habe einen schwarzen Bart . . .

Ja, mein Sohn, du hast recht, Moschiach, der Sohn Davids, hat einen schwarzen Bart, aber das ist Moschiach, der Sohn Josefs . . .

Mordechai ging neben Reb Itsche her; er fühlte etwas in sich aufflammen und glühend sich etwas einfressen in sein Blut und erbebte vor großer Freude. Plötzlich fiel ihm ein, daß Moschiach, der Sohn Josefs, nach der Schrift umkommen müsse; da ergriff ihn großes Mitleid und er brach in Tränen aus.

Warum weinst du? Ein Jude soll immer fröhlich sein, und überdies gehst du doch, um deine Braut zu treffen!

Ich bin sündig, Rabbi, wie kann ich vor Moschiach treten?

Lege die Schuhe ab!

Mordechai sah auf seine nackten Füße und verstand nicht, was Reb Itsche von ihm wollte; dann entfuhr es ihm:

Ich bin ja barfuß.

Wenn du dessen sicher bist, so komm!

Mordechai weinte noch lauter:

Ich habe gestern einen Juden geschlagen, ich habe auch meinen eigenen Vater schlagen wollen, ich bin sündig . . .

Fürchte dich nicht, Mordechai. Er ist lauter Erbarmen, komm, deine Braut harret dein! Wie heißt es doch: „Siehe, ich sende euch den Propheten Elijahu und er wird der Väter Herz zu den Kindern bekehren . . .“

Und was wird mit Moschiach, dem Sohne Josefs, geschehen?

Er wird umkommen.

Mordechai fühlte tiefes Weh, breitete die Hände aus und schluchzte:

Rabbi! — Rabbi . . .

Tränen reinigen von Sünde — Tränen reinigen von Sünde . . .
antwortete es.

Verwirrt fuhr Mordechai auf und blieb auf dem Heu sitzen. Alles war in Grau gehüllt wie vorhin. Er hätte geschworen, er habe nicht geschlafen, sondern nur einen Augenblick die Augen geschlossen; dabei aber war er überzeugt, daß etwas geschehen war und wollte sich unbedingt erinnern, was er geträumt hatte. Mordechai fühlte, daß das letzte Wort des Traumes ihm auf der Zunge lag; er konnte es beinahe greifen; er war überzeugt, wenn er sich des letzten Wortes erinnerte, würde sich ihm der ganze Traum entfalten, und er saß und dachte über die Worte nach, aber wie zum Trotz kam ihm das richtige Wort nicht auf die Zunge.

Ärgerlich spie Mordechai aus und sah sich um. Er merkte, daß es bei Nacht geregnet hatte. Er suchte etwas, um sich damit zu waschen, doch er fand nichts und stürmte davon, so wie er war — zum Pächter!

Mitten auf dem Wege erinnerte sich Mordechai, daß ihn der Vater vor Rachel geschlagen hatte und es ward ihm übel zumute. Es war ihm, als liefe er nicht aus eigenen Stücken, sondern es hätte ihn jemand eingespannt, sitzt hinter ihm, und er, Mordechai, zieht ihn und springt wie ein Füllen über Stämme und über Gruben. Da fühlte er mit einem Male einen heftigen Schmerz, und mit jedem Schritte, den er zum Hause des Pächters näher kam, wurde der Schmerz stärker.

Am Abhang beim Brunnen blieb Mordechai stehen. Er besah seine mit Beulen bedeckten nackte Füße und schämte sich, so bei Rachel einzutreten; aber er konnte sich nicht helfen; so wusch er sorgsam seine Füße und bat Gott, der Pächter möge schon mit der Milch in die Stadt gefahren sein.

Die Kühe brüllten in den Ställen — es zog sie auf die Weide.
Leise stahl sich Mordechai zwischen den Bäumen vorwärts.

Mit Herzklopfen und Freude merkte er schon von weitem, daß der Wagen nicht mehr da war; aber plötzlich, ohne daß er es wußte warum, fühlte er, daß ihm noch schwerer ums Herz wurde. Er kam zum Hause und fand Türe und Läden verschlossen. Mordechai konnte nicht glauben, daß sie noch schliefen und klopfte ans Fenster. Niemand antwortete. Er klopfte stärker an die Türe und horchte. Es war ihm, als hörte er Schritte, die öffnen gingen; aber keiner kam. Mordechai klopfte lange und bat leise, Rachel möge ihm wenigstens antworten, ihm ihr blasses Gesicht, ihre schwarzen Flechten, ihre Augen zeigen — aber niemand antwortete. Er riß den Laden auf und fand das Fenster offen, wie es nachts gewesen war. Das Zimmer war leer, beim Fenster stand ein zerwühltes Bett.

Niedergeschmettert sank Mordechai auf der Schwelle des Hauses nieder, wischte sich den Schweiß von der Stirn, stützte den Kopf in beide Hände und sah sich nach allen Seiten um, als suchte er etwas; doch er sah gar nichts. Plötzlich bemerkte er, daß der Platz, wo der Wagen gestanden hatte, trocken war; es wurde hell in seinem Kopfe. Er sah nach Osten, es mochte etwa fünf Uhr morgens sein. Er war sicher — warum, das wußte er selbst nicht —, daß der Regen gegen vier Uhr aufgehört hatte. Wenn er jetzt den Schimmel sattelte und quer durch den Wald ritt, konnte er Rachel noch erreichen.

Mordechai vergaß, wo er war; den Kopf in die Hände gestützt saß er auf der Schwelle und machte Pläne: Wie er langsam in den Stall geht, den Schimmel gesattelt herausführt und im Galopp durch den Wald sprengt. Das Pferd fährt beinahe aus seinem Fell, so schnell rast es vorwärts, springt über Gräben und Zäune und jagt wie ein böser Geist dahin, durchschneidet den Wald, durchfliegt die Chaussee, und von ferne ist schon der kleine Wagen zu sehen, vor den ein Pferd gespannt ist. Der Pächter sieht Mordechai und treibt sein Pferd an; Mordechai streckt sich auf dem Schimmel, streichelt ihm Hals und Mähne, und der Schimmel greift mit seinen Beinen mächtig aus, drückt halbmondförmige Spuren in den Weg, und Rachel,

ganz verweint, streckt die Arme nach Mordechai, noch ein Satz und . . .

Peitschenknall erklang. Mordechai zitterte, sah sich um und erblickte Wacek, der die Kühe aus den Ställen trieb.

Er stand auf und wollte auf Wacek zugehen. Da sah er den Vater, der, die Mütze auf dem Kopfe, seitwärts stand und ihn anschaute. Beide blickten einander eine Sekunde lang an. Mordechai war es, als hätte ihm jemand einen Schlag mitten ins Herz versetzt; er wankte von einem Fuß auf den andern und ließ sich wieder auf der Schwelle nieder. Und obwohl er sicher war, der Vater würde nicht auf ihn zugehen und ihn nicht ansprechen, so zitterte er doch am ganzen Körper aus Furcht vor sich selbst und wartete atemlos auf irgend etwas.

Wacek knallte mit der Peitsche; bald lief eine Kuh davon, bald ein Farre, Wacek fluchte und trieb die Herde auf die Weide. Vom Walde her klang der Peitschenknall immer leiser, bis er ganz aufhörte; in der Luft lag noch immer das Brüllen der Kühe und der Morgen roch nach Stalltierduft.

Der alte Abraham stand da und schaute nach der Seite hin, wo die Tiere fortgezogen waren. Nachdenklich rückte er seine Mütze hin und her, dann machte er eine Handbewegung, senkte den Kopf und ging schwer und langsam dem Walde zu.

Mordechai fühlte Tränen im Halse. Er hätte jetzt alles darum gegeben, wenn der Vater ihm nur ein Wort sagte, ihn schalt oder schlug. Es hob ihn von seinem Sitz auf. Alles in ihm zog ihn zum Vater; er wollte sich dem Alten zu Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten. Er sah dem Vater nach, wie er mit gesenktem Kopfe und ausgebreiteten Händen zwischen den Bäumen hin und her schwankte; da — es schien ihm, der Vater wolle hinfallen; Mordechai krampfte sich das Herz zusammen und er sprang auf. Er lief einige Schritte vorwärts, aber die Füße versagten ihm den Dienst, hungrig mit schmerzenden Gliedern wankte er zu Rachels Fenster zurück. Mit einem Satz war er im Zimmer. Der Hunger trieb ihn in die Küche; er öffnete den Speisekasten und nahm einen irdenen Topf mit dicker Milch

und einen Laib Brot, das aus Korn und Kartoffeln gebacken war, heraus. So groß war sein Hunger, daß er eine Weile unbeweglich vor der Schüssel sitzenblieb.

Atemlos wie ein hungriges Tier riß er dann Stücke vom Brot, verschlang sie ohne zu kauen, und aß gierig die Milch dazu. Wohl erinnerte er sich, daß er aß, ohne gebetet zu haben, aber er war aufs Essen so erpicht, daß ihn nichts kümmerte. Nach dem Essen trank er Wasser aus einer Schöpfkanne und fühlte sich dann viel leichter.

Eine angenehme Faulheit zog durch alle Glieder und nahm Besitz von ihm; er dehnte und reckte sich, breitete die Arme aus, und in seiner Sehnsucht wollte er die Wand umfassen und an ihr emporklettern.

Rachels Bett mit den weißen Vorhängen zu beiden Seiten war aufgeschlagen; Mordechai warf sich darauf, wühlte sich tief hinein und schluchzte leise:

„Rachel, Rachel . . .“

Vor dem Fenster erklang eine Stimme; Mordechai setzte sich hastig auf; als er Brajne erblickte, legte er sich sofort zurück.

„Guter Gott, wo hat er sich da hingelegt? Schön, schön!“
Brajne stemmte die Arme in die Seiten und schüttelte den Kopf.
„Ein besseres Lager konnte seine Heiratsfähigkeit nicht finden als Rachels Bett! Was schaust du mich so an?“

Mordechai drehte sich um und lächelte bitter:

„Ist es schon spät, Brajne?“

„Spät, spät, es ist schon Tag in Pinczow!“

„Wer hat Euch hergeschickt, der Vater?“

„Wer braucht mich denn herzuschicken? Glaubst du, ich hätte schon gar keinen Verstand mehr? Hast du uns eine Nacht bereitet — der reine Tischa beaw!“

„Was, hat die Mutter geweint?“

„Nein, gefreut hat sie sich! Er fragt noch! Die Mutter hat geweint und gejammert und den Herrn mitten in der Nacht hinausgejagt, dich zu suchen.“

„Ist der Vater gegangen?“

„Guter Gott, wieviel Söhne hat der Vater? Im ganzen das eine Motele. Er hat wirklich die ganze Nacht kein Auge zugemacht, immerfort hat er dich gesucht.“

Mordechai fühlte einen Druck auf dem Herzen; im Munde hatte er einen salzigen Geschmack; er rieb die feuchten Augen und sprang vom Bett.

Brajne knüpfte ihr dreieckiges Kopftuch zurecht, stützte die vom Kartoffelschalen zerschnittenen Hände auf das offene Fenster und seufzte:

„Was für ein Drunter und Drüber in der einen Nacht! Mit dem Vater im Streit, dem Pächter will man kündigen, einem Juden sein ärmliches bißchen Brot nehmen; und glaube mir, am meisten tut mir das Herz um Rachel weh — ein so stilles, gutes Kind.“

„Wartet doch ab wie die Geschichte endet!“ sagte Mordechai aufgeregt.

„Was meinst du?“

„Ich meine — glaubt mir, Brajne, es wird ihnen nichts helfen! Und wenn es mir ans Leben ginge, ich muß Rachel heiraten!“

„Ach, du redest blanken Unsinn,“ Brajne lächelte, „klüger als die ganze Welt kann man nicht sein! In der Welt, du verstehst, hat jeder seinen Stand, so ist es schon von alters her; du hättest wissen müssen, daß der Vater für keinen Fall mit dieser Heirat einverstanden sein wird und durftest dem armen Mädchel nicht den Kopf verdrehen — wie heißt es doch in den heiligen Büchern? Du weißt es ja besser als ich! Ein armes jüdisches Mädchen gleicht einer Taube, sie wehrt sich nicht und streckt allein ihr Hälschen dem Messer entgegen . . .“

„Was wollt Ihr eigentlich von mir?“ schrie Mordechai auf. „Laßt mich in Frieden und geht nach Hause! Ich habe schon genug ohne Euch!“

„Gut, gut,“ Brajne schneuzte sich in ihre Schürze, „was ich dir Böses wünsche, das möge auf mein Haupt fallen; guter Gott! Ich habe dich doch gesäugt, gewiegt und aufgezogen, einen solchen Jungen, unberufen; du darfst mich nicht wegjagen! Und

wenn du ein Unrecht tust, dann werde ich dir's ganz ordentlich geben! Glaube mir, keiner hört uns ja, aber wie ich gehört habe, daß du den Pächter geschlagen hast, da hat mir das Herz wehgetan! Aber was geschehen ist, ist geschehen, vorbei, vielleicht habe ich nichts Besseres verdient!"

Brajne schneuzte sich wieder in ihre Schürze, wischte sich die Augen und seufzte noch schwerer:

„Motele, ich habe eine Bitte an dich — aber du, sag' nicht nein —“

„Was denn?“

„Du bist zornig —“

„Wer ist zornig? Sprecht, was wollt Ihr?“

„Ich bitte dich — tu' es mir zuliebe — bitte den Vater um Verzeihung, dann wirst du es bei ihm durchsetzen, daß dem Pächter nicht gekündigt wird, ich bitte dich! Versprichst du es mir?“

„Ich versichere Euch, Brajne — der Pächter wird bleiben! Ich nehme das auf mich, schon gut, jetzt laßt mich eine Weile allein.“

„Ich möchte aber, Motele, daß du zusammen mit mir nach Hause gehst —“

„Was, Ihr habt Angst, daß ich nicht allein nach Hause finde?“

„Also vergiß nicht, komm bald!“ bat Brajne und wandte sich zum Weggehen; bald aber kehrte sie zufrieden um. „Richtig, ich habe ja ganz vergessen, Mordechai!“

Unter der Schürze zog sie ein Paar Halbschuhe hervor:

„Da, zieh sie an! Wenn die Mutter dich barfuß sieht, wird sie sich kränken!“

Mordechai wurde es warm, ihn beschämte Brajnes Treue und Ergebenheit; stumm, mit Tränen in den Augen, schaute er der Magd nach und war ihr dankbar.

Er sah, wie im Osten um die aufgehende Sonne farbige Streifen am Firmament aufleuchteten, die mit Perlmutter eingelegt

waren; eine solche Leichtigkeit durchzog ihn, daß er sich selbst durchsichtig erschien.

Niedergeschlagen schritt er durch den Wald; er dachte daran, daß Brajne ein besserer Mensch sei als er, und fühlte auf einmal eine Leere in der Herzgegend. Ob es deshalb war, daß er vor Rachel Schläge bekommen hatte, oder deshalb, weil er seinen eigenen Vater hatte schlagen wollen, er wußte es nicht; aber er war überzeugt, er würde schon nie mehr nach Hause kommen, sondern sich irgendwo in einer Höhle verstecken, dort sitzen und lernen — und Rachel? . . . Rachel wird ihm das Essen bringen! Und wenn die Zeit kommt, da er sich zu erkennen geben soll, da wird er Rachel rufen, ihr die schönsten Kristallpaläste, wie sie Könige und Fürsten haben, aufzeichnen; und dem Palast, der ihr am besten gefallen wird, dem wird er, so wie einst der Baalschem, befehlen, daß er samt Diener und Gesinde im Walde erstehe.

Mit diesen Phantasien beschäftigt, ging Mordechai langsam weiter; je tiefer er in den Wald kam, desto größer wurde die Leere in seinem Herzen; sie drückte auf ihn wie eine schwere Last.

Simche der Pächter kam ihm entgegen, ganz allein. Mordechai fuhr es durch das Hirn, wie er bei Nacht sich auf den Pächter gestürzt, ihn geschlagen, ihm mit den Fäusten das Gesicht bearbeitet hatte; er hatte in der Dunkelheit gesehen, wie des Pächters rotes Bärtchen zitterte; seine Augen wurden groß vor Schreck, aus dem Munde rann ihm Blut; bin ich besser als Kain?

Kälte durchrieselte Mordechai. Er hatte Furcht vor der Begegnung mit des Pächters erschrockenen Augen; einen Augenblick blieb er wie gelähmt stehen und schaute auf Simches rötliches Bärtchen; plötzlich erinnerte er sich ganz deutlich seines Morgentraumes mit allen Einzelheiten; er atmete tief auf und es wurde ihm hell vor den Augen. Sollte das wahr sein? Mordechai hatte keine Zeit zu überlegen. Mit gesenktem Kopfe, wie ein gereizter Stier, ging er auf den Wagen los und hielt die

Pferde an. Der Pächter sprang auf, sah sich um — er wollte wohl fliehen — und blieb in der Ecke des Wagens stehen. Er öffnete zwei entsetzte Augen wie einer, der seine letzte Stunde gekommen sieht, stieß einen Schrei aus, der nicht menschlich klang, und schlug auf Mordechai mit der Peitsche ein, wohin er gerade traf. Mordechai beugte den Kopf und nahm die Schläge ruhig hin. Als der Pächter merkte, daß Mordechai stillstand und sich nicht bewegte, wurde seine Wut noch größer. Seine Furcht war verschwunden, und er fühlte mit einem Male, wie schwer er beleidigt worden war; mit jedem Hiebe, den er Mordechai mit der Peitsche versetzte, nahm er Rache für die Prügel in der Nacht, für die Tränen seiner Tochter. Und je länger der Pächter schlug, desto mehr wickelte sich der Knäuel von Schmach und Erniedrigung ab, der sich in ihm im Laufe seines Lebens angesammelt hatte; seine Hand wurde frei, hemmungslos, als wäre sie gar nicht mehr am Arme befestigt.

Mordechai rührte sich nicht; die vielen Schläge ließen ihn fast nicht mehr fühlen, wie sich die Peitschenhiebe in seinen Leib bohrten. Er ließ sich auf alle Viere nieder wie ein Jude, der Geißelung empfängt, und dachte daran, daß der Pächter ihm jetzt verzeihen würde, was er an ihm begangen; dann würde er mit Reb Itsche zum Vater gehen und jede Buße, die Reb Itsche ihm auferlegen würde, auf sich nehmen.

Der Pächter hatte aufgehört zu schlagen. Vielleicht schämte er sich, daß Mordechai sich nicht wehrte, vielleicht hatten die Schläge seinen Zorn schon ganz gestillt und die Erniedrigung getilgt, die er sein ganzes Leben lang erduldet hatte. Er stand still auf seinem Wagen, sah mild und erschrocken drein, und wer ihn so sah, wer in diese schmerz erfüllten jüdischen Augen sah, mochte schwerlich glauben, daß dieser Mann imstande gewesen war, auch nur einen Schlag zu führen. Der Pächter stammelte etwas, schaute Mordechai hilflos an und fuhr eilends davon. Mordechai war sicher, daß Simches letzte Worte gelautet hatten: „Verzeih mir.“

Der Berditschewer und der Antichrist

Mordechai sah, wie der Pächter auf seinem Wagen in einer Staubwolke verschwand; das Klappern der Räder wurde schwächer, vermengte sich mit dem Geräusch des Waldes, und dann wurde es ringsum so still, daß es fast in den Ohren sauste.

„Ich verzeihe dir, ich verzeihe dir“, flüsterte Mordechai un-aufhörlich.

Er blieb stehen, schaute auf den tiefblauen Himmel, sah, daß die farbigen Streifen um die Sonne verschwunden und nur da und dort einige bleiche Stücke Perlmutter verblieben waren, und wurde ruhig.

Ruhig ging er heimwärts, sicher, daß er Verzeihung finden würde, und fühlte sich plötzlich als kleiner Knabe in Vaters Haus. An jedem Sabbat rief ihn der Vater in das Zimmer, wo die Thorarollen standen, und erzählte ihm vom Urgroßvater Reb Abraham, von der Großmutter Surele und vom Großvater Reb Mordechai, dessen Namen er trug. Der Großvater, Reb Mordechai, war ein stolzer Mann gewesen. Sein Nachbar, der Graf Kosinski, hatte einst einen Ball gegeben und zum Großvater geschickt, daß der ihm seinen Atlaskaftan und das Streimel borgen möge, er wolle sich als Jude maskieren, um seinen Gästen lustigen Zeitvertreib zu bieten; dafür wolle er dem Großvater nächstens gern gefällig sein. Reb Mordechai versprach dem Grafen, rechtzeitig das Nötige zu besorgen und — schickte ihm Kutte und Gürtel eines Benediktiners. Seither hatten sie einander nicht mehr begrüßt.

Mordechai hatte den Großvater lieb; sooft er seiner gedachte, fühlte er sich stolz, Er hatte den Großvater nicht gekannt, aber aus den Erzählungen des Vaters stellte er sich ihn als einen großen Mann vor mit langem, angegrautem Barte, in einer schwarzen Samtweste, die bis zum Halse zugeknöpft war, wo sich der weiße Hemdkragen um sie legte.

Als Mordechai älter wurde und die Bibel mit dem Raschi-Kommentar zu lernen begann, da legte ihm der Vater, sooft er beim Abhören einen Fehler machte, stets die Hand auf den Kopf und lächelte:

„Aber die Großmutter, die hat alles gekonnt, ha, ha, ha!“

Surele war aus Großpolen, berühmt ob ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Schönheit. Mit den Adelligen sprach sie französisch; sie hatte in der Familie eingeführt, daß an jedem Sabbat vor den Fischen Kaffee und Kuchen gegessen wurde.

Die ganze Familie von Mordechais Seite wies stolz auf Surele hin und erzählte bei jeder Gelegenheit eine wunderbare Geschichte von einem „Schusterlehrling, der Kaiser geworden war“. Der Kaiser fürchtete, man könnte ihm seine Herkunft vorwerfen, deshalb eroberte er ein Reich nach dem anderen und wurde fast der einzige Herrscher über die ganze Welt. Und je mehr Länder er eroberte, desto mehr wünschte er, die Welt möge seine Herkunft vergessen; daher ließ er sich von seiner ersten Frau scheiden und heiratete eine Prinzessin; seither aber verließ ihn das Glück und es ging rasch abwärts mit ihm.

Einmal im Winter, so erzählte die Familie, kam Rabbi Meirl zum Großvater in den Wald wegen irgendeines guten Werkes. Es war Anfang 1813. Reb Mordechai hielt Rabbi Meirl über Nacht zurück und saß allein mit ihm beim wärmenden Kamin; sie rauchten ihre langen Pfeifen und sprachen von den Welt-ereignissen. Rabbi Meirl vertraute dem Großvater an, Moschiachs Zeiten seien gekommen; den Juden stehen Verfolgungen bevor, wie sie die Väter nie gekannt. Der „Schusterlehrling“ hat fast die ganze Welt erobert, er steht schon hinter Moskau und wird wohl bald den Russen ins Eismeer treiben.

Aber er wird ein böses Ende nehmen — der Koznitzer Maggid ringt mit ihm schon seit dem letzten Jomkippur. Und hätte nicht der Rabbi von Berditschew, gesegnet sein Andenken, in dem Jahre, da er dahinschied, stets ein inbrünstiges Gebet für den Sieg des „Schusterlehrlings“ eingeflochten, so hätte ihn der Koznitzer schon längst fest in Händen. Eine Prophezeiung all dessen hatte Reb Meirl in einem Midrasch gefunden, wo von dem siebenten Zeichen vor dem Erscheinen des Moschiach gesprochen wird. In dem Midrasch heißt es: In Rom steht ein Marmorstein, der sieht aus wie eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit; diesen Stein hat keine Menschenhand geformt, sondern Gott selbst hat ihn geschaffen. Alle Bösewichter unter den Völkern, die schlimmsten Scheusale werden zu dem Stein pilgern, sich vor ihm niederwerfen und an ihm ihre Lust erhitzen; und Gott wird ihre Glut in den Stein tun und der wird zerspringen; da wird ein böser Geist herausfahren. Das wird Armilus der Satan sein, den die Völker den Antichrist nennen. Zwölf Ellen hoch wird er sein und zwölf Ellen breit, und seine Augen werden spannbreit auseinanderstehen. Seine Augen sind tiefrot und das Haar seines Hauptes gelb wie Gold. Die Spuren seiner Schritte sind grün. Und zwei Köpfe wird er haben. Armilus, der böse Geist, wird nach Frankreich kommen, wo ein großes Getümmel herrscht, und sagen, er sei der Erlöser; man wird ihm glauben und ihn zum Kaiser krönen. Dann wird er viele Länder und Reiche erobern, das Synhedrion der Juden wiederherstellen, und auf der ganzen Welt werden nur zwei Reiche übrigbleiben, die er nicht erobert hat — Edom und Moab; und wenn er diese beiden Reiche eingenommen hat, dann wird er einen Boten zu den Juden entsenden und zu den zehn Stämmen, die jenseits des Sambatjon wohnen, daß sie ihm die jüdische Thora geben und ihn zu einem Gott machen. Da wird der Held Nehemia mit dreißigtausend Helden aus dem Stamme Ephraim sich erheben, die Thora aufschlagen und dem Bösen vorlesen: „Ich bin der Ewige, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“ Da wird Armilus antworten,

dieser Satz stehe in seiner Thora nicht, und wird weiter verlangen, daß alle Juden glauben, er sei Gott, so wie es die übrigen Völker glauben. Da wird Nehemia mit seinen dreißigtausend Helden Krieg gegen ihn führen und zweimalhunderttausend seiner Männer hinmorden. In Wut wird der Bösewicht Armilus seine Armeen aus der ganzen Welt sammeln und Krieg gegen die Juden führen. Wie Fliegen werden seine Heere fallen, da wird aber auch Moschiach, der Sohn Josefs, umkommen, der der Held Nehemia ist. Er wird begraben werden bei den Vätern. Der Juden Herzen werden weich und mutlos werden, aber Armilus der Bösewicht wird nicht wissen, daß der Moschiach tot ist, sonst würde er von den Juden nichts übriglassen . . .

Als Rabbi Meirl mitten in dieser Erzählung war, fuhr ein Schlitten vor. Man klopfte an das Fenster.

Rabbi Meirl sprang auf.

„Mordechai, sie bringen ihn!“

„Wen?“

„Den Bösewicht!“

Zitternd öffnete Mordechai die Tür. Ein paar Menschen, frostgerötet, mit weißen, schneebedeckten Bärten, traten ein, nahmen Mordechai beiseite und sprachen leise mit ihm; sofort hieß Mordechai Surele den Salon aufschließen und das Bett machen. Dabei bebte er vor Angst und wartete atemlos, daß man Armilus den Bösewicht hereintrage mit zwei Köpfen, zwölf Ellen breit, zwölf Ellen hoch, ein Riesengeschöpf derer von Gog und Magog. Aber die Fremden trugen einen kleinen Mann herein, der ganz in Pelze eingehüllt war; sie sagten, er sei ein großer General, ein Franzose, und habe sich stark erkältet.

Als Reb Mordechai das kleine Männchen sah, atmete er erleichtert auf; er war überzeugt, nicht den habe der Zaddik gemeint, und glaubte auch nicht recht daran, daß das überhaupt ein General sei. Er lebte doch kaum! Mordechai sah sich um und suchte Reb Meirl, aber der Zaddik war verschwunden.

Surele blieb allein beim Kranken, wärmte Flaschen mit heißem Wasser, legte sie ihm an die Füße, wickelte ihn in Daun-

decken ein und saß die ganze Nacht an seinem Bett. Sie hörte, wie der Kranke Kolonnen und Armeen hin und her schob, kommandierte, die Fäuste ballte, lachte und dann weinte, daß alle den Kaiser verraten hätten und er jetzt mit einem Bettelsack werde durch die Welt wandern müssen.

Surele erschrak gar sehr, das Herz blieb ihr beinahe stehen. In großem Mitleid mit dem Kranken nahm sie ein Amulett vom Halse, auf dem stand: „Ich, Levi Jizchak, Sohn des Sosje, habe gesagt, daß die Krankheit schwinde“; das wollte sie dem Kranken umhängen, aber sie traute sich nicht recht und hing das Amulett über dem Bette auf. Kaum hatte sie das getan, da öffnete sich die Tür und es wurde hell. Rabbi Levi Jizchak, in einem Tallis bis zu den Füßen, mit breitem, silbernem Rand, trat leise ein, blieb an der Wand zu Häupten des Kranken stehen und aus seinen tränenerfüllten Augen leuchtete eine große Helle!

In Schweiß gebadet öffnete der Kranke die Augen und sah sich um. Alles schwankte vor ihm. Wo war er? Wer saß da an seinem Bett? Ach, er ist ja gestern krank geworden! Ist er dem Feinde in die Hände gefallen? Nein, freundliche Leute haben ihn zur Nacht aufgenommen. So lange hat er schon nicht in einem Bett geschlafen — ach, wie warm, wie wohl!

„Wie fühlen Sie sich, Monsieur?“ fragte ihn Surele.

„Ich danke sehr, Madame, besser, ich will es nie vergessen.“

Die Worte des Generals kamen stammelnd aus seinem Munde; er betrachtete die schwere Wolldecke, unter der er schwitzte wie in einem Dampfbad und lächelte. „Unter einer solchen Decke wäre es selbst in Moskau nicht kalt gewesen. Ich habe mich erkältet, bei Ihnen aber sind auch solche Fröste. A propos, Madame, haben Sie nichts von Napoleon gehört? Wissen Sie nicht, ob er den Krieg gegen Rußland gewonnen hat? Ich bin schon so lange krank . . .“

„Gewiß habe ich von ihm gehört,“ antwortete Surele, „man sagt, er sei schon über Moskau hinaus!“

„Wer?“

„Napoleon.“

Der General lächelte bitter und bat Surele, seine Leute zu rufen.

Sie hüllten ihn wieder in Pelze und trugen ihn hinaus; als er schon im Schlitten saß, drückte er Surele die Hand, dankte ihr und übergab ihr seine goldene Tabaksdose; auf dem Deckel war sein Bild und seine Unterschrift. Es war Napoleon.

Sooft der Vater Mordechai diese Geschichte erzählte, endete er immer mit den Worten:

„Die Tabaksdose ist ein Vermögen wert, Magnaten haben sie mir abkaufen wollen, aber das Wort der Großmutter ist mehr wert — sie hat verboten, das Kleinod zu verkaufen!“

Mordechai fühlte heimliche Liebe zu dem wunderbaren Mann, er freute sich über seine Siege, trauerte über seinen Fall und bedauerte stets, daß er kein Jude gewesen war. Mit dem Vater stritt er immer und behauptete, Napoleon sei kein Schusterlehrling gewesen, und in der Geschichte von Armilus sei er nicht gemeint, da er nie in Rom geboren wurde. Im tiefsten Innern aber war Mordechai der Ansicht — die er freilich keinem Menschen sagte —, daß Napoleon einen Fehler begangen habe: er hätte sich von seiner Frau nicht scheiden lassen dürfen.

Mordechai erinnerte sich, daß er als kleiner Junge den Wald in zwei Armeen eingeteilt hatte. Die Eichen waren Napoleons Armee und die krummen Erlen — der Feind. Er — Napoleon — befehligte die Eichen und Wacek — der Feind — die Erlen. Ein hölzernes Schwert in der Hand, eine Lanze auf der Schulter, ging Mordechai auf Wacek los und fühlte, daß die Eichen ihm nachliefen, mit ihren länglichen Früchten wie mit Kugeln schossen und die Erlen zerschmetterten . . .

Als er jetzt durch den Wald ging, war Mordechai stolz darauf, daß seine Großmutter mit dem Kaiser gesprochen hatte, daß sein Bild bei ihnen im Hause war und daß auf demselben Wege, auf dem er, Mordechai, jetzt ging, Napoleon gefahren war.

Es wurde wärmer. Zu beiden Seiten des Waldweges blinkten die Tropfen, die vom Nachtregen geblieben waren, und leuchteten im Scheine der Sonne wie kleine Regenbogen. Nackte Wur-

zeln, die aussahen wie das Rückgrat eines abenteuerlichen Tieres, durchschnitten den sandigen Weg und verloren sich zwischen den Bäumen.

Mordechai blieb stehen. Langsam fuhr ein Bauer auf seinem Wagen mit Holz dahin. Er war barfuß; mit einer Hand schob er den Wagen, mit der anderen schwang er die Peitsche und trieb die abgearbeiteten, schläfrigen Pferde an, als fürchtete er, sie würden auf dem sandigen Wege nicht mehr vorwärtskommen, wenn sie einmal stehenblieben.

Mordechai sah dem Bauern nach, der mit seinem Wagen verschwand. Es wurde noch stiller, noch wärmer als vorher, er schloß die Augen und ging weiter.

Im Forstbuch, das mehr als hundert Jahre alt war, war verzeichnet, wann einer geboren wurde und wann er starb. Mordechai blätterte gerne im Forstbuch und betrachtete die einzelnen Handschriften. Dabei mußte er immer lächeln; denn die meisten seiner Großväter und Oheime hatten kaum schreiben können, in ihren Niederschriften waren viele Fehler. Gleichzeitig fühlte Mordechai stets, wie die Generationen zu ihm sprachen.

Er wußte, daß die Abstammung seiner Mutter eine vornehmere war, daß ihre Familie, wenn sie unter sich war, die Mutter bedauerte, daß sie unter unwissende Menschen geraten war. Die Mutter selbst schweigt wohl, wenn der Vater einmal sagt, Mordechai sei ganz der Großvater, aber dabei macht sie eine Miene, als sagte sie: Das ist auch ein rechtes Glück!

Mordechai liebte die Familie der Mutter nicht; er hielt sich fern von ihr, als wären es Fremde, wie ihnen zum Trotz rühmte er sich stets seiner väterlichen Ahnen; darum suchte und forschte er im Forstbuch, um etwas zu finden, womit er Staat machen könnte. Und es gab gar vieles.

Im Forstbuch war verzeichnet, daß Levi Jizchak, als er zu Rabbi Meirl nach Scheps fuhr, bei ihnen im Walde halt gemacht hatte zum Minchagebet. Seine zehn Finger sind bis heute auf der heiligen Lade geblieben. Als der Berditschewer sich vor die Lade stellte, um zu beten, da faßte er sie in seiner großen In-

brunst mit beiden Händen an; sie war aber frisch gestrichen. Diese Fingerspuren wurden seither wie ein Edelstein behütet und es ward darauf geachtet, daß sie nicht verwischt wurden. Und immer, wenn Mordechai krank wurde, führte ihn die Mutter zur Lade, legte seine Hände auf die Fingerspuren des Berditschewer und weinte dabei, erinnerte den Heiligen an ihre Abkunft, an Rabbi Meirl und daran, daß er hier gebetet hatte; Mordechai wurde immer gesund. — —

Mordechai vergaß ganz, wo er war; tief in Gedanken versunken ging er dahin; er schaute seinen eigenen Schatten an und meinte, der Berditschewer wandere von Stadt zu Stadt, hacke Holz für arme Witwen und erhebe sündige Seelen. Es war ein Trost für Mordechai, daß die Christen keinen Berditschewer besaßen.

Von den Bauern hatte er wohl gehört, daß auch einer ihrer Heiligen, Paul, ein Bündel auf dem Rücken, über die Straßen wandere. Verirrt sich einmal ein Bauer in einen Sumpf mit seinem schwer beladenen Wagen, so steht Paul plötzlich da wie aus dem Boden gewachsen, hilft dem Bauern den Wagen aus dem Sumpfe ziehen, schmiert die Räder, gibt noch ein Päckchen Tabak darauf und verschwindet.

Nicht die Überlegung, nur das Gefühl sagte Mordechai — Gründe hätte er keine dafür anführen können —, daß da kein Vergleich zu ziehen sei. Wie konnte sich Paul mit R. Levi Jizchak messen? Und er bedauerte die Christen.

Es tat ihm leid, daß der Berditschewer nicht mehr lebte; er beneidete einen alten Dorfschächter und hatte große Achtung vor ihm, weil er als Knabe den Berditschewer gesehen hatte; es verdroß ihn sehr, daß er nicht zu dieser Zeit geboren war, sondern unter einer so unbedeutenden nüchternen Generation lebte.

Es war kein Hader gegen Gott — Mordechai fühlte nur, daß ihn etwas quälte; plötzlich wurde es ihm so bang, daß ihm die Tränen kamen. Tief im Walde zitterte etwas. Mordechai schloß die Augen und horchte. Das Zittern ging über in einen stillen,

wehmütigen Gesang . . . Der Gesang wurde lauter, stärker, er drang aus jedem Baum, aus jedem Zweig, aus jedem Grashalm und übertönte den stummen Schrei in Mordechais Herz. Er schloß fest die Augen und sah, wie Tausende von Pflanzen, tausende lebender Geschöpfe sich zu ihm zogen, ihn wie Fäden umrankten, wie wohlriechende Düfte umhüllten; und mit einem Male fühlte er jedes Glied in sich singen . . .

Fern auf dem breiten sandigen Wege gingen Hand in Hand der Berditschewer im Tallis mit dem silbernen Streifen und der Kaiser mit dem Dreispitz.

Mordechai beugte tief den Kopf und flüsterte:

„Gelobt sei der Herr, der von seiner Größe dem Wesen aus Fleisch und Blut zuteil werden ließ!“

Plötzlich fuhr er zusammen, als wäre er von einem Berge abgestürzt, und öffnete die Augen.

Fäden

Als Mordechai von weitem das Haus sah, freute er sich im ersten Augenblick wie einer, der schon lange Zeit nicht mehr daheim gewesen. Er ging langsamer und überlegte mehrmals, was er den Eltern sagen sollte. Doch als ihm nichts Rechtes einfiel, blieb er stehen. Er schämte sich heimzugehen und ärgerte sich über sich selbst, daß er sich vor Ärger beinahe das Fleisch aus dem Leibe riß. Endlich beschloß er, noch für eine Weile in den Wald zu gehen und alles klar zu überdenken; aber da merkte er, daß ihn jemand ansah und ihm zulächelte.

Brajne stand beim Küchenfenster und scheuerte einen Topf mit einem Strohbündel.

Mordechai wurde verlegen und entschloß sich, sofort hineinzugehen. In ihrer großen Freude hörte Brajne mit dem Scheuern des Topfes auf; sie suchte einen Platz, wo sie ihn wegstellen konnte, richtete ihr Kopftuch zurecht und hinterließ dabei auf Stirn und Schläfen einige Rußflecke. Atemlos lief sie zu Dwojrele, den Topf noch immer in den Händen:

„Frau, er kommt! Motele kommt!“

Dwojrele war gerade mitten im Gebet und wollte nicht sprechen; so fragte sie Brajne mit Gebärden und Lauten:

„Hm — hm, nu?“

Sie merkte, daß Brajne nicht verstand, was sie meinte, und erregt brach sie los:

„Nicht einmal beten kann ich ruhig! So, jetzt habe ich wegen

des Bengels auch noch eine Sünde begangen!“ Bald aber wurde ihr Ton weicher:

„Wo ist er? Wo, sagst du, ist er?“

„Da geht er!“ Brajne wies auf das Fenster.

„Brajne, erinnere ihn um Gottes willen mit keinem Wort an das, was geschehen ist! Du weißt ja, er ist ein Starrkopf! Wozu unnütze Reden verschwenden, da helfen ja keine Vorwürfe!“

„Warum soll ich ihm Vorwürfe machen?“ Brajne lächelte beleidigt. „Er hat ja unberufen eine Mutter, hundertundzwanzig Jahre möge sie leben.“

Mordechai trat leise ein, blieb einen Augenblick bei der Türe stehen und schaute sich im Kreise um, gewissermaßen um festzustellen, was für einen Eindruck sein Kommen machte. Er merkte, daß die Mutter die Arme verschränkte, die Lippen aufeinanderpreßte und ihm mit dem Kopfe zunickte, als weinte sie über ihn. Da lächelte er und trat zum Tisch:

„Guten Morgen, Mutter!“

Dwojrele antwortete nicht; sie weinte leise und ihre Schultern zitterten; Brajne, welche die ganze Zeit in einem Winkel gestanden hatte, merkte erst jetzt, daß sie noch immer den Topf in der Hand hielt; sie stellte ihn auf den Boden und fuhr mit der Schürze über die Augen.

Mordechai fühlte sich schuldig; er wollte die Mutter um Verzeihung bitten, aber er schämte sich, und vor Ärger zerknitterte er die Blätter des offenen Gebetbuches:

„Ich weiß wirklich nicht, warum Ihr über mich weint.“

„Natürlich, die Mutter hat allen Grund sich zu freuen: sie hat ja soviel Freude von dir,“ konnte Brajne sich nicht zurückhalten, fuhr sich über die Nase und hinterließ damit Rußflecke auf dem ganzen Gesicht.

Mordechai sah, daß die Mutter Brajne zuwinkte, sie möge schweigen. Als er das rußige Gesicht der Magd erblickte, vergaß er alle Traurigkeit und lachte laut auf:

„Was soll das bedeuten, Brajne? Wo habt Ihr Euch so eingeschmiert? Der richtige Rauchfangkehrer.“

Brajne schämte sich und richtete ihre Augen auf die Nase, um sich zu überzeugen, daß Mordechai keinen Spaß mit ihr trieb; da sah sie ihre rußigen Hände, streckte sie der Herrin hin, gewissermaßen um sich damit zu entschuldigen, nahm den Topf und lief mit einem schüchternen Lächeln hinaus.

„Nun, bei all dem Unglück gibt es noch zu lachen!“ sagte Dwojrele wie zu sich selbst, fuhr sich über die Augen und trat auf den Sohn zu: „Hör’ zu, Mordechai. Der Vater hat gesagt, ich möge dich zu ihm schicken, er will mit dir sprechen.“

„Wo ist er, wo ist der Vater?“ fragte Mordechai und wollte hinausgehen.

„Wart’ noch ein wenig“, sagte Dwojrele leise, sah sich um, ob keiner zuhörte und schloß die Tür, die in die Küche führte. „Hör’ zu, ich habe an dich eine Bitte . . .“

Dwojrele faßte den Sohn bei der Hand.

„Motele, ich habe ja nur dich, schau, tu’ mir keine Schande an, hab’ Mitleid mit deiner armen Mutter . . .“

Sie konnte nicht weiter und schluchzte wie ein Kind.

Mordechai fühlte Tränen in den Augen; er setzte die Mutter sanft nieder, küßte ihr die Hand und versprach ihr alles, um sie nur zu beruhigen.

„Hör’ zu“ — Dwojrele wischte sich wieder die Augen —, ich habe wohl dem Vater versprochen, dir gar nichts zu sagen, aber ich kann mir nicht helfen, das Herz tut mir weh.“ Wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen. „Wir haben beschlossen, daß du mit Reb Itsche nach Kozk fährst — so Gott will, werdet ihr morgen reisen . . .“

„Ich will alles für euch tun,“ stammelte Mordechai, „aber . . .“

„Was aber?“

Mordechai wurde verlegen und vermied es, der Mutter in die Augen zu schauen:

„Ich wünsche, daß ihr den Pächter nicht wegschicket!“

„Aber was fällt dir ein? Niemand denkt daran, ihn wegzuschicken!“

„So — dann gehe ich sofort zum Vater!“

Dwojrele begleitete ihn bis zur Tür; sie war glücklich, daß das Gespräch, vor dem sie solche Angst gehabt hatte, so gut abgelaufen war und war sicher, an Mordechai noch Freude zu erleben: Daß Gott erbarm', wenn man unter Christen wohnt, fern von einer jüdischen Gemeinde, da verbauert selbst der beste Mensch; und es ist ja klar — junges Blut! Das schäumt eben einmal über! Sie hoffte, auch das Gespräch mit Abraham würde ruhig ablaufen; da sie aber wußte, daß beide Hartschädel waren, bat sie den Sohn:

„Schau, Motele, streite nicht mit dem Vater! Wenn er dir etwas sagt, so schweige, er ist doch der Vater! Du weißt ja, er schreit und schimpft, aber geschieht etwas, dann schläft er die ganze Nacht nicht! Was wollte ich sagen? Ja — hast du schon gebetet? Also geh' zuerst etwas essen, dir ist wohl schon ganz schwach!“

„Ich werde gleich beten gehen.“

Gut gelaunt, öffnete Mordechai hastig die Tür; er merkte, daß jemand zurücksprang, hörte einen Schrei, als wäre er auf eine junge Katze getreten, und während er hinauslief, rief er der Mutter zu:

„Wahrhaftig, ich habe dort jemanden umgebracht!“

Hinter der Türe stand Brajne, beschämt die Augen gesenkt, als wäre sie bei einem Diebstahl erwischt worden, und hielt sich die schmerzende Stirn.

„Habe ich Euch einen guten Schlag versetzt, Brajne? Aber ich kann wirklich nichts dafür“, entschuldigte sich Mordechai, nahm ein Handtuch von der Wand, befeuchtete es und reichte es der Magd. „Da, legt das an die Beule, dann wird sie rasch vergehen!“

„Laß nur, es wird mir nichts geschehen.“ Brajne wurde noch mehr verlegen, da man sich um sie bemühte, und wandte sich an Dwojrele: „Es geschieht mir schon recht, Frau! Ich weiß, daß es nicht recht ist, zu horchen, aber was kann ich tun, ich habe schon diese Gewohnheit. Der Teufel reitet mich!“

Mordechai ging lächelnd in das Zimmer, wo die Thorarollen

standen. Auf der Schwelle staubte er seine Schuhe ab, setzte die Mütze zurecht und öffnete mit ernstem Gesicht die Tür. Immer, wenn er dieses Zimmer betrat, hatte er das Gefühl, eine alte verlassene Schul zu betreten.

Das Zimmer mit den Thorarollen, in dem die Sippe durch Generationen am Chanukkah zur Abrechnung zusammenkam, stritt und Ehen schloß, war halbdunkel und kühl.

Mordechai schaute sich um, sah niemanden und blieb bei der Türe stehen. Abraham, der in einem Winkel stand und seinen Tallis zusammenlegte, rief Mordechai, als hätte sich zwischen Vater und Sohn gar nichts zugetragen:

„Komm her, Mordechai!“

Mordechai erbebte, als er den Vater sah, und ging mit gesenkten Augen auf ihn zu.

„Hast du schon gebetet?“

„Nein.“

„So stell' dich zum Beten, keine langen Geschichten! Da, nimm meine Tefillin!“ Abraham legte den Handriemen ab. „Ja, weißt du? So Gott will, fährst du morgen früh mit Reb Itsche nach Kozk — ist dir's recht? Geld beim Großvater stehlen wirst du nicht müssen! Abrahams Einziger muß dem Vater nachgeraten, eine offene Hand haben; die Leute sollen wissen, daß er jemanden hat, dem er nachgeraten kann!“

Verwundert blickte Mordechai den Vater an. Zum zweiten Male schon hörte er ihn so sprechen. Abraham löste den Kopfriemen und legte eine Hand auf die Schulter des Sohnes:

„Hör' zu, Mordechai; was geschehen ist, ist geschehen, vergiß! Aber um eines bitte ich dich — sieh um Gottes willen zu, daß ich keine Schande durch dich habe! Versprichst du mir das?“

Reb Abraham wartete keine Antwort ab; er reckte sich gerade und strich sich durch den Bart. Jede seiner Bewegungen war die eines hochmögenden und reichen Mannes, schon seine Haltung flößte Ehrfurcht ein. Er knöpfte den Rock auf, steckte mit weitausladender Bewegung die Hand in die Hosentasche und klimperte mit dem Gelde:

„Jetzt frage ich dich, da es ja keiner hört, was für eine Schwägerschaft ist für mich Simche der Pächter? Sein Vater hat sein Leben lang bei deinem Großvater, er ruhe in Frieden, den Kälbern die Häute abgezogen, und Simche selbst schleppt mir, hätte ich Lust ihn zu schicken, für einen Gulden ein Kalb am Schwanze bis nach Plozk! Also was denn? Das Mädcl gefällt dir? Aber welches Mädcl wird dir nicht gefallen? Das ist leider Gottes ein Familienfehler! Ich war auch nicht besser. Darum habe ich ja für dich Reb Itsche hergebracht, damit du jemanden hast, von dem du etwas lernen kannst!“

Während dieser Worte war Reb Itsche leise eingetreten, nahm ein Buch vom Schrank und vertiefte sich darein. Reb Abrahams Augen begannen zu funkeln, er bekam plötzlich Lust zu einem derben Spaß, wie in den alten guten Zeiten, als er noch jung war. Er stellte sich so, daß Mordechai Reb Itsche nicht sehen konnte und begann mit lauter Stimme:

„Und glaubst du etwa, Reb Itsche hätte keine bösen Gedanken? Siehst du, von Rabbi Mendele weiß ich es nicht genau, der Rabbi lebt mit einer Frau, aber außerdem . . . er hält nicht viel von R. Gerschoms Verbot.*) — Was schaust du mich so an? Glaubst du es nicht? Du kannst dich auf mich verlassen! Es ist ja klar; da bei ihm kein Mangel herrscht, denkt er wohl selten daran und hat natürlich weniger schlechte Gedanken — aber Reb Itsche, du verstehst, ist schon jahrelang ein Einsiedler und der Teufel rumort ihm gut in den Gliedern, du weißt ja, wie das ist! Wie alt bist du? Noch keine sechzehn! Aber heiraten möchtest du schon, und das wohl auch nicht erst seit gestern.“

Mordechai traute seinen Ohren nicht; er errötete über des Vaters Worte und schwieg.

„Das eine ist noch gut, daß du dich schämst! Das ist jüdische Art.“ Reb Abraham klopfte dem Sohn väterlich auf die Schul-

*) Rabbi Gerschom (960—1028) machte der in Bibel und Talmud anerkannten Vielweiberei unter den europäischen Juden ein Ende.

ter, machte ein paar Schritte nach rückwärts und schrie fast: „Ja, was wollte ich nur sagen? Ja, ich meine, es muß wohl eine gewaltige Versuchung für einen Menschen sein, immer gegen den bösen Trieb Krieg zu führen! Ich wäre das nicht imstande.“

„Vater,“ fuhr Mordechai auf, als wäre ein Unglück geschehen, „leiser, Vater, Reb Itsche steht doch beim Bücherschrank!“

„Was habe ich denn gesagt?“ fuhr Abraham noch lauter fort. „Wo, sagst du, steht er? Ah!“ Er tat, als wäre er überrascht, hätte Reb Itsche soeben erst erblickt, winkte ihm mit der Hand und sagte weicher: „Guten Morgen, Reb Itsche! Seid mir nicht böse, ich möchte Euch etwas fragen, nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch damit belästige.“

Mordechai wurde bleich; er wußte nicht, wohin er schauen sollte, zitterte und flehte zu Gott, die Erde möge sich unter ihm öffnen, damit er nicht sehe, wie der Vater Reb Itsche beschäme.

Reb Itsche geriet aber nicht in Verlegenheit; er trat näher, als handelte es sich gar nicht um ihn, sondern als hätte er eine Entscheidung zu treffen oder einen Rat zu geben; obwohl er wußte, daß Abraham Spaß trieb, tat er, als hätte er keine Ahnung davon, und ehe noch Abraham Zeit hatte zu sprechen, begann er:

„Ja, Reb Abraham, Ihr habt das Richtige getroffen! Ich habe wirklich schlechte Gedanken!“

„Entschuldigt, Reb Itsche,“ Abraham wurde verlegen, „das habe ich nicht gesagt! Ich habe bloß gesagt, daß ein Mann, der ohne Frau lebt, natürlich schlechte Gedanken haben müßte!“

„Die hat er auch, Reb Abraham,“ antwortete Reb Itsche ruhig, „und je mehr böse Gedanken der Mensch hat, je größer seine Furcht ist, er könnte sinken, desto stärker ist sein Widerstand und desto mehr wird er fähig, die irdische Hülle von jedem bösen Gedanken zu entfernen und den Sinn Gottes zu erkennen . . .“

„Wozu dann die Versuchung,“ antwortete Abraham lächelnd, „wenn man ihr entgehen kann?“

„Wie soll ich Euch das erklären?“ Reb Itsche runzelte einigemal die Stirn und umfaßte mit der Hand seinen schwarzen Bart. „Habt Ihr einmal Kinder gesehen, wenn sie sich schaukeln? Um sich mit der Schaukel immer höher zu heben, muß man einige Male einen Fuß fest auf die Erde setzen; das Kind, das dies nicht tut, wird sich nie über die Erde erheben. Mit den Menschen ist es genau so. Der Mensch, welcher keine bösen Gedanken hat, ist schon so sehr im Grobsinnlichen versunken, so verbauert, daß er gar nichts mehr fühlt und sich in keiner Hinsicht mehr erheben mag. Denn Ihr müßt wissen, daß in jedem schlechten Gedanken ein göttlicher Funke steckt, der auf sehr niedrige Stufe gesunken ist und um Erhebung fleht. Der Mensch darf also keine Angst vor einem schlechten Gedanken haben, er soll ihm mit offenen Armen entgentreten, ihn nackt ausziehen, ihm das Kleid abreißen; denn nur die Hülle ist sündig; entfernt sie der Mensch, zieht er den Gedanken nackt aus, dann verbindet er sich mit dem göttlichen Funken, und so bringt er es zur Erhebung zweier Dinge — zunächst erhebt er den gefallen Funken auf höhere Stufe und bringt ihn so zu seiner Wurzel zurück; und damit, daß er den göttlichen Funken erhebt, erhebt der Mensch sich selbst und wird gewissermaßen ein Teil Gottes — Ihr versteht?“

Reb Itsche schwieg eine Weile. Seine schwarzen Augen brannten. Er strich mit der weißen Hand über die Stirn und fuhr fort:

„Und jetzt kehren wir zu der Schaukel zurück: Je stärker du dich schaukelst, das heißt je mehr der schlechte Gedanke dich beherrscht, desto höher ist dein Aufstieg, wenn du den schlechten Gedanken überwindest.“

„Entschuldigt, Reb Itsche,“ unterbrach Abraham lächelnd; „wenn ich Euch recht verstanden habe, so bedeutet das, daß es eine gute Tat sei, zu sündigen, ha, ha, ha! Und wie ich gestern meinen Herrn Sohn mit des Pächters Tochter erwischt

habe, da hätte ich ihm liebevoll in die Wange kneifen sollen, was?“

Reb Itsches Ausdruck änderte sich plötzlich. Das Feuer in seinen Augen war erloschen, sein bleiches Gesicht wurde müde und auf den aneinandergepreßten Lippen lag Verdruß, als täte ihm das ganze Gespräch leid.

„Ich will, daß Ihr mich verstehen sollt!“ stieß Reb Itsche ärgerlich hervor; doch bald reute ihn dieser Ton und er fuhr weicher, fast flehend, fort: „Gott bewahre, ich meine nicht, daß der Mensch im Körperlichen versinken und sich der bösen Lust überliefern soll, das habe ich nicht gesagt! Ich habe nur gesagt, daß in jeder Lust, in jeder Schlechtigkeit ein göttlicher Funke wohnt; die Funken sehnen sich nach ihrem Ursprunge wie Kinder nach ihrer Mutter. Sie schreien mit stummem Schrei, der von einem Ende der Welt zum anderen dringt, und wenn jemand diesen stummen Schrei hört und den göttlichen Funken in der Schlechtigkeit oder in der Lust erlöst und ihn zur nächsten Stufe erhebt, so wird er selbst erhoben.“

Mordechai zitterte; er flehte zu Gott, der Vater möge Reb Itsche nicht mehr antworten, und blickte auf ihn mit seinen großen grauen Augen so liebevoll und ergeben, als wollte er ihn trösten: Nehmt es Euch nicht zu Herzen, Rabbi, ich verstehe Euch — — —

„So widersprecht Ihr Euch doch selbst!“ — Abraham lächelte. „Kann man ein ärgeres Übel haben als ein Weib und Ihr — — —“

„Wahrscheinlich muß es so sein, Reb Abraham!“ unterbrach ihn Reb Itsche gleichfalls lächelnd.

Brajne steckte den Kopf zur Tür herein.

„Der Herr soll frühstücken kommen! Das Essen steht schon auf dem Tisch!“

„Kommt, Reb Itsche, wir wollen lieber frühstücken!“ — Abraham rieb sich die Hände und wendete sich an Mordechai: „Worauf wartest du? Stell' dich zum Beten, es ist schon spät!“

Als Mordechai allein blieb, trat er zum Fenster und legte die

Tefillin an; er fühlte sich für Reb Itsche beleidigt und konnte nicht verstehen, wozu der Vater das ganze Gespräch geführt hatte. Einigemal kamen ihm Reb Itsches letzte Worte — wahrscheinlich muß es so ein, Reb Abraham — in den Sinn; er war neugierig, was Reb Itsche wohl damit gemeint haben mochte, und versank in Nachdenken.

Summend flog eine Biene herbei, schlug an die Scheiben des geschlossenen Fensters, glitt mit ausgebreiteten Flügeln über das Glas und suchte hartnäckig mit dem Rüssel einen Eingang.

Mordechai legte die Hände auf den Rücken und ging im Zimmer auf und ab; er wußte, daß er ohne Inbrunst betete; mehrmals wollte er seine Gedanken konzentrieren, aber er vermochte es nicht. Er hörte die Biene an die Scheiben klopfen und es kam ihm in den Sinn, daß er vielleicht auch vor einer Wand stand und so wie die Biene hoffte, sie mit dem Kopfe einrennen zu können; aber nie würde er wohl durch die Wand kommen. In seiner Qual, daß er der schlechten Gedanken nicht Herr werden konnte, schlug Mordechai plötzlich mit den Fäusten in die Wand, so daß er sich die Haut bis aufs Blut durchrieb; das beruhigte ihn.

Langsam ging er dann im Zimmer umher und schaute in jeden Winkel, betrachtete jedes Stück Hausrat, als wollte er von jedem einzelnen Abschied nehmen. Er betrachtete den Wollvorhang vor der heiligen Lade, den seine Urgroßmutter Esther-Rebekka selbst gesponnen, gefärbt und mit gelber Wolle ausgenäht hatte; er blieb vor dem seidenen Thoravorhang stehen, auf den silberne Blätter gestickt waren; die Großmutter Surele hat ihn aus Jerusalem bringen lassen und an den Rand, den sie selbst mit Silberfäden ausgenäht hatte, ihren Namen gestickt. Leise öffnete Mordechai eine Thoralade nach der anderen; er wußte, welcher von seinen Großvätern und Oheimen die Thorarollen hatte schreiben lassen; von Freude erfüllt stand er vor den heiligen Rollen, die mit Samt und Silber wie schöne Bräute geschmückt waren, und küßte sie.

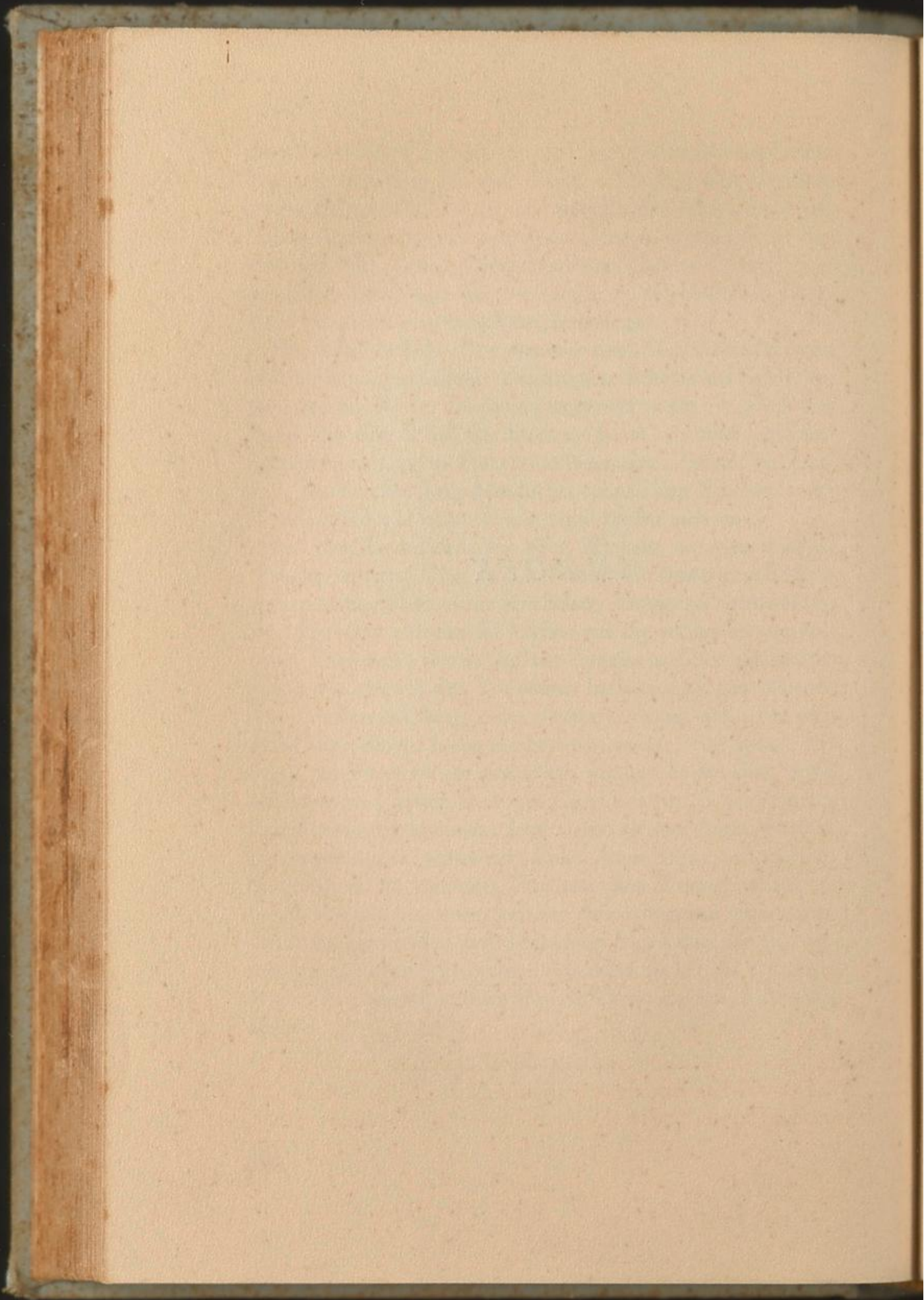
Er sann in die Vergangenheit zurück. Als Kind waren ihm

die geschmückten Thorarollen wie Generale erschienen, die das Haus vor Räubern aus dem Walde schützten. Die Generale trugen Helme mit Glöckchen auf dem Kopfe und auf der Brust Silberpanzer mit kleinen vergoldeten Laden, aus denen die Namen der zehn Gebote hervorleuchteten; jedem General hing um die Schulter eine silberne Lanze — der Deuter in Form einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger.

Mordechai lächelte. Er nahm aus einer Blechschatulle einen halbkreisförmig gebogenen geschnitzten Schofar aus Safed, betrachtete die Worte, die darin eingraviert waren — „Heil dem Volke, das den Schall der Posaune kennt“ — und legte den Schofar an die Lippen. Plötzlich erklang eine „Teruah“ im Zimmer. Erschrocken barg Mordechai schnell den Schofar in der Blechschatulle; er hörte Schritte und blickte sich um.

Aus den Thoraladen, aus allen Winkeln, aus den dunklen Wänden schritten Oeime, Großväter, Großmütter und Muhmen; immer größer wurde ihre Schar; Mordechai wurde es immer traulicher zumute. Er blickte auf die silbernen und goldenen Löwen mit den gebleckten Zungen und den geringelten Schweifen, die aus den Vorhängen herauszuspringen schienen und Furcht einflößten; dabei dachte er daran, daß nicht umsonst seine Ahnen Kohanim gewesen waren — er sprach mit ihnen, als wären sie nie gestorben, sondern in der alten Schul geblieben und hätten dort von Geschlecht zu Geschlecht die Familiensagen gesponnen. Jetzt waren sie aus ihrem Versteck hervorgekommen, gaben dem Enkel ihren Segen und versprachen, ihn nie zu verlassen. Und von allen Winkeln und allem Gerät, von den Gesimsen und von dem schwarzen fettigen Boden zogen sich Fäden und umspannen Mordechai wie ein Panzer, auf daß kein Sturm ihm etwas anhaben könne; er fühlte: immer und überall würden ihn die Fäden zurück, heimwärts ziehen.

IN KOZK



Die Fahrt zum Rabbi

Dwojrele stand am Fußende des Bettes und sah Mordechai zu, wie er schlief, frisch, die Linke unter dem Kopfe, genau wie sein Vater; mit einem Male durchfuhr sie ein Ärger, daß er so ganz dem Vater nachgeriet, als wäre er gar nicht ihr Sohn. Das seidene Käppchen war ihm im Schlafe vom Kopfe gerutscht und lag auf dem Kissen. Dwojrele versuchte Mordechai das Käppchen aufzusetzen; aber aus Furcht, sie könnte ihn wecken, blieb sie mit dem Käppchen in der Hand stehen und dachte daran, daß Mordechai sogar Abrahams Haar hatte, das glatte schwarze Haar, das ihm in Strähnen in die Augen fiel. Ihr Haar war dünn und gekraust. Aber je länger Dwojrele auf Mordechai blickte, auf die Frische seiner mattglänzenden Wangen, auf das Lächeln um seine Mundwinkel, desto wärmer wurde es in ihr, ihr Mutterherz floß über und sie wußte selbst nicht, ob sie vor Freude weinte, daß sie — ungerufen — einen solchen Sohn erzogen hatte, oder ob sie weinte, weil ihr Einziger sie jetzt verließ. Eine so weite Reise! Fast fünf Tage im Wagen sitzen! Und, Gott bewahre, die Stunde möge nie kommen, auf dem Wege kann etwas geschehen . . . Dwojrele wollte nicht daran denken; über Mordechais Kopf gebeugt, murmelte sie etwas, um ihm Schutz zu geben vor bösem Blick.

Brajne trat leise ein; sie trug einen frischgebackenen Kuchen. Ein angenehmer, atembeklemmender Duft erfüllte das Zimmer.

„Der Kuchen ist mir ungerufen gelungen.“ — Glückselig trug ihn Brajne ihrer Herrin zu und beklopfte mit den Fingern

seine braune, gut ausgebackene Rinde. „Merkt die Frau, wie leicht er ist?“

„Wirklich leicht!“ Dwojrele wog den Kuchen auf den Fingerspitzen. „Wie steht es mit dem Fleisch, Brajne?“

„Noch gestern habe ich es eingepökelt, es liegt schon im Wagen!“

„Du bist wirklich eine Künstlerin!“

„Das wisset Ihr erst seit heute?“ fragte Brajne mit kokettem Lächeln.

„Hör' zu, Brajne“ — Dwojrele wies auf einen großen Lederkoffer, der neben dem Bett lag, „ich gebe ihm für zwölf Wochen Wäsche mit. Mein Gott, ein Kind in der Fremde, wo wird er sie zum Waschen geben? Was meinst du, wird es genug sein?“

„Mehr als genug . . .“

„Brajne, man darf nicht sündigen.“ Dwojrele legte die Hand aufs Herz. „Mordechai fährt doch zum Rabbi; aber glaube mir, das Herz tut mir weh, ich fühle schon jetzt, daß mir etwas im Hause fehlt!“

„Natürlich, das glaube ich; ich selbst gehe herum und weiß nicht, was ich tue, wie erst Ihr, die Mutter? Aber man darf es sich nicht zu Herzen nehmen, wir werden noch, so Gott will, Freude an ihm erleben, Ihr werdet sehen!“

„Gott geb's!“ Dwojrele wischte sich die Augen, nahm Mordechais Weste und zeigte sie Brajne. „Siehst du, da habe ich fünf Dukaten eingenäht. Man kann nicht wissen: in der Fremde, das Geld wird ja gerade langen; und die Mutter um Geld bitten wird er auch nicht können, so mag er das haben! Wie meinst du? Ich will ihm gar nichts davon sagen. Er wird es schon selbst finden, da wird es ihm doppelt lieb sein, er wird wissen, was eine Mutter ist; die Weste trägt er ja jeden Tag, wie meinst du?“

„Was weiß ich?“ Brajne zuckte mit den Achseln. „Es ist vielleicht doch besser, es ihm gleich zu sagen . . . Aber was plaudere ich da? Ich muß ja nachschauen, was in der Küche ist!“

„Ich will schon selbst nachsehen“, antwortete Dwojrele seuf-

zend. „Du, Brajne, verschnüre den Koffer und öffne die Fensterläden; es ist Zeit, daß Mordechai aufsteht!“

Brajne öffnete den Laden. Eine Lichtwelle strömte ins Zimmer, blendete Brajnes Augen und weckte Mordechai.

Von der Mutter nahm Mordechai kaum Abschied. Sie stand die ganze Zeit auf der Veranda, rang die Hände und weinte. Sie hatte Mordechai so viel zu sagen; doch als er auf sie zuing, ihre Hand nahm, sie küßte und sagte: „Bleib' gesund, Mutter“, da überkam es Dowjrele noch stärker, sie umarmte den Sohn, vergaß, was sie ihm zu sagen hatte, und wollte ihn nicht loslassen.

„Es muß doch einmal ein Ende haben!“ Ärgerlich entzog Abraham den Sohn Dowjreles Umarmung. „Er geht ja nicht zu den Soldaten! Wenn du schon heute so weinst, was wirst du tun, wenn er heiraten wird? Weiber bleiben Weiber!“

Er nahm Mordechai unter den Arm, führte ihn zur Seite und reichte ihm die Hand:

„Glückliche Reise, Mordechai, laß es dir gut gehen, und wenn dir Geld fehlen sollte, nimm welches beim Schwäher Reb Jossel. Er wird dir schon aushelfen; vor allem aber: schreibe!“

Vater und Sohn gaben sich die Hand und sahen einander eine Weile an; jeder von ihnen fühlte, daß der andere noch etwas zu sagen habe. Dann senkten sie die Augen, als verstünde jeder des anderen Gedanken, und stumm, unzufrieden, ließen sie einander los.

Verwirrt nahm Mordechai von Brajne und einigen Fischern Abschied; er wollte möglichst schnell über alles hinwegkommen und im Wagen sitzen. Marcins Hund, Filut, sprang zwischen seine Füße, als wäre er auch gekommen, um Abschied zu nehmen. Mordechai faßte ihn bei der Schnauze und streichelte ihn; dabei fühlte er, daß es ihm leid tat, wegfahren zu müssen; sagte jetzt der Vater oder die Mutter nur ein Wort, daß er nicht fahren sollte, er würde gewiß bleiben.

Mordechai setzte sich in den Wagen, wo Reb Itsche schon wartete. Langsam begann Marcin die Pferde anzutreiben. Mordechai hörte, wie man ihm nachschrie, er sah, wie die Fischer die Hüte zogen; Filut sprang bellend voraus, ein Fischer faßte ihn und hielt ihn bei den Ohren; plötzlich merkte Mordechai, daß Brajne sich mit einer Hand am Wagen festhielt; mit der anderen bedeutete sie Marcin, er möge langsam fahren, und dabei schärfte sie Mordechai ein, in welchem Sack das Fleisch lag und in welchem die Kuchen. Die Säcke möge er nicht werfen, sondern sie mit Marcin zurückschicken; er solle nur ja oft schreiben, der Mutter keine Kränkung bereiten — denn solche Mütter gibt es nicht viele auf der Welt! Sie hat dem Sohn fünf Dukaten in die Weste eingnäht. Wenn er Freitag die Wäsche wechsle, möge er sie um Gottes willen nur ja in den kleinen Überzug mit dem Einsatz hineinlegen; denn solche Wäsche möchte jeder gern haben, es ist rein Leinen! Als Marcin zum Steinzaun gekommen war, zog Brajne aus dem Busen ein Leinwandbeutelchen hervor und steckte es Mordechai verschämt in die Hand:

„Da, Motele, du bist doch in der Fremde, man kann nicht wissen — da wirst du wenigstens etwas für Nüsse haben. Ich bitte dich, sag' nicht nein, es sind im ganzen zehn polnische Gulden — was schaust du mich so an? Du wirst es nehmen, mein Ehrenwort! Nun, steck' es ein, ich werde es, so Gott will, bei dir mit Zinsen zurücknehmen — leb wohl, Gott gebe dir eine glückliche Reise!“ Sie wandte sich an Reb Itsche: „Seid mir nicht böse, Reb Itsche, es kann sein, daß ich Euch einmal nicht gut behandelt habe, verzeiht es mir, fahrt gesund und gebt um Gottes willen nur ja acht auf Mordechai —“

„Gewiß, gewiß, bleibt gesund, Brajne!“ beruhigte sie Reb Itsche.

Brajne ließ den Wagen los; sie wollte ihn wieder anfassen, doch inzwischen hatte er sich schneller bewegt; sie blieb mit ausgestreckten Armen stehen und schrie dem Wagen nach:

„Fahrt gesund!“

„Ein braves Weib“, sprach Reb Itsche halb zu sich selbst. Mordechai wandte sich ab; er fühlte Tränen im Halse. Schweigend sah er zu, wie die Pferde die Schweife hoben, wenn sie bergauf gingen, wie sie allemal die Köpfe emporwarfen; polternd bewegte sich der Wagen über den steinigen Weg, der vom Hause in den Wald führte, und schien beinahe aus den Achsen zu springen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, wärmte wohligh und versprach einen heißen Tag. Die Luft war rein und blau; ihr Blau blendete, wenn man lange hineinsah; es hüllte die Bäume und Sträucher ein. Von Zeit zu Zeit blitzten Feuertropfen durch die Luft. Das war die Weichsel; sie spielte und wiegte sich, lockte und lachte mit ihren Millionen Augen, leuchtete bald grün, bald blau, bald opalen auf, und wogte wie flüssiges Silber, aus dem kleine Regenbogen flammten.

Marcin bog auf den sandigen Weg ein, der den Wald durchschnitt, zog die Mütze vor dem steinernen Heiligen, bekreuzigte sich und feuerte die Pferde mit einem Pfiff an:

„Vorwärts, Fresser!“

Die Pferde zogen an; lebhaft trabten sie über den mit Blättern und Zweiglein bedeckten Sandweg, wiherten und peitschten mit den langen Schweifen ihre vollen glänzenden Flanken.

Mordechai wußte, er würde an Rachels Haus vorüberfahren; obwohl er sicher war, Rachel sei nicht daheim, fühlte er doch seinen Atem stocken und seine Knie zittern, je näher der Wagen dem Hause kam. Er beschloß die Augen zuzumachen und nicht hinzuschauen; aber wie zum Trotz wandte sich sein linkes Auge suchend dem Hause zu.

Das Haus lag in tiefer Stille. Die Fenster waren geschlossen, und wären nicht die Hühner erschreckt von der Straßenmitte fortgestoben, wo sie im heißen Sande gebadet hatten, hätten nicht, von schweren Steinen zugepreßt, ein paar Käselaipe in Säcken auf einem Brett unter dem Fenster getrocknet — man hätte meinen können, das Häuschen stehe leer.

Ein menschlicher Schatten bewegte sich um den Stadel; ehe

noch Mordechai Zeit hatte näher hinzuschauen, war der Schatten verschwunden. Zitternd spähte Mordechai hinüber; er sah den Pächter hinter der Scheune; der versteckte sich also vor ihm — Mordechai hatte das Gefühl, als hätte ihm jemand ins Gesicht gespuckt. Er biß sich auf die Lippen: Wer kann wissen? Vielleicht ist Rachel schon zurückgekommen, liegt eingesperrt in ihrem Zimmer und weint sich die Augen aus, wartet, daß ihr Mordechai kommt — er hat es ihr doch geschworen und versprochen —, ha, da, im Fenster — schaut da nicht jemand heraus — Rachel? Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Hat nicht jemand gerufen, ha? Nur die Hand braucht er auszustrecken und Rachel ist sein; er muß nur den Mund öffnen und Marcin hält. Wer hält ihm den Mund zu? Wer hält ihn bei der Hand? Rachel! Rachel! Er ruft, er schreit, aber keiner hört ihn, als hätten alle verstopfte Ohren . . .

Mordechai fühlte sein Herz bluten; hätte er sich nicht vor Reb Itsche geschämt, er wäre in Tränen ausgebrochen. Doch das hielt nicht lange an. Alles ringsum sang leise, atmete Leben und Mordechai war jung. Da genügte es, daß ihn ein Bündel Sonnenstrahlen traf — und er vergaß. Er senkte die Augenlider, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und sah Rachel aus dem Hause treten, das schwarze Haar über und über mit weißen Blüten bedeckt. Sie hält ihr kurzes Unterröckchen fest und schaut ihn mit ihren großen, offenbar kurzsichtigen und dabei tiefen Augen an — er kann es nicht mehr im Wagen aushalten, er springt ab, fühlt ihre Haare, ihren Leib . . .

„Schäme dich, so lange hast du mich warten lassen — alle zu Hause haben mich verspottet, sie haben gesagt, daß du nie mehr kommen wirst — und ich habe so geweint — siehst du, wie weint meine Augen sind? Geh, du bist schlecht!“

Mordechai fuhr zusammen und sah sich um, Marcin hielt an. Von der Wiese lief Wacek herbei, barfuß, ohne Mütze. Er knallte mit der Peitsche. Voraus lief sein halbblinder Hund Burek.

Wacek war unschlüssig, wie er sich benehmen sollte; sollte

er dem jungen „Pan“ die Hand küssen? Das zu tun, schämte er sich; sie waren doch zusammen aufgewachsen und hatten immer miteinander gespielt. Was er sagen sollte, wußte er auch nicht; so blieb er stehen und lächelte dumm.

„Was stehst du da wie ein Klotz, du Trottel?“ fuhr ihn der Vater ärgerlich an. „Das sieht keinen Menschen vor Augen, wächst auf wie ein wildes Tier und kann das Maul nicht aufmachen! Was stehst du so breitbeinig da? Soll man dich etwa melken? Gib dem Herrn einen Handkuß und geh zu den Kühen! Schau, wo die Rote schon ist!“

Mordechai ließ sich nicht die Hand küssen; er schenkte Wacek einiges Geld, neigte sich aus dem Wagen und klopfte dem Jungen auf die Schulter; unwillkürlich küßten sie einander und dann schämten sich beide sehr.

Marcin trieb die Pferde an, versetzte der roten Kuh, welche auf die Straße getrottet war, einen Hieb mit der Peitsche und der blinde Burek trieb sie mit Gebell auf die Weide zurück.

Die Straße war leer; sie zog sich tief in die dunklen Wälder hinein. Als die Pferde in den Wald kamen, wieherten sie hell, als hätten sie einen guten Trunk kalten Wassers getan; fester peitschten sie mit den Schweifen ihre Flanken und jagten vorwärts; dabei warfen sie mit den Hufen Stücke weicher, moosdurchsetzter Erde empor. Es wurde kühler. Zu beiden Seiten der Straße zog sich alter, dichter Wald. Die Bäume waren so verzweigt und verwachsen, daß die Äste zu beiden Seiten der Straße einander fast berührten; sie ließen die Sonne nicht durch und wölbten sich wie eine Kuppel über der Straße. Da und dort gelang es der Sonne durchzudringen und sich einen Weg in den Wald zu bahnen; tief drinnen flirrten und wiegten sich ihre Strahlen und hüpfen lustig über die Bäume.

Es war still und kühl. Das Schlagen der Hufe wurde deutlicher hörbar. Die feuchte Erde flog unter den Schlägen auf. Dann und wann schrie ein Vogel; aus dem Walde kam von allen Geschöpfen, die in ihm leben, ein stilles Summen herüber, das nicht denken ließ; es schläferete ein.

Die Stille zog Marcin in alle Glieder. Er lockerte die Zügel und wackelte auf dem Bock hin und her. Als es bergauf ging, verlangsamten die Pferde ihren Schritt. Im Halbschlaf spürte Marcin, daß sie träger wurden, ließ mechanisch die Peitsche über ihre Köpfe knallen, brummte: „Vorwärts, Fresser!“ und wackelte weiter auf dem Bock.

Auf dem Hügel hinter einer verdorrten Eiche, an der ein eisernes verrostetes Kreuz hing, kniete ein Bettler mit dichtem grauem Haar und betete. Über dem Kreuz saß auf einem dünnen Ast eine schwarze Krähe mit ausgebreiteten Flügeln und ließ ihr mißtöniges Geschrei hören, als wollte sie mit einer schlechten Botschaft die finsternen Mächte des alten Waldes wecken und des Greises stilles Gebet überschreien.

Ihr antworteten Krähen von allen Seiten. Ein Rauschen großer Flügel erhob sich und ein Krähenschwarm ließ sich, ein Dreieck bildend, mitten auf der Straße nieder.

Durch das Schreien erwachte Marcin und trieb die Pferde an. Er verscheuchte die Krähen mit der Peitsche und spuckte wütend aus:

„Verfluchte Seelen!“

Es wurde wieder still. Der Weg ging bergauf, bergab und wieder bergauf. Mordechai wollte an Rachel, an die Eltern, an Kozk denken, aber er konnte es nicht; aus Langeweile suchte sein Auge den höchsten Punkt auf, den es erreichen konnte, und er begann zu zählen, wie lange es dauerte, bis der Wagen dorthin kam. Je näher der Wagen kam, desto kleiner wurde die Höhe, bis sie endlich dem Boden gleich war. Mordechai war es, als hätte er etwas verloren; von neuem suchte er die höchste Erhebung und war sicher, sie diesmal nicht zu verlieren. Bald aber war er dieses Spieles müde. Als er sich auf seinem Sitz umwenden wollte, fuhr er plötzlich erschreckt zusammen.

„Es ist nur ein Vogel!“ beruhigte ihn Reb Itsche.

Der Wagen verließ den Wald; es wurde heller. Zu beiden Seiten des Weges lagen reife Felder wie farbige Leinwand. Marcin reckte sich, nahm eine Tabakdose aus Baum-

rinde aus der Tasche, stopfte sich eine mächtige Prise in die Nase und nieste gewaltig.

„Gott sei Dank, doch eine gute Ernte heuer!“ Marcin drehte sich zu Mordechai um und deutete auf die Felder. „Aber, Panie, man kann noch nicht wissen! Wie ist es voriges Jahr gewesen? Zwei Wochen vor dem Schnitt ist alles verbrannt. Gott bewahre uns diesmal, die Menschen haben genug gehungert.“

Kornähren, soweit das Auge reichte; sie bewegten sich und beugten ihre gelben Köpfe. Um die eben erblühten Ähren rundeten sich die kleinen Staubblüten wie Kronen. Ein leichter, heißer Wind wehte schwach; die Ähren warfen Wellen wie das Meer und aus ihnen drang der Geruch frischen Brotes. Der Duft hing über den Feldern wie ein staubiger Nebel und kratzte im Hals. Über den Ähren schwebte ein Vogel; das leise Rauschen seiner Flügel, wenn er sich in die Höhe erhob, mengte sich mit dem Rauschen des Korns. Es schläferete ein.

Da und dort stand ein starkknochiger Bauer auf einer Wiese, lehnte sich an die blinkende Sense, wischte das verschwitzte Gesicht an seinem Leinwandhemd ab, schob den breiten Strohhut zurück und sah herüber, wer da fuhr. Er grüßte und sah dem fremden Wagen nach, als wollte er einen Gruß in die ferne Stadt senden; er schaute zu, wie der Wagen in einer Staubwolke verschwand, und fuhr nachdenklich fort seine Sense zu dengeln.

Marcin bog ein. Der Weg ging seitwärts, wurde immer breiter und sandiger, und je mehr er sich von den Häusern entfernte, desto weniger Felder waren zu sehen. Nur Grasbüschel, wie sie auf Sümpfen wachsen, tauchten auf. Sie wurden immer dichter und unter sie mischte sich bald Schilfrohr. So weit das Auge reichte, zogen sich feuchte Wiesen dahin, fast schwarz von der Nässe, und blinkten in der Sonne wie Glasscheiben.

Mit einem Male wurde es ganz still; alles schien tot zu sein; der leiseste Klang erstarb in der feuchten Luft. Trauer lag auf den breiten, in Dampf gehüllten Wiesen, Trauer blickte hinter dem einzigen verkrüppelten Baum hervor, der dastand, als wäre er gelähmt im Sumpfe steckengeblieben.

Hinter einem Schilfrohrbündel erhob sich eine Wildente; einen Augenblick blieb sie spähend in der Luft hängen, dann schlug sie mit den Flügeln und steuerte niedrig über die Wiese.

Bergan, zu beiden Seiten des Weges, standen einige strohgedeckte Hütten. Ein grauer Hund fuhr auf den Wagen los, stieß ein paarmal ein kurzes Bellen aus und verstummte. Blasse Kinder mit wirrem Haar und roten Augen, die inmitten der sandigen Straße um eine Mißgeburt mit kürbisgroßem Wasserkopfe saßen, sprangen auf, ließen den Krüppel sitzen und stoben wie erschrecktes Wild nach allen Seiten auseinander.

Marcin hielt den Wagen an und schrie auf den Krüppel los: „Was sitztest du da wie eine Henne auf den Eiern? Laß den Wagen vorbeifahren!“

„Siehst du nicht, Mensch, daß ich verflucht bin?“ antwortete die Mißgeburt mit dumpfer Stimme, die aus der Tiefe der Erde zu kommen schien. „Ich sitze hier im heißen Sand und wärme mir die Füße, da wird mir besser . . .“

Der große Schädel mit dem Weichelzopf stak bis zur Hälfte im Sand, er schien aus der Erde hervorzuwachsen, an ihr festgebunden zu sein und die Feuchtigkeit der verjauchten Wässer einzusaugen, die ringsum standen; alles an diesem Geschöpfe schien zu rufen: „Seht her, ich bin der Fluch dieser Sümpfe.“

Reb Itsche stieg vom Wagen, legte die Hand auf den Kopf des Krüppels und fragte ihn:

„Wie lange bist du schon krank?“

Die Kinder, welche davongelaufen waren, traten nach und nach wieder näher, faßten Mut und antworteten für den Krüppel:

„Er ist so geboren worden.“

„Die alte Krajeska, die auf den Sümpfen wohnt, hat ihn behext.“

„Sie ist eine Zauberin.“

„Seine Schwester schreit wie eine Krähe.“

Die Mißgeburt öffnete den Mund und lächelte aus ihrem Mondgesicht; es schien ihr Freude zu bereiten, daß alle sich für

sie interessierten; plötzlich faßte der Krüppel einen kleinen Jungen beim Fuß, streckte die Zunge heraus und lachte dröhnend auf.

Reb Itsche rief Mordechai herbei; beide hoben den Krüppel auf, führten ihn beiseite, bis der Wagen durchgefahren war, und setzten ihn dann wieder in den Sand. Reb Itsche schenkte ihm einen Kupferdreier, streichelte ihm den Kopf, wünschte ihm, daß Gott sich seiner erbarme, und setzte sich mit Mordechai in den Wagen.

Marcin trieb die Pferde an. Er drehte sich zu seinen Passagieren um und deutete auf eine Hütte, welche auf einem kleinen Hügel inmitten der Sümpfe stand und von weitem wie eine verfallene Laubhütte aussah.

„Dort wohnt sie.“

„Wer?“ fragte Reb Itsche.

„Die Krajeska, die Hexe. Sie lebt mit dem Teufel, Panie. Der Pan glaubt es nicht? Die ganze Welt weiß davon. Die Bauern haben sie mit dem Teufel gehen sehen, sie haben ihn sofort erkannt, er war dürr wie ein Windhund und hat mit dem Schweife gewedelt wie ein Affe.“

„Geht sie in die Kirche?“ fragte Mordechai.

„Aber, Panie, sie kommt doch nicht einmal in ein Dorf, wo eine Kirche steht. Bei Tage geht sie selten aus, dafür aber bei Nacht. Was dort vorgeht, Panie — es ist eine Schande, es zu erzählen! Sie hat die ganze Gegend verhext, es gibt kein einziges Haus, in dem nicht ein Kind mit einem Weichselzopf geboren wird.“

„Warum jagen sie die Bauern nicht fort?“ fragte Mordechai.

„Bah . . .“

Marcin drehte sich um, spuckte aus und trieb die Pferde an. Hasen, die an der Straße auf Grasbüscheln saßen und horchten, legten die aufgestellten Löffel um und jagten ängstlich über die Felder.

Mordechai schaute auf die dampfenden Flächen, auf das Häuschen, das düster mitten in den Sümpfen stand und die Stille der Landschaft zu zerreißen schien.

Vor Morgengrauen kamen sie in Praga an und machten in einem Wirtshause Rast. Der Hof war vollgestopft mit Fuhrwerken, Wagen und Kutschen. Auf den Fuhren lagen Bauern, die Gesichter nach oben, und schnarchten. An der Mauer lagen bei den Wassertrögen die Pferde auf Stroh gebettet; ihre Bäuche bewegten sich wie Blasebälge. Einige knabberten an dem Holz der Tröge, schlugen mit den Hinterbeinen aus und wieherten. Inmitten des Einfahrthofes hing an einer langen, rostigen Kette eine Laterne, in der ein dickes Wachslicht blakte und die Gebäude nur schwach beleuchtete. In einem Winkel des Hofes stand ein alter, moosbewachsener Brunnen, dessen Wasser bis zum Rande schlug. Die schwarze Öffnung des Brunnens sah aus dem halbdunkeln Winkel von der Ferne wie ein ausgeschlagenes Auge hervor.

Marcin spannte die Pferde aus, tränkte sie, schüttete ihnen Hafer vor und ging zusammen mit seinen Passagieren zum Wirt der Herberge. Der Wirt wohnte in einem großen quadratischen Zimmer. Darin standen senkrecht gegeneinander zwei Betten, in denen die Wirtsleute schliefen; in einem lag ein alter Jude mit grauem Bart, im zweiten eine alte Frau in einer weißen Schlafhaube, die tief über die Augen gezogen war. Über ihrem Kopf lag eine schwarze Katze und aus dem Bett drang ein eigenartiges Pfauchen; es war schwer zu entscheiden, von wem es herrührte — von der Frau oder von der Katze.

Auf dem Fußboden lagen Bauern in den Kleidern und schnarchten. Ein großer Ziegelofen nahm fast ein Drittel des Zimmers ein. Auf ihm brannte unter einem großen eisernen Topf ein kleines Feuer. An den Wänden hingen Äxte, Schaufeln, Sägen und ein Dutzend verschiedenartiger Peitschen. In einer Ecke hing neben einem Kasten mit blankgeputztem Kupfergeschirr an einem weißen Bändchen eine kleine Mazze. Die Wände, der Fußboden und die Betten waren über und über mit Fliegen bedeckt, wie mit schwarzen Tüchern.

Die Luft im Zimmer war dumpf und schwer vom Rauch; der Bauerntabak kratzte stark im Halse. Der Wirt erwachte, musterte

die Passagiere, hieß sie ihr Gepäck in einen großen Holzkasten legen und deutete mit dem Daumen auf den Topf, der auf dem Herd stand:

„Ihr wollt doch ein Glas Tee?“

Reb Itsche antwortete auf diese Frage nicht, sondern erkundigte sich:

„Ist es weit von hier zu einem Beth-Hamidrasch?“

„Nicht weit, wartet einen Augenblick,“ — der Wirt begann sich anzukleiden — „ich gehe auch hin.“

Auf der Straße war es noch still. Von der anderen Seite der Brücke aber klang fernes Rauschen — Warschau erwachte. Aus einer Seitengasse kam ein Pächter mit einem Milchwagen gefahren. Sofort erschienen in großen Haufen Frauen, Mädchen, fast alle in rotgestreiften Unterröcken, die Schuhe nicht zugeknöpft, die Haare zerrauft — sie waren wohl geradewegs aus den Betten gekommen. Wie ein Bienenschwarm überfielen sie den Pächter. Einige trugen Krüge, andere Töpfe und Pfannen; sie stiegen auf die Räder, auf den Wagen, streckten die Hände aus, schrien und lärmten:

„Milch — Käse — Butter!“

Der Pächter erwehrte sich fluchend des Weibervolks, schlug auf allzu gierige Hände, doch niemand kümmerte sich darum.

Ein derber und feister Mann eilte vom Beth-Hamidrasch nach Hause, den Tallisbeutel unterm Arm. Auf dem Wege kaufte er an einem Stand einen Bund Zwiebeln und ging zufrieden heimwärts — er dachte wohl an die Schüssel Kartoffeln mit Sauerampfer, die ihm seine Frau schon auf dem Tische vorbereitet hatte, in die würde er die Zwiebeln mit Rahm mischen und drauflos essen, was nur Platz hat.

Vor dem Beth-Hamidrasch stand ein Jude in einer weißen Leinwandhose und einem mehlbestaubten Hemd; vor ihm zwei Körbe mit Eierkuchen.

Die Leute, die mit dem Beten fertig waren, standen im Vorraum bei einem offenen Bücherschrank; dort verkaufte der Schammes, eine Branntweinflasche in der Hand, den Stöpsel

im Munde, einigen für Geld, anderen auf Kredit ein Schnäpschen. Die frischen Eierkuchen fanden reißenden Absatz, die Menge aß sie nach dem Schnaps und eilte nach Hause.

„Nicht umsonst nennt man die Warschauer Freßsäcke!“ sagte der Besitzer der Herberge lachend zu Reb Itsche.

Das Beth-Hamidrasch war überfüllt. Die Juden gingen in Tallis und Tefillin hin und her. Einige mit zurückgeworfenen Köpfen und emporgestreckten Armen, andere schlugen, den Tallis über das Gesicht gezogen, mit den Händen an die glänzenden abgeschuerten Wände; so sprachen sie auf verschiedene Weise mit dem Herrn der Welt, jeder nach seiner Art. Längs den Wänden saßen an breiten Eichentischen vor den Talmudfolianten junge Leute, halbe Knaben mit ernsten Gesichtern, auf denen Sehnsucht lag, und lernten eifrig.

Das Schreien der Juden, die sich eine Weile von den Lebenssorgen befreien und den Wochentag vor ihrem Gott abschütteln wollten, ihr Seufzen, ihr Händeklatschen, das leise sehnsüchtige Summen der jungen Menschen über dem Talmud, all das erfüllte das Beth-Hamidrasch wie ein Wehklagen; beim Ofen aber brach es ab; dort saßen müßige Bettler mit gedrehten Zigaretten in der Hand, stritten aus Langeweile miteinander, schimpften und beredeten die ganze Welt.

Reb Itsche, der das Morgengebet rasch erledigt hatte, wie es seine Art war, versenkte die Hände in die Ärmel seines Rockes und ging nachdenklich im Beth-Hamidrasch auf und nieder. Beim Ofen blieb er stehen. Ein schwerer Geruch schlug ihm entgegen, daß ihm fast übel wurde. Reb Itsche blickte hinter den Ofen. Auf einem zerrissenen Strohsacke lag stöhnend ein alter Jude. Die Umstehenden erzählten Reb Itsche, der Kranke sei ein Fremder aus Litauen, er liege schon länger als eine Woche da, könne den Kot nicht halten und niemand sei zu finden, der ihm ein frisches Lager bereitete.

„Was, niemand zu finden?“ fragte Reb Itsche verwundert. „Und ihr? Ihr seid doch auch Juden! Wie kann man einen Kranken so liegenlassen?“

„Was predigt er?“ witzelte einer aus der Bettlergesellschaft.

„Wahrscheinlich ein Maggid!“ äußerte sich ein anderer.

„Lieber Freund, Ihr könnt das Vergnügen haben,“ raunte ein Bettler, der auf einem Auge blind war, Reb Itsche ins Ohr, „es trifft sich nicht sobald wieder die Gelegenheit zu einer solchen Mizwah!“

Ein barfußiger Junge, der zwischen dem Bettlerhaufen stand, hatte bereits einen Lappen zusammengeknüllt und wollte ihn von der Seite her Reb Itsche an den Kopf werfen; im gleichen Augenblicke wendete sich Reb Itsche um und rief Mordechai herbei:

„Hör' zu, es muß wohl ein Topf und ein Trog zu bekommen sein. Besorge das schnell. Wir werden den Ofen heizen und Wasser warm machen. Übrigens, gib dem Schammes ein paar Groschen, da wird er alles besorgen.“

Die Bettler blickten einander an; sie sahen, daß das kein Maggid war; jeder von ihnen erklärte sich bereit, einen Topf und einen Trog herbeizuschaffen.

Ein Konkurrenzkampf begann; sie stritten und unterboten einander. Bis endlich einer, ein ganz junger Mensch, alle unterbot und sich bereit erklärte, das Gewünschte ganz umsonst zu bringen. Als das Wasser warm war, entkleidete Reb Itsche ganz allein den Kranken, setzte ihn in den Trog und begann ihn zu waschen.

Im Beth-Hamidrasch herrschte plötzlich tiefe Stille. Alle waren von ihren Plätzen aufgesprungen, umringten den Ofen und sahen zu, wie Reb Itsche den Kranken wusch. Fast alle hielten sich die Nase zu, so schwer war die Luft; sie wunderten sich, wie leicht der Fremde alles tat, wie er um den Kranken bemüht war und dabei den üblen Geruch einatmete, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen.

Reb Itsche entkleidete sich vor aller Augen, als stände niemand da; er zog seine Wäsche aus, bekleidete den Kranken damit, sprach einen Segensspruch, schüttelte alles Geld aus seinen Taschen, gab es dem Kranken und zog wieder seine Kleider an.

Die Menge stand und gaffte staunend; jeder einzelne kam auf Mordechai zu:

„Ist das dein Vater?“

Alle blickten auf Reb Itsches blasses Gesicht, auf seinen kurzen, schwarzen Bart und die weißen, ein wenig krummen Zähne; sie sahen das stille Lächeln um seine Lippen, sahen, wie seine großen, schwarzen Augen mit unendlicher Liebe blickten; und jeder erbebte, jedem war es, als kenne er ihn, obwohl ihn keiner je gesehen hatte.

Reb Itsche war angekleidet; er suchte Mordechai mit den Augen und wollte so schnell als möglich das Beth-Hamidrasch verlassen und allein sein. Da trat ein kleines Männchen ein, erblickte Reb Itsche, stieß sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge und rief:

„Das ist ja Reb Itsche!“

Die Menge, welche von Reb Itsche jetzt ebensoviel wußte wie vorher, brauchte nicht mehr; sie stürzte auf Reb Itsche los, umringte ihn von allen Seiten, bewillkommnete ihn, bat um Verzeihung und berührte seine Kleider. Reb Itsche stand hilflos da, und seine Augen flehten, man möge ihn in Frieden lassen; allmählich wurde er ruhiger.

Mordechai wandte kein Auge von Reb Itsche; er sah ihn strahlend, unendliche Liebe in den schwarzen Augen, zwischen der Menge stehen, für die Grüße danken, seinen Segen sprechen; auf ihn blickend, hatte die Menge den Alltag vergessen und ihre bekümmerten Gesichter begannen zu leuchten.

Plötzlich ging Reb Itsche auf Mordechai zu und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Komm, Mordechai, wir müssen fahren, sofort fahren! Der Haufe wird zu groß. Komm!“

Am Nachmittag schickte Mordechai Marcin heim, mietete eine Fuhre nach Kozk und sie reisten weiter. Mordechai war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er kaum einen Blick

auf die Landschaft warf. Er dachte fortwährend an Reb Itsche und merkte dabei nicht einmal, daß der Wagen jede Weile stehenblieb und immer neue Passagiere aufnahm — Juden, die Weib und Kind verlassen haben, mit Tallis und Tefillin über Polens Landstraßen dahinziehen und von einem Ende Polens zum anderen zu Fuß zum Rabbi pilgern.

Die Pferde liefen rasch und wirbelten Staubwolken auf. Die Fuhre knarrte, der Kübel, welcher zwischen den Hinterrädern hing, klapperte. Ein Chassid begann ein Lied zu summen, die übrigen fielen ein, sangen mit und nahmen dabei immer wieder einen Schluck; es war zu spüren, daß man zum Rabbi fuhr.

Mordechai saß in einem Winkel; er fühlte, daß er selbst etwas so Geringfügiges wie das Waschen eines Kranken niemals zu tun imstande wäre. Er erinnerte sich daran, wie alle dagestanden hatten und sich die Nasen zugehalten hatten. Er selbst hatte kaum atmen können, aber Reb Itsche hatte nicht einmal das Gesicht verzogen und aus nächster Nähe den üblen Geruch eingeatmet; er bewies, daß ein Mensch imstande ist, alles Weltliche abzugeben. Mordechai beschloß, Reb Itsches Wege zu wandeln, nie mehr in den Wald zurückzukehren, in Kozk zu bleiben und mit ganzer Seele sich dem Dienste des Schöpfers zu ergeben. Aber Rachel? Er schloß die Augen und hatte plötzlich das Gefühl, daß der Wagen brach. Wer weiß? Vielleicht werde ich plötzlich krank, sehr krank, an einem schweren Typhus etwa oder an einer Lungenentzündung. Da würde ich nicht mehr zum Rabbi fahren; sofort würde der Wagen umkehren und es ginge zurück in den Wald, und der Vater würde zur Mutter sagen: „Mordechai ist krank, schwer krank, nur Rachels wegen . . .“ Sie zu Mordechai zu bringen, das schickt sich nicht . . . und Mordechai liegt im hohen Fieber und phantasiert . . . Und plötzlich ist Mordechai gestorben . . .

Mordechai fuhr auf; er ärgerte sich, daß ihm solche Dummheiten im Kopfe herumgingen, rieb sich die Augen und sah sich um.

In der Fuhre saßen einige Chassidim; sie hatten die Bündel

geöffnet, aßen Zwiebel mit Brot und hörten dabei zu, wie ein alter Chassid erzählte:

„. . . und am Abend ist die Rebbezin gekommen, hat aus dem Bücherschrank das Buch Hiob geholt und es dem Rabbi gebracht. Der Rabbi ist sofort aufgestanden, in die Mikwah gegangen und nach der Begrüßung des Sabbat hat er Chaim befohlen zu singen. Der alte Chaim, der schon lange zum Hofe des Rabbi gehörte, hat gefragt: Was soll das bedeuten, Rabbi, es liegt doch ein Toter im Haus, Ihr habet doch Trauer? — Chaim, hat der Rabbi ihm geantwortet, am Sabbat muß der Jude fröhlich sein, singe!“

Mordechai betrachtete die Chassidim, die schon wochenlang unterwegs waren, von Brot und Zwiebeln lebten, Frau und Kind daheim gelassen hatten; ihre Liebe zum Rabbi ist so groß, daß sie keiner Beschwerden achten und zu Fuß zum Rabbi wandern. Und ich, Mordechai? Ich fahre wie ein Fürst, habe so viel Essen mitgenommen, daß es für zehn Menschen reichen würde, habe viel Geld und keine Ruhe vor meinen schlechten Gedanken.

Niedergeschlagen streckte sich Mordechai auf seinem Bündel Stroh aus; er fühlte sich sündig und beschloß, das müsse anders werden; er wollte den Rabbi bitten, ihm den rechten Weg zu zeigen . . .

Von den Feldern erhob sich pfeifend der Wind, hielt mitten auf der Chaussee an und drehte sich wie eine Schraube um sich selbst, wirbelte Blätter, Stroh, alles, was ihm in den Weg kam, auf und jagte den Staub bis zum Himmel empor. Plötzlich wurde es finster — eine schwarze Wolke senkte sich tief auf die Köpfe nieder und drohte jetzt, jetzt herabzufallen. Die Pferde begannen zu schnauben, warfen unruhig die Schweife hin und her, spitzten die Ohren vor der drohenden Gefahr und jagten mit dem Wagen dahin. Die Wolke flammte auf, gleich darauf gab es einen Schlag, als wäre der ganze Himmel entzweigerissen. Große schwere Tropfen fielen. Der Regen wurde immer stärker. Die Fuhre blieb stehen, alle Passagiere krochen unter den Wagen.

Mordechai deckte Reb Itsche mit einem dicken Sack zu; er selbst löste den Kübel zwischen den Hinterrädern, setzte sich darauf und sah dem Prasseln des Regens zu.

Die Pferde schüttelten sich, schmiegten sich aneinander und senkten die Köpfe; auf ihren stummen, dummen Mäulern lag stumpfsinnige Hilflosigkeit, die bei jedermann Mitleid hervorrufen mußte.

Es wurde heller, der Regen hatte aufgehört.

Mitten in der Nacht erwachte Mordechai; alle im Wagen schliefen, ihre Bündel unter dem Kopf. Mit einemmal regte sich in Mordechai geradezu schmerzhaftes Sehnsucht; er hatte Lust, den Wagen wenden zu lassen und war wütend, daß der Kutscher sich so langsam mit den Pferden dahinschleppte und sich aus garnichts etwas zu machen schien. Grau, krumm, saß er so sonderbar auf dem Bock und blickte mit dem rechten Auge auf die Passagiere, mit dem linken auf die Pferde. Mordechai sah, wie sein eigener Schatten dem Wagen nachlief, sich bewegte und wie ein Kobold tänzelte. Er duckte sich nieder, fühlte in seinem Herzen etwas wachsen, in seinem Hals etwas emporsteigen, über seine Augen einen Schleier fallen. Sein Ärger war verschwunden, er spürte bloß Sehnsucht; alles hätte er darum gegeben, mit Rachel sein zu können . . . Er war überzeugt, er würde schon nie mehr mit ihr sprechen, sie würde einen Schmied heiraten oder einen Pächter . . . Weiter vermochte Mordechai den Gedanken nicht auszuspinnen; er preßte die Lippen aufeinander . . .

Mordechais Blick begegnete des Kutschers rechtem Auge; er fuhr auf. Warum schläft er nicht? Warum kutschiert er sein ganzes Leben lang über die Chausseen, sitzt immer auf dem Bock und blickt so sonderbar?

„Schlaft Ihr, Alter?“

„Nein, was gibt es?“

„Mir kam es vor, Ihr wäret ein wenig eingenickt.“

„O mein Kind, das sind nicht mehr die Zeiten von einst! Wenn man alt wird, hat man keine Lust zu schlafen! Da betet man immer zu Gott, er möge einen alt werden lassen — aber glaub' mir, Junge: ehe ein zerbrochener Scherben, lieber . . . hm, man darf nicht sündigen . . . Siehst du, früher, wie meine Alte, ihre Jahre seien uns zugezählt, noch gelebt hat, da ließ ich die Pferde auf der Chaussee im Schritt gehen und habe mir ein kleines Nickerchen vergönnt; aber seit sie gestorben ist, sage ich dir, ist es aus mit mir. Ins Zimmer hinein kann ich nicht, weißt du — es treibt mich hinaus, mein Lieber! Als würden böse Geister mich jagen! Leer jeder Winkel! Nicht Kind, nicht Rind, niemand da, mit dem man ein Wort reden könnte! In meinen alten Tagen muß ich mir selber das bißchen Essen kochen! Jetzt verstehst du — bei Nacht auf dem Kutschbock, das ist mein größtes Vergnügen! Da sitze ich ruhig, lockere den Pferden die Zügel, denke an meine Alte, spreche mich ein bißchen mit ihr aus . . .“

Bei diesen Worten wurde die Stimme des Alten heiser und er wandte sich ab.

In Mordechai erzeugte des Kutschers Rede ein Gefühl der Kälte. Lange dachte er darüber nach, was er dem Alten sagen sollte; er wollte ihn trösten, in der Art Reb Itsches, aber er fand die Worte nicht. Der Alte wurde ihm jetzt lieb. Er nahm aus dem Koffer ein Fläschchen Schnaps und bot ihm einen Schluck.

Am frühen Morgen hielt die Fuhre bei einer Dorfschenke. Die Passagiere wurden munter, sie wollten nicht glauben, daß sie bereits durch Siedlec durchgefahren und nicht weit von Lukow seien; dann stiegen sie zufrieden vom Wagen.

In der Schenke gingen einige Chassidim in Tallis und Tefillin laut betend hin und her. Auf dem Fußboden, auf langen Bänken, unter den Tischen lagen junge Leute, alte Chassidim, kleine Knaben und schliefen, Hände und Bündel unter dem

Kopf. Bei einem langen Tisch saßen einige Bauern vor Bierkrügen und erzählten einander Neuigkeiten. Von Zeit zu Zeit blieb ein Jude neben den Bauern stehen, rückte den Tallis zurecht und hörte, ohne sein Gebet zu unterbrechen, ihrem Gespräch zu. In einem Winkel saß auf einem kleinen Tisch ein Dorfschneider. Mit roten Augen, eine Brille, in der ein Glas fehlte, auf der Nasenspitze, ein Maß aus Papier um den Hals, saß er mit gebogenem Rücken, die nackten Füße gekreuzt, und nähte einen Kaftan für den Wirt.

Der Schankwirt, ein Jude mit gesunder, roter Gesichtsfarbe und einem langen roten Bart, saß am Zahlstisch auf einem Rohrstuhl; er hielt ein kleines, dickes Kind in einem kurzen Hemdchen auf dem Arm und fütterte es mit geweichten Semmeln und gezuckertem Tee. Das Kind streckte ein kurzes, dickes Füßchen aus und betrachtete das kleine Kätzchen, welches mit den langen Fransen an des Wirtes Tallis-Koton spielte. Der Wirt nahm einen Löffel Semmelbrei, blies lange darauf, probierte einige Male mit seiner großen Zunge, öffnete dem Kinde gewaltsam das Mündchen und stopfte den Brei hinein, wie man Gänse stopft. Das Kind würgte daran, schluckte es widerwillig hinunter und schrie.

„Ich werde mir noch ein Leid antun!“ rief die Schankwirtin, ein kleines schwarzes Frauchen, während sie zwischen den Gästen umherlief; sie wankte unter der Last ihres gesegneten Leibes. „Was gibt es schon wieder mit dem Kinde? Kann man sich denn auf niemanden verlassen?“

Der Mann antwortete nicht. Er klopfte mit dem Löffel an ein Glas, das Kind horchte auf den Ton und wurde ruhig.

Mordechai und Reb Itsche stellten sich zum Beten hin. Die Gäste in der Schenke wurden nach und nach munter, erhoben sich vom Fußboden, verließen die Bänke, krochen unter den Tischen hervor, und bald herrschte in der Schenke richtiger Jahrmarktslärm.

Die Chassidim grupperten sich nach Städten. Die Mitte bildeten die Warschauer. Sie waren sofort zu erkennen. Ihre Rips-

kaftane reichten bis zur Fußsohle und saßen jedem wie angegossen; die Strümpfe waren weiß, als wären sie eben aus der Wäsche gekommen; die Samt- oder Seidenmützen mit den hohen Rändern, die fast über die Ohren fielen, die gesäumten Streimel mit den Schweifen, die wie Glöckchen baumelten, all das rief: Hochachtung vor mir, ich bin ein Warschauer! Alle redeten zugleich in ihrem breiten fettigen Warschauer Akzent, gestikulierten sehr lebhaft und jede Kleinigkeit brachte sie in Feuer; dabei schäkerten sie mit der Wirtsfrau und der Christenmagd, die in einer offenen Kammer beim Waschtroge stand. Sie hatten fast gar kein Gepäck, sondern fuhren leicht, so wie sie gingen und standen, zum Rabbi, die Spazierstöcke in der Hand. Dem Wirt zahlten sie bar und waren daher die angesehensten Gäste.

Um die Warschauer gruppierte sich die Provinz — bedächtige Juden in schweren Ripsröcken, mit derben Stiefeln; auf den Köpfen Tuch- oder Sammetmützen. Die breiten Hemdkragen, die ihnen über die Schulter fielen, waren bei einigen am Halse mit Schnüren zugebunden, bei anderen standen sie offen. Alle führten ganze Säcke voll Essen mit sich; sie saßen auf ihren Bündeln und behüteten sie; den Warschauern wichen sie aus, sie fürchteten offenbar, jene könnten sie zum besten haben. Dem Wirt gaben sie wenig zu lösen. Sie wunderten sich und bedauerten es gleichzeitig, daß die Warschauer so mit dem Gelde umherwarfen und ihren letzten Groschen vergeudeten.

Alle paar Minuten sammelte sich in einem anderen Winkel ein Minjan; Tallis und Tefillin wurden angelegt. Bald aber legte man sie wieder ab und die Schnapsflasche wanderte von Mund zu Mund.

Seitwärts stand ein junger Mann, in einen Tallis gehüllt, schlug sich mit den Fäusten in die Brust, warf sich nach allen Seiten, rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und stieß von Zeit zu Zeit Schreie aus, die nichts Menschliches mehr an sich hatten.

Ein Teil der Gäste amüsierte sich über ihn, andere wieder, deren Gesichter offen und träumerisch waren, sahen ihm nachdenklich und voll Freude zu — so jung und solche Inbrunst!

Ein Warschauer, dem seine Samtmütze über die Ohren fiel, trat auf den jungen Mann zu und flüsterte ihm, daß es die ganze Schenke hören konnte, ins Ohr:

„Warum schlägst du so auf dich los? Hat dir diese Nacht von Lilith geträumt?“

Der junge Mann tat, als gälten die Worte nicht ihm, und schaukelte sich weiter im Gebet.

„Wenn du keinen Schnaps zahlst,“ — der Warschauer faßte ihn beim Tallis — „so wird man dich nicht beten lassen!“

Der junge Mann hielt still und blickte den Warschauer an; seine Augen flehten, ihn in Ruhe zu lassen; er legte den Finger an den Mund, um anzudeuten, er dürfe während des Gebetes nicht sprechen.

Mordechai, der eben die Tefillin abgelegt hatte und den Ärmel des Rockes hinunterzog, konnte nicht zusehen, wie der Warschauer den jungen Mann quälte; zornig sprang er hinzu, faßte den Warschauer beim Kragen und beförderte ihn so kräftig zu seinen Landsleuten, daß er im Falle zwei andere mitriß.

Ein Tumult erhob sich. Die Warschauer umringten Mordechai, hoben die Stöcke und schrien, man möge ihn auf einen Tisch legen und „vermöbeln“. Mordechai stand ruhig da; er hatte vom Schanktisch einen Bierkrug genommen und wartete ab, was kommen würde.

Ein großer Jude, barfuß, in zerrissenen Kleidern, mit dichtem Haar, kam unter einem Tisch hervor, stieß sich mit den Ellenbogen einen Weg und begann zu fluchen:

„Fresser, Schwelger, Jerobeams! Nicht genug, daß ihr sündigt, ihr könnt nicht zusehen, wie ein anderer mit Inbrunst betet! Wohin fahret ihr, zu dem Abtrünnigen? Er jagt euch ja weg! Er sitzt bloß da, strengt seinen Scharfsinn an! Der Geist der Heiligkeit wohnt längst nicht mehr dort, nur Hirn ist übriggeblieben, vertrocknetes Hirn, hört ihr's?“

Alle vergaßen Mordechai, sie umringten den „barfüßigen Israel“ oder wie man ihn auch nannte den „Kozker Mussar-Sager“. Er war der einzige, den der Rabbi am Vortage jedes Jom Kippur zu sich rief mit dem Auftrage, ihm „Mussar“ zu sagen. Die chassidischen „Weltkinder“ haßten ihn; wären nicht die frommen Chassidim gewesen, so hätte man ihn nach Kozk nicht hineingelassen. Als er jetzt den Rabbi beschimpfte, hoben die Warschauer die Stöcke und Fäuste und schrien:

„Schweig, Frechling! Ehrfurcht vor dem Rabbi!“

„Legt ihn auf die Bank!“ rief einer. „Was steht ihr noch?“

„Bringt eine Bank her!“

„Legt ihn über!“

„So ist's recht!“

In dem Augenblick, da die Warschauer den barfüßigen Israel auf die Bank legten, stand Reb Itsche, wie aus dem Boden gewachsen, mitten in der Menge. Sein mattes Gesicht war müde, als hätte er eine große Anstrengung hinter sich, und die Augen blickten mit so viel Wehmut, daß alle verlegen zurückwichen.

Die Warschauer ließen den barfüßigen Israel los. Er erhob sich von der Bank, zog seine Hosen, die aus alten Salzsäcken zusammengenäht waren, hoch, und ehe sich's jemand versah, warf er sich, so lang er war, vor Reb Itsches Füße nieder, umklammerte und küßte sie und rief:

„Rabbi, weise uns den Weg! Du weißt ja, daß wir keinen Hirten haben, daß die echten Chassidim an fremden Tischen sitzen müssen und nicht mehr nach Kozk kommen können — — Es gibt keinen Geist der Heiligkeit mehr, er ist fort! Die Schechina hat ihn verlassen, böse Geister tollen dort umher — — Rabbi, weise du uns den Weg.“

„Er lästert!“ schrien einige Chassidim.

„Man muß ihn vertilgen!“ rief einer.

Ein alter Chassid stürzte sich mit geballten Fäusten auf den barfüßigen Israel, wollte ihn schlagen und mit Füßen treten; plötzlich blieb er vor Reb Itsche stehen und konnte sich nicht rühren, als wäre er gelähmt.

Reb Itsche wurde noch bleicher als vorher; er hob Israel auf und sagte leise:

„Sündige nicht, Israel! Rabbi Mendele ist der Zaddik unserer Zeit. Geh zu ihm und bitte ihn um eine Buße.“

Die Menge stellte sich auf die Fußspitzen und umdrängte Reb Itsche, um seine Worte besser zu hören.

Reb Itsche nahm den barfüßigen Israel bei der Hand, führte ihn in ein Nebenzimmer und verschloß die Tür hinter ihm.

Die Menge war erhitzt; man ballte sich zu Gruppen, schrie und tobte. Bald war die Schenke in zwei Parteien geteilt. Die eine war der Ansicht, man dürfe Israel nicht nach Kozk lassen; die andere meinte, da Reb Itsche ihn zum Rabbi um eine Buße schicke, dürfe sich niemand einmischen.

Mordechai stand seitwärts und sah dem Aufruhr der Menge zu; er hatte ganz vergessen, daß das Getümmel durch ihn hervorgerufen worden war und dachte darüber nach, ob er imstande wäre, sich wie der barfüßige Israel vor eine Gruppe von Juden hinzustellen, sie zu beschimpfen und ihnen Moral zu predigen. Dabei fühlte er, daß ihn aus einem Winkel jemand ansah. Er betrachtete den Fremden. Das Gesicht war ihm bekannt, er hatte es schon irgendwo gesehen. Von dem Blick des Fremden konnte er sich nicht befreien; gleichzeitig fühlte er jemanden in seinem Hirn sitzen, der darin blättert. Mit einem Male tauchte in ihm die Erinnerung auf, wie er den Großvater bestohlen hatte, um nach Kozk zu fahren, und nun wurde es hell vor seinen Augen. Der Fremde, der ihn anschaute, war der junge Mann, mit dem er gelernt hatte, als der Großvater krank wurde. Mordechai wollte ihm ausweichen und sich unter die Menge mischen. Der junge Mann trat ihm in den Weg:

„Mordechai, du erkennst mich nicht?“

„Ah, Schmiel!“ Mordechai tat, als wäre er überrascht. „Bist du schon lange von Plozk fort?“

„Ich bin beinahe drei Wochen unterwegs.“ Schmiel steckte die Daumen in den Gürtel und trat von einem Fuß auf den anderen. „Das ist mir ein Wiedersehen! Fährst du allein?“

„Nein, mit Reb Itsche.“

Mordechai bemerkte ein schwaches Lächeln um Schmiels Lippen, als er Reb Itsches Namen hörte.

„Was sagst du zu Israel?“ fragte Schmiel, nur um etwas zu sagen. „Ich habe schon von einigen Chassidim gehört, daß in Kozk nicht alles in Ordnung sein soll . . .“

„Was heißt das?“ Mordechai sah Schmiel fest an.

„Das heißt,“ Schmiel dehnte die Worte, als wollte er mehr Bedeutung in sie legen, „man sagt, daß der Rabbi niemanden empfängt, niemandem den Willkommengruß gibt und sich in seinem Zimmer eingeschlossen hat, seit das Unglück geschehen ist.“

„Welches Unglück?“ Mordechai machte große Augen.

„Du weißt gar nichts?“ fragte Schmiel verwundert und wandte sich um, ob niemand zuhöre. „Du fährst mit Reb Itsche und weißt von nichts?“

Er faßte Mordechai unter dem Arm, führte ihn aus der Schenke und ging mit ihm im Hofe auf und ab.

„Du hast also gar nichts davon gehört, was in Kozk geschehen ist?“

„Nein.“

Schmiel dämpfte seine Stimme; er beugte sich über Mordechai, als wollte er ihm ein Geheimnis ins Ohr raunen, und hielt ihn am Latz fest:

„Man erzählt, der Rabbi habe angesichts des ganzen Volkes und Lagers ausgerufen: ‚Es gibt kein Gericht und es gibt keinen Richter!‘ — Das Volk war natürlich außer sich — der ‚Hof‘ hatte Angst, der Rabbi könnte die ganze Gemeinde vertreiben, und deshalb läßt man niemandem zu ihm. Am Hofe des Rabbi sieht es traurig aus, so erzählt man. Der Rabbi will zum Volke hinaus, schlägt mit den Fäusten an die versperrte Tür, flucht — begreifst du, was das heißt? Kannst du das verstehen? Rabbi Mendele ist doch der wirkliche große Geist, der Zaddik seiner Zeit, und sein scharfer, klarer Verstand hat das wahre Wort gefühlt; dafür wird er gefangen gehalten; man führt ein vorzeitiges Ende herbei . . . Viele Chassidim fahren nicht mehr zu ihm . . .“

man spricht davon, die große Masse werde jetzt zu Reb Itsche fahren . . .“

Mordechai war ganz verwirrt, er traute seinen Ohren nicht; vor seinen Augen stieg Kozk auf, wüst und verfallen, der Hof mit Gras wild überwuchert; der Rabbi sitzt einsam in einer verfallenen Ruine und flucht der ganzen Welt. Unendliches Mitleid erfüllte ihn und er war entschlossen, sofort zu Reb Itsche zu gehen, seine Hände zu küssen und ihn zu bitten, er möge Rabbi Mendele nicht seinen Anhang nehmen; Mordechai war überzeugt, Reb Itsche würde das nie tun.

„Du glaubst es nicht?“ unterbrach Schmiel Mordechais Gedanken. „Verlaß dich auf mich! Übrigens werden wir ja bald in Kozk sein. Hast du schon gefrühstückt? Ich habe noch keinen Bissen im Munde gehabt.“

„Komm in die Schenke.“ Mordechai legte seine Hand auf Schmiels Schulter, „wir wollen zusammen frühstücken.“

In der Schenke herrschte dasselbe Getümmel wie vorher. Chassidim liefen von einer Gruppe zur andern, man stritt, man trank einander zu. Jede Gruppe tat alles mögliche, um die Gegner auf ihre Seite zu bringen. Die Warschauer ließen Bier und Schnaps kommen und boten feinen Tabak an. Die Provinz aber stand trotzig, wie eine Mauer aus Stahl und Eisen, nichts konnte sie bewegen; sie vermied es, über Rabbi Mendele zu sprechen und war fest entschlossen, wenn Reb Itsche diesmal nicht zum Rabbi erwählt würde, nicht mehr nach Kozk zu fahren.

Mordechai bestellte das Frühstück. Er setzte sich mit Schmiel an einen Tisch in einem Winkel und beide aßen hungrig, wie nach einer Krankheit. Schmiel hörte nicht auf zu sprechen. Mordechai hatte bemerkt, daß sein früherer Lehrer sich vor dem Essen nicht gewaschen hatte; über alles lächelte er, als wollte er sagen: Ach, ach, das ist eine Dummheit!“

„Kommst du manchmal zu meinem Großvater?“ fragte Mordechai.

„Siehst du,“ Schmiel würgte schnell einen Bissen hinunter, „dein Großvater, das ist ein guter, besonnener Jude. Je älter er

wird, desto mehr haßt er die Chassidim. Hör' zu, du wirst lachen — heuer am ersten Pessachtage hat er ins Fenster eine Schüssel Knödel*) gestellt, arme Leute sollen was zu essen haben; kannst dir vorstellen, was da in der Stadt vorgegangen ist! Frage nicht erst! Die Chassidim haben mit den Zähnen geknirscht, aber offen hat keiner ein Wort fallen lassen, es ist ja doch Rabbi Mojsche! Sie haben alle Ehrfurcht vor ihm! Und wenn man's recht bedenkt, machen wir uns doch nichts vor — was hat ein Armer zu essen, außer eingeweichte Knödel? Sonst haben sie Kartoffeln und Borscht gegessen; aber woher soll man heuer Kartoffeln nehmen? Bei dieser Teuerung kann man sie ja nicht einmal mit Gold aufwiegen!“

„Weißt du, daß mein Großvater einmal nach Kozk fuhr?“

„Das weiß ich, natürlich, aber ein Chassid ist er nie gewesen!“ sagte Schmiel, lächelte in sein Schnurrbärtchen und öffnete dann einige Male den Mund, als wollte er etwas fragen; er begann zu stottern: „Ich möchte wirklich wissen, ich meine . . . glaubst du, daß er in Kozk Wunschzettel entgegennehmen wird?“

„Wer?“ Mordechai machte große Augen.

„Ich meine Reb Itsche . . .“

„Wer kann das wissen? Was sagst du?“

„Ich sage gar nichts,“ Schmiel lächelte, wie wenn er ein Geheimnis wüßte, „ich habe nur so gefragt — und meinst du, daß Dowidl, Rabbi Mendeles Sohn, das ruhig hinnehmen wird? Und die anderen Kinder! Jedes wird ja nach dem Vater einen „Tisch führen“ wollen. Nach dem Tode des Strykower führen alle vier Söhne „Tisch“ und jeder hat einen Anhang — es wird bald in jeder Stadt einen Rabbi geben . . .“

Mordechai verdroß das; er fühlte in Schmiels Lächeln Spott und wollte das Gespräch beenden; aber ohne es zu wollen, platzte er heraus:

„Wenn ein Rabbi Wunschzettel entgegennimmt, so ist das vom Himmel bestimmt.“

*) Nach allerstrengster Auffassung dürfen Mazze und Mazzemehl nicht eingeweicht werden, daher sollen auch Mazzeknödel nicht genossen werden.

„Gewiß, gewiß alles ist vom Himmel bestimmt!“ Schmiel schaute mit dem linken Auge auf seinen Schnurrbart und schien zu lächeln. „Du weißt doch, daß sich auf das Grab des Rabbi von Pschyscha ein Singvogel gesetzt hat, gleich nach der Bestattung; er verließ das Grab nicht, aß nicht, trank nicht, sang in einem fort, bis er auf des Rabbi Grab singend verging! Ist das auch vom Himmel bestimmt?“

„Gewiß!“ antwortete Mordechai fast schreiend.

Er merkte, wie Schmiel rot wurde; seine Oberlippe bewegte sich und zitterte; es schien, als wollte er Mordechai etwas anvertrauen. Er faßte ihn an der Schulter, beugte sich zu seinem Ohr und sagte lächelnd:

„Das muß unter uns bleiben — nie ist ein Vogel dort gesessen! Reb Hirsch aus Plonsk, ein reicher Mann, ein Aufklärer, einer von denen, welche die Bibel mit „Dessauers“ Übersetzung lernen und ihre Kinder studieren lassen, hat mir anvertraut, daß er am Morgen nach dem Begräbnis einen toten Vogel aufs Grab gelegt hat. Was sagst du nun? Versuch' es, das einem Chassid zu erzählen, er bringt dich um! Sie deuten das als Symbol; es war gar kein Vogel für sie, sondern der Engel Gabriel hatte sich in einen Vogel verwandelt, verstehst du? Der Vogel ist genau so ein Symbol, wie mit Sulamith im Hohen Liede die Gemeinde Israels gemeint ist . . .“

Schmiel fühlte, er sei zu weit gegangen; er sah sich um, ob keiner zugehört hatte, und wollte den Eindruck seiner Worte verwischen; im selben Augenblick trat Reb Itsche hinzu, sah beide mit einer Miene an, als hätte er alles gehört.

„Wir fahren,“ wandte er sich zu Mordechai.

„Vielleicht ist auch ein Stückchen Platz für mich da,“ bat Schmiel Mordechai unterwürfig, „es kann auch auf dem Kutschbock sein, das tut nichts, wenn ich nur nach Kozk komme.“

Mordechai fühlte eine Feindschaft gegen Schmiel in sich aufsteigen; er wollte antworten, in der Fuhre sei kein Platz mehr, eine Weile kämpfte er mit sich, dann nickte er mit dem Kopfe:

„Gut, ich werde für dich Platz machen.“

„Könntest du mir vielleicht ein paar Gulden leihen? Ich muß dem Schankwirt bezahlen“, warf Schmiel nebenbei ein.

„Wieviel?“

„Fünf werden genügen.“

Mordechai reichte ihm ein silbernes Fünfguldenstück und sah Schmiel zwischen der Menge verschwinden; er versank in Nachdenken. Es ging ihm nicht in den Sinn, warum ihm eigentlich Schmiel die Geschichte von dem Vogel erzählt hatte. Wenn wirklich ein Ungläubiger einen toten Vogel auf das Grab gelegt hatte, ist das denn eine Herabwürdigung des Rabbi? Und warum hatte Schmiel das Hohe Lied herangezogen? Glaubte er wirklich daran, daß man das Hohe Lied wörtlich auffassen müsse, wie es gelesen wird? Wie lange ist es her, daß derselbe Schmiel ihn in den Chassidismus eingeführt hatte? Mit welcher Hingabe pflegte er den kleinsten Ausspruch Rabbi Mendeles anzuführen! Wenn er aber in der kurzen Zeit abgefallen ist, wozu fährt er eigentlich nach Kozk?

Verärgert verließ Mordechai die Schenke; es war ihm, als hätte sich in seinem Hirn eine verborgene Schraube gelöst; Fragen, eine schwerer als die andere, tauchten plötzlich auf, setzten sich in ihm fest wie lästige Fliegen und seine Lippen flüsterten leise: „Die vier, die des Paradieses teilhaft wurden . . .“

Am Abend fuhr der Wagen vollbeladen aus dem Dorfe. Die Insassen waren fröhlich; sie hatten ihr Gezänk vergessen, sangen und hofften, mit Gottes Hilfe, am frühen Morgen in Kozk zu sein.

Mordechai versuchte einige Male ein Gespräch mit Schmiel zu beginnen. Aber Schmiel antwortete ihm nicht recht und ließ sich die Worte aus dem Munde ziehen. Da setzte sich Mordechai in eine Ecke und dachte: Schmiel hat wohl Furcht vor Zuhörern.

Schmiel saß zwischen den Chassidim und gab unaufhörlich Erklärungen der Thora. Alle hörten ihm aufmerksam zu und

erwiesen ihm alle Ehre. Mordechai wunderte sich über Schmiel. Er begriff sein Gehaben nicht.

Der Fuhrmann bog mit dem Wagen in die Wälder von Lukow ein, und es wurde plötzlich finster. Die Pferde verlangsamten den Schritt; mühsam kamen sie im Sande vorwärts.

Der barfüßige Israel, welcher auf dem Bock saß und die ganze Zeit kein Wort gesprochen hatte, rief als erster:

„Es ist Zeit zum Abendgebet!“

Die Fuhre blieb stehen, alle stiegen aus, umgürteten sich, der eine mit dem Gürtel, der andere mit einem Tuche, befeuchteten die Hände am taubedeckten Gras und gingen hinein in den Wald.

Ein alter Chassid blieb stehen, wendete sich gegen Osten, stützte beide Hände an einen dicken Baum und begann mit wiegenden Bewegungen den Singsang des Gebetes.

Alle fielen ein, ihre Stimmen wurden höher und lauter und drangen von Baum zu Baum, schlugen an die hohen Kiefern wie an gespannte Saiten und hallten tief in den Lukower Wäldern wider, als irrten sie unter den vielästigen Bäumen umher. Ein Bauer geriet unter die Betenden, zog den Hut und bekreuzte sich furchtsam. Bald aber merkte er, daß es betende Juden waren; eine Weile stand er still da, dann ging er, beruhigt, da nicht weit von ihm Menschen den Namen Gottes anriefen, mit sicheren Schritten in den finsternen Wald hinein.

Nach dem Gebete bestieg die Menge wieder die Fuhre und die Pferde trotteten langsam weiter. Einige Chassidim streckten sich auf ihre Bündel hin und schauten in den Sternenhimmel, der über dem dichten Walde hing; es kam ihnen vor, der Wagen würde nie aus der Dunkelheit herauskommen. Andere waren eingenickt, andere rückten zu einer Gruppe zusammen und saßen mit geschlossenen Augen da, von den Lichtstrahlen des Mondes geblendet; sie scheuten sich, auf den Wald zu schauen, fühlten ihre ganze Hilflosigkeit und Furcht vor der Nacht und erzählten einander Geschichten.

Der barfüßige Israel saß auf dem Bock und sang ganz leise vor sich hin; es klang wie das Summen einer gequälten Fliege;

dazu klatschte er in die Hände und zog die Töne so wehmütig und herzerreißend, daß alle in der Fuhre verstummten. Sein summendes Singen ging allmählich in ein Weinen über und hatte keine menschlichen Töne mehr. Lange lag das Weinen in allen Ohren und ließ die Stille noch mehr hervortreten, machte die Furcht noch größer, die Dunkelheit noch tiefer.

Mordechai erinnerte sich, daß er neben Reb Itschesaß. Plötzlich bemerkte er, daß der Himmel lichter wurde; die Sterne wurden größer, blitzten stärker und lagen wie hingestreut nebeneinander; sie senkten sich tiefer und schienen sich jetzt über alle Häupter zu ergießen.

Reb Itsche faßte Mordechai bei der Hand, blickte zum Himmel hinauf und fragte ihn: „Hörst du?“

Nun hörte dieser tausend Töne herandrängen, einer leiser als der andere. Die Töne kamen aus dem Walde, aus der Finsternis, von den Sternen. Mordechai fühlte Reb Itsches Hand und hörte seine Worte, die ihm ums Ohr klangen, als streichle ihn jemand mit einer Flaumfeder:

„... durch wirklichen Gesang kann man zur Stufe der Prophetie gelangen; der wahrhafte Zaddik ist mit dem Herrn der Welt vereinigt nur durch Gesang ...“

Bei Tagesanbruch erhob sich Mordechai. Der Wagen stand still. Ein Greis auf hölzernen Krücken, einen Sack auf den Schultern, kam heran:

„Guten Morgen, nehmt einen Juden in die Stadt mit!“

Man machte Platz und setzte den Alten in die Fuhre. Jemand fragte ihn:

„Seid Ihr von Kozk?“

„Beinahe,“ antwortete der Alte lächelnd, „eigentlich bin ich in Praga geboren, doch ich wohne in Kozk schon mehr als vierzig Jahre!“

„Wie alt seid Ihr, Großväterchen?“ fragte ein junger Mann, indem er den Alten am Ärmel zupfte.

„Mußt du das unbedingt wissen?“ antwortete der Alte brummig, fuhr aber gleich wieder fort: „Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, ich weiß es selber nicht; wie ich bei Berek vor Praga gedient habe, da war ich sechzehn Jahre alt und das ist schon ein paar Jahre her, beinahe, wart', das war 1790, also rechnet es euch aus!“ Der Alte lächelte; seine zwei letzten Zähne ragten dabei wie Schaufeln hervor.

„Da seid Ihr also schon nahe an die Achtzig“, rief einer. „Ihr habt nicht gut gerechnet, lieber Freund“, der Alte lächelte, „ich bin älter.“

„Natürlich, natürlich“, mischte sich Schmiel ein, „der Mann ist schon mehr als achtzig.“

„Der junge Mann hat's erraten“, der Alte nickte mit dem Kopfe, „am ersten Tage Schewuoth bin ich einundachtzig Jahre alt geworden.“

Die Pferde kamen auf die Chaussee, zogen fester an und trugen die Fuhre mit lautem Klappern vorwärts. Sie knarrte und ächzte, die Räder rieben sich an den trockenen Achsen mit einem Kreischen, das die Zähne stumpf machte.

Mordechai betrachtete den Juden, der an der Schlacht bei Praga teilgenommen hatte, und fühlte sich zu ihm hingezogen. Er setzte sich näher zu dem Alten hin; sein Staunen und seine Überraschung waren so groß, daß er nicht wußte, was er ihm zuerst sagen sollte. Mehr als einmal hatte er von seinem Vater gehört, ein Verwandter der Familie, Schlojme Zbytkower, hätte damals den Kosaken einen Silberrubel für jeden toten Juden und einen Goldrubel für jeden lebendigen gezahlt.

„Ihr habt also bei Berek Josselowitsch gedient?“ Ein alter Chassid, der die ganze Zeit stumm auf seinem Bündel gelegen war, setzte sich plötzlich auf und rieb sich die Augen. „Bei demselben, der hinter Kozk begraben liegt?“

„Ja, ja“, der Alte zog eine aus Horn gedrechselte Tabaksbüchse hervor, nahm eine große Prise, bückte sich, nieste in seinen Bart und ließ die Tabaksdose weitergehen, „bei demselben habe ich gedient, bei Berek . . .“

„Und es war wirklich ein so großes Morden, wie?“ fragte ein Chassid, während er seine Samtmütze putzte. „Man erzählt, daß es schrecklich war . . . Ich weiß es nicht, aber man sagt, das ganze jüdische Regiment sei umgekommen . . .“

„Richtig, richtig,“ der Alte wies auf seine Krücke, „dort bin ich auch meinen Fuß losgeworden!“

„So — wirklich, ei, ei!“ Einige Chassidim bewunderten die Krücke, als hätte sie jetzt mehr Bedeutung bekommen.

Der Alte dachte eine Weile nach, dann seufzte er:

„Ach, Jahre sind's her, lange Jahre . . .“

„Und er war wirklich, der, wie heißt er nur, na, der Berek,“ fragte der Chassid mit der Samtmütze wieder, „er war also wirklich ein so großer Führer? Da mußte er ein Mann mit Kopf sein! Es ist nicht so ohne, Taktik! Das ist eine schwere Wissenschaft!“

„Ein Abtrünniger war er!“ warf einer ein. „Öffentlich hat er den Sabbat entweiht!“

„Bist nicht wert, seinen Namen in den Mund zu nehmen!“ fuhr der Alte hitzig auf. „Wer bist du, Zaddik im Pelz? Kümmere dich lieber um deine eigenen Sünden!“

„Am Jom-Kippur hat er Krieg geführt“, warf ein zweiter Chassid ein.

„Ja, das hat er!“ Zornig hob der Alte die Krücke, als wollte er auf den Chassid losgehen. „Rabbi Meirl hatte es erlaubt; wenn du nichts weißt, so schweig!“

„Nur nicht streiten, nur nicht streiten!“ beruhigte Schmiel den Alten.

„Wer streitet denn?“ schrie der Alte noch lauter. „Ich kann nur nicht leiden, wenn einer redet und nicht weiß, was er redet.“

Mordechai zog ein Fläschchen süßen Schnapses aus dem Koffer und reichte es dem Alten; der machte einen Zug, daß mehr als die halbe Flasche leer wurde. Der Schluck erwärmte ihn und er wurde lebhaft.

„Wie hat Berek mit euch gesprochen? Jidisch?“ fragte Mordechai.

„Welch eine Frage! Natürlich jüdisch!“ Der Alte lächelte. „Ich erinnere mich — ich sehe ihn vor mir, als wäre es heute —, wenn er auf dem weißen Gaul saß, so hat er ausgesehen wie ein Kaiser, und einen Schnurrbart hatte er, alle Polen haben ihn darum beneidet; ich übertreibe nicht, der Schnurrbart hat ihm bis zu den Schultern gereicht.“

„Waren auch ältere Juden im Regiment?“ fragte Mordechai.

„Ältere?“ Der Alte schloß ein Auge und dachte eine Weile nach, als begriffe er nicht sofort, um was er gefragt wurde. „Ältere gab es wenig, es waren zumeist junge Leute. Unser Regiment hat sich aber nicht schämen müssen! Sogar die Ulanen waren zurückgegangen, sie konnten das Feuer des Feindes nicht mehr aushalten, aber wir Juden sind mehr als vier Wochen beim alten Friedhof hinter den Schanzen gelegen, haben den Russen unser Pulver kosten lassen und ihn festgehalten. Hätten wir damals nur ein Regiment zu Hilfe bekommen,“ der Alte senkte seine Stimme, als spräche er ein tiefes Geheimnis aus, „so wäre Warschau in unseren Händen geblieben. Selbst am Jom-Kippur haben wir die Schanzen nicht verlassen. Rabbi Meirl hatte es gestattet. Ich erinnere mich, als wäre es heute, nach Kol Nidre hat sich der Himmel geklärt, die Sterne leuchteten, lagen wie Blättern, einer dicht neben dem anderen.“

Es war eine helle Nacht. Keiner von uns hat ein Auge geschlossen. Wir saßen in Gruppen bei kleinen Feuern, plauderten, machten ein paar jüdische Späße und erwarteten jede Minute den Sturm des Feindes auf unsere Schanzen.

Berek war mit uns; er ging von Feuer zu Feuer, für jeden hatte er ein gutes Wort oder einen Witz bereit, und wohin er kam, dort wurde es fröhlicher. Was wisset ihr? Das war ein prächtiger Kerl, ein Diamant! Kurz und gut, ja, wo halte ich denn? Ja, der Feind war sicher, die Juden würden am Jom Kippur nicht kämpfen; so hat er bei Tagesanbruch den Sturm auf unsere Schanzen begonnen. Wie soll ich euch das schildern, Kinder? Die Luft glühte, es regnete Feuer . . . aber wir haben auch nicht geschwiegen! Jedesmal, wenn der Feind aus dem

Wald gegen uns vorrückte, da hat es ausgesehen, als bewegte sich der Wald; man konnte ordentlich Furcht bekommen. Und wie der Feind näher an die Schanze herangekommen ist, da haben ihn unsere Kanonen niedergemäht, wie wenn man mit einer Sense übers Gras fährt. So ging's bis in den hellen Tag hinein; Berek ist von einer Schanze zur anderen gesprengt. Drei Pferde fielen an diesem Morgen unter ihm; jedesmal, wenn er kommandierte: „Feuer!“ da haben die Kanonen drauflosgedonnert, daß dir beinahe das Trommelfell in den Ohren zersprang. Der Feind kam immer näher. Die jüdischen Holzhäuschen hinter dem Friedhof gerieten in Brand; nun hatten wir Feuer von hinten und Feuer von vorn. Aber wir sind gestanden wie ein Mann, bis zur letzten Minute, und wie der Feind in die Schanzen eindrang, da sind wir auch nicht davon, sondern haben um jeden Zoll Erde gekämpft; das Blut floß wie Wasser. Begreift ihr? Zehn Russen auf einen Juden. Wie Heuschrecken schwärmten sie aus dem Walde hervor, aber keiner von uns hat sich ergeben. Wie wir abgezogen sind, da habe ich eine Kugel in den Fuß bekommen.“

„Man erzählt, daß Schmiel Zbytkower . . .“ begann einer.
„Ob ich Schmiel Zbytkower gekannt habe? Ha, ha, das war ja ein Engel!“ fiel der Alte dem Chassid ins Wort. „Ihr wißt ja gar nichts; wie die Kosaken in Praga eingedrungen sind, da haben sie dort ein Blutbad angerichtet, daß Gott bewahre und beschütze! Und wäre nicht Schmiel Zbytkower gewesen, Gott weiß, ob ein Jude in Praga leben geblieben wäre! Stafetten hat er ausgesickt, Reb Schmiel nämlich, und hat kundgetan, jeder Kosak erhalte für einen toten Juden einen Silberrubel und für einen lebenden ein Goldstück: natürlich hat man ihm lebende Juden gebracht . . .“

Der Alte schwieg; gewohnheitsmäßig tastete er, ob seine Krücke neben ihm sei, seufzte und senkte den Kopf.

„Und was ist mit Berek geschehen?“ fragte Schmiel. „Ist er in Polen geblieben?“

„Da wäre er aber dumm gewesen!“ Der Alte lächelte. „Noch

am selben Tag ist er fort. Ihr wißt ja gar nichts; wäre er damals auch nur einen Tag in Praga geblieben, so hätte man ihn aufgehängt! Es war alles haargenau ausgerechnet, hinter allem, müßt ihr wissen, haben große Leute gesteckt!

„Er ist aber zurückgekommen, Berek nämlich“, unterbrach ein anderer Chassid den Alten.

„Langsam, langsam, Vetter,“ der Alte winkte dem Chassid mit der Hand zu, er möge schweigen, „nur nicht Fische fangen, ehe ihr das Netz habt! Was wollte ich nur sagen? Ja, in der ersten Zeit hat man gar nichts von ihm gehört, von Berek nämlich, als wäre er ins Wasser gefallen. Dann hat man erzählt, er sei Napoleons Adjutant geworden und erobere ein Land nach dem anderen; alle, sogar die Christen, haben geglaubt, unser Berek würde Polen wiedererobern. Jetzt, meine lieben Leute, lassen wir Berek und kehren wieder zu meinem Fuß zurück. Ihr könnt zuhören, was alles vorkommt — ich habe im Spital gelegen bis tief in den Winter hinein. Die Sache zog sich hin, es wurde nicht besser. Kurz und gut, was soll ich lange erzählen? Der Fuß wurde mir bis zum Knöchel abgenommen. Ich brauche euch nicht erst zu sagen, wie mir zumute war — ein Krüppel, keinen Groschen im Beutel und der Pessach nahte. Da blieb wohl nichts übrig, als einen Sack zu nehmen und betteln zu gehen. Aber wir haben einen Gott, der sorgt für die Heilung, noch ehe die Wunde geschlagen ist. An dem Tage, an dem ich das Spital verlassen wollte, kommt ein wildfremder Mann hin, fragt nach meinem Namen, läßt einen Beutel mit zweihundert Gulden für mich zurück, und hui — fort war der Kerl. Später habe ich erfahren, daß ein jüdischer Magnat jedem, der von Berek's Regiment leben geblieben war, zweihundert Gulden geschickt hatte. Damals, ihr versteht, war das ein Riesenvermögen; man hat mir auch bald eine Braut aus Kozk angetragen, Schlojme des Baders jüngste Tochter. Kurz und gut, was soll ich erst lange erzählen, ich habe geheiratet. Nach der Hochzeit sagte der Schwiegervater zu mir — er war ein gescheiter Mann: „Simche, mein Rat ist, du mögest Bader werden; wenn das einen Frem-

den erhält, wird es dich sicher erhalten! Ein bißchen scheren, ein bißchen zur Ader lassen — das gibt mit Gottes Hilfe einen schönen Verdienst. Damals ließ sich nämlich jeder Bürger einmal im Monat, wenn er im Bade war, die Haare schneiden und einen Aderlaß machen. Das ganze Vergnügen hat damals einen Dreier gekostet, ha, ha, ha. Kurz und gut, ich bin ein bißchen abgeschweift, wo bin ich denn nur stehengeblieben? Ja, ich bin Barbier geworden. In der ersten Zeit habe ich mich ordentlich ums liebe Brot rackern müssen; die Kinder — euch verschone solches Unglück — sind mir früh gestorben. Aber nicht davon wollte ich sprechen. Kurz und gut, es geht natürlich nicht so schnell, wie man es erzählt — eines Tages werde ich in ein Dorf hinter Lukow gerufen. Ein Randar war von einem leichten Schläge gerührt worden und verlangte unbedingt, nur ich möge ihm zur Ader lassen. Die Reise in das Dorf war damals sehr schwer. Denn in Kozk, ihr versteht, saßen damals die Österreicher und in Lukow die Russen; ein solcher Weg war damals lebensgefährlich. Mir machte das nichts aus, ich wußte, mich, einen Krüppel, würde niemand behelligen. Kurz und gut, ich ließ dem Mann zur Ader und es wurde ihm besser; wie ich auf dem Rückweg aus dem Dorfe herausfahre, kommt mir da nicht Berek entgegen? Er hatte sich gar nicht verändert. Derselbe Schnurrbart, dieselbe Narbe auf der Stirn, nur eine andere Mütze hat er getragen — eine Pelzmütze aus Bärenfell. Ich springe vom Wagen, stelle mich mit meiner Krücke in Positur, wie in den alten guten Zeiten, die Hand an der Mütze, sage: Herr Oberst und so weiter und so weiter mit dem ganzen Titel . . . ich sage euch, ihr werdet es nicht glauben! Er hat mich umarmt, Tränen standen ihm in den Augen; dann hat er mich ausgefragt, was ich mache, mich daran erinnert, wie wir hinter den Schanzen gelegen haben und hat mich nicht losgelassen — ich mußte mit ihm einen Schnaps trinken.

Ich versichere euch, hätte er mir damals gesagt, daß er mich brauchen kann, ich hätte Weib und Kind verlassen und wäre bei ihm geblieben. Beim Abschied sage ich ihm: Herr Oberst,

die österreichischen Ulanen tun uns viel Übles an. Nur Geduld — antwortete er —, wir werden bald Polen zurückhaben. Wer konnte damals daran denken, daß ihn ein so elendes Ende erwartet? Kurz und gut, wie das eigentlich zugegangen ist, weiß ich bis heute nicht. Ich glaube, daß ihn der Feind über den Schlagbaum von Kozk gelockt hat; und wie er mit seinen paar Soldaten auf den Markt gekommen ist, wurde der Schlagbaum geschlossen und von vorn begann das Feuer. Flucht, ihr versteht, war nicht möglich; es war ein Spiel mit dem Teufel. Da hat er sich mit dem blanken Säbel einen Weg durchhauen wollen. Juden, Händler, die damals gerade auf dem Markte waren, haben mir erzählt, daß er die Köpfe abhieb wie Kraut. Wäre nicht das Pferd unter ihm gefallen, so hätte er sich in Sicherheit gebracht. Ihr wißt ja gar nichts, zu Fuß hat er sich gewehrt, den Säbel nicht aus der Hand gelassen, bis ein Ulane sich hinter ihn schlich und ihm einen Hieb über den Kopf versetzte. Und wie Berek schon in einem Strom Blutes lag, da haben die hundsfüßtischen Ulanen an ihm Rache genommen, in Stücke haben sie ihn gerissen. Bald ist aber polnisches Militär gekommen, hat die Österreicher aus Kozk verjagt und Berek mit großer Parade begraben — dort, wo man in die Stadt hineinfährt. Da sind wir ja schon bei seinem Grabe!“

Die älteren Chassidim, die nicht das erstemal nach Kozk kamen, schauten nicht einmal hin, sondern lächelten nur darüber, mit welcher Ehrfurcht der Krüppel von dem Verräter Israels sprach. Die jungen hörten mit offenem Munde und aufgerissenen Augen zu.

An der Straße, dort, wo der Weg in die Stadt einbiegt, war ein Hügel mit hohem Grase bewachsen. Aus seiner Mitte wuchs ein krummer Apfelbaum hervor. Ringsum war es still. Bloß der Wieprz schlug, wo er am breitesten war, plätschernd an die Uferwiesen; es klang wie ein Plaudern, als erzählte das Fließchen von Berek's Heldentaten.

Aus einem Seitenwege kam ein Wagen mit Chassidim. Sie wichen der Fuhre aus und blieben beim Hügel stehen.

Der barfüßige Israel sprang mitten in der Fahrt vom Bock, einige Chassidim, die Bündel auf den Schultern, folgten ihm. Mordechai, der es sah, wußte nicht, was geschehen war, und ließ den Kutscher halten.

Die Chassidim stellten sich vor Bereks Grab auf, lärmten und sprangen alle zugleich und schrien, wie beim Neumondgruß:

„Greuel aller Greuel, Scheuel aller Scheuel, den Bannfluch ihm!“

Mordechai zitterte; er faßte Reb Itsche, der bleich mit geschlossenen Augen neben ihm saß, beim Ärmel:

„Rabbi, jagt sie weg von dort, sonst schlage ich einem den Schädel ein, so wahr ich ein Jude bin!“

„Wehe den Augen, die dergleichen sehen“, sagte Reb Itsche traurig.

Inzwischen stieg der Alte vom Wagen, hob einen Stein auf und warf ihn dem barfüßigen Israel mitten an die Stirn. Verwirrung und Getümmel erhob sich. Die Chassidim zerstreuten sich ängstlich, denn sie wußten nicht, woher der Stein gekommen war.

„Die Russen würden das nicht tun!“ Der Krüppel humpelte den Hügel hinan und schrie mit erstickter Stimme: „Wie können Juden, noch dazu Chassidim, die zum Rabbi fahren, solche Schändung an einem Toten begehen? Verbrennen mögt ihr, nicht erleben, die Stadt zu betreten! Gott möge euch strafen, Blut mögt ihr spucken!“

„Was will der Krüppel?“ rief einer. „Leute, nehmt ihm die Krücke weg und laßt ihn auf Reb Bereks Grab, bei seinem Zaddik, er stinke zufrieden!*) Dort mag er weiterbellen!“

Der Alte hob drohend die Krücke, als fürchte er, man würde ihm das Grab wegnehmen. Wie ein treuer Soldat stand er davor und schrie:

„Versucht es nur! Versucht es! Verräter Israels! Glaubt ihr, alles wäre erlaubt? Erschlagen werde ich euch!“

*) Schmähende Verdrehung für „Friede sei mit ihm“, in der Übersetzung frei wiedergegeben. Anmerkung des Übersetzers.

Ein junger Mann schlich sich zum Hügel heran und wollte dem Alten die Krücken wegnehmen; Reb Itsche sprang vom Wagen, ging rasch auf den jungen Mann zu, faßte ihn bei der Hand, sah ihn fest an und bleich, vor Aufregung zitternd, stieß er hervor:

„Was willst du tun, schäme dich . . . ein wahrer Chassid muß den Sünder lieben können . . . lieben können . . . wie sündig auch ein Mensch sein mag, er ist doch ein Ebenbild Gottes . . . Israel meint, er habe sich Gottes angenommen, aber ich sage dir,“ Reb Itsche schrie die Worte beinahe, „er hat soeben gemeines Unrecht getan; nicht nur er selbst hat gesündigt, sondern er hat andere zur Sünde verleitet, wodurch ist er besser als Jerobeam?“

Der barfüßige Israel stand zwischen der Menge, band sich die Stricke um den bloßen Leib, wo sie blutige Striemen hinterließen, fester und ohne auf Reb Itsches Worte zu achten, fluchte er mit den ärgsten Schimpfworten und sprach dabei immer wieder vor sich hin: „Greuel aller Greuel, Scheuel aller Scheuel, ein Bannfluch ihm!“

Schmiel stand plötzlich neben Mordechai; er lächelte seltsam, als machte ihm der ganze Vorfall Freude, und sprach leise, halb vor sich hin:

„Was sagst du zu dem barfüßigen Israel? Hast du seine Kollektion Flüche und Schimpfworte gehört? Die Leute sagen, er sei ein Gottesmann und diene dem Herrn der Welt aus dem Vollen; daß Reb Itsche ein Zaddik ist, darüber gibt es nichts zu sagen, das sieht ein jeder — nur ist die Frage, wer von beiden hat recht? Ich will nichts sagen, es ist mir nur so eingefallen.“ Schmiel lächelte und ließ kein Auge von Mordechai.

Mordechai antwortete nicht, Schmiels Lächeln war ihm widerwärtig; er wandte sich ab und fühlte dabei, daß ihn Schmiels Worte nicht in Ruhe ließen — wirklich, wer von beiden hatte recht? Einer widerspricht doch dem anderen?

Die Chassidim hatten Furcht vor dem Fluchen des barfüßigen Israel und wurden verlegen ob Reb Itsches eindring-

lichem Wort; sie bestiegen wieder die Wagen, schämten sich voreinander und fuhren in die Stadt.

Mordechai fuhr nicht mit; er sagte Reb Itsche, er wolle zu Fuß in die Stadt gehen; traurig, wehmütig, als hätte man ihm das Heiligtum seines Lebens geschändet, blieb er in Gedanken versunken unter einem Baume stehen, um zu beobachten, was der Alte weiter tun würde.

Der Alte stand noch eine Zeitlang mit der Krücke in der Hand, bewegte die Lippen nach der Richtung, wo die Chassidim fuhren, als sandte er ihnen einen Fluch nach, und ließ sich dann langsam neben dem Grabe nieder.

Leise trat Mordechai näher; er merkte, daß der Alte neben dem Grabe saß und weinte, und das Herz tat ihm weh. Über ihn gebeugt blieb er stehen und trocknete die Tränen, die ihm in die Augen getreten waren.

Der Alte erblickte Mordechai; schweigend sah er ihn an, fühlte, daß es noch Rechtlichkeit auf der Welt gebe und es wurde ihm leichter ums Herz.

Der Tag war weit vorgeschritten. Die Sonne brannte, sandte Bündel von Lichtstrahlen, neckte jung und alt; man atmete freier auf; Sorge und Kummer waren für eine Weile wie fortgezaubert; Altes wurde wieder jung.

Mordechai half dem Greise aufstehen, und wie zwei Freunde zogen der Alte und der Jüngling auf der sandigen Straße bis nach Kozk.

Rabbi Mendele der Kozker

Am nächsten Tage saß Mordechai den ganzen Morgen im Beth Hamidrasch des Rabbi und war verwundert, warum die Leute sich nicht zum Gebet anschickten. Es war nach zwölf Uhr. Im leeren Beth Hamidrasch spazierten einzeln einige zerlumppte Chassidim mit verwilderten Bärten umher, als wären sie ganz fremd hier; sie machten sonderbare Gesten und grübelten. Mordechai vertrat einem von ihnen den Weg und fragte:

„Wann betet man hier?“

Der Chassid neigte gewohnheitsmäßig ein Ohr, um besser zu hören, was man ihn fragte; verdrießlich, da er aus seinen Gedanken gerissen worden war, fuhr er den Frager an:

„In Kozk betet man nicht!“

In größter Verwunderung zuckte Mordechai mit den Achseln und sah eine Weile dem Chassid nach; dann trat er zu einem offenen Fenster, das auf den Hof führte. Der Hof war schwarz von Chassidim. Einige saßen auf Holzklötzen oder auf Steinen, andere lagen auf dem Grase; sie plauderten gemütlich vor ihren geöffneten Bündeln und aßen zusammen. Ein alter Chassid ging zwischen der Menge mit einem Korb Brezeln umher, der größer war als er selbst, und schrie: „Wer hungrig ist, komme und esse!“ Die Brezeln verschwanden sofort. Das war Mojschele, der Chassid, der den Dienst auf sich genommen hatte, an jedem Morgen bei den Stadtbäckern einen Korb Brezeln zu kaufen und ihn im Beth Hamidrasch zu verteilen.

An der Seite des Hofes, die gegenüber dem Hause des Rabbi

lag, saßen die Dorfjuden in schweren Kaftanen, ältere Frauen mit ihren Töchtern, junge Frauen, Mütter mit kranken Kindern und Krüppel. Aus ganz Polen waren sie zusammengekommen, jeder mit seinem schweren Kummer, jeder mit seinem Herzleid; viele Meilen waren sie zu Fuß gegangen, von der Hoffnung beflügelt, der Rabbi würde ihnen helfen. Und obwohl sie wußten, daß Reb Mendele schon seit Jahren keinen Wunschzettel entgegennahm, kamen sie doch aus ganz Polen und saßen den ganzen Tag vor des Rabbi Fenster, überzeugt, daß schon der Blick des Rabbi heilen könne. Müde, mit traurigen Gesichtern, saßen sie in Gruppen da, die Köpfe gesenkt wie Kranke im Wartezimmer des Arztes. Jeder hörte die Leidensgeschichte seines Nachbarn an, sie seufzten miteinander und gaben sich gegenseitig Ratschläge.

Plötzlich hörte Mordechai ein Bellen, daß es ihm kalt über den Rücken lief. Unter den Kranken kroch ein junges Mädchen auf allen Vieren umher, streckte den Kopf mit den gläsernen Augen in die Höhe und bellte wie ein Hund. Die Menge wich zurück und stand hilflos da; ihre stumpfen, traurigen Gesichter blickten so erschrocken drein, daß es Mitleid erregen mußte. Das Mädchen fühlte sich freier, da die Menge zurückgewichen war; sie öffnete das Kleid, streckte den Kopf noch höher empor, bellte und benahm sich wie ein Hund, der irgendwo Feuer wittert, sich auf die Hinterbeine stellt, den Schweif einzieht und heult, daß es wie das unglückbedeutende Pfeifen eines fernen Sturmes klingt.

Die Chassidim sprangen von ihren Sitzen auf und umringten die Kranke.

„Ein Dybuk ist in ihr, daß Gott bewahre, begießet sie mit Nägelwasser!“ rief ein Chassid.

„Leute, laßt mein Kind in Ruhe!“ bat eine alte verweinte Frau, umfaßte die Tochter und küßte sie. „Lea, liebe Lea, hab’ Mitleid mit deiner kranken Mutter, beschäme mich nicht vor der ganzen Welt, Lea, sei doch ruhig, liebes Kind!“

Inzwischen hatte ein Chassid aus dem Beth Hamidrasch einen

Eimer Nägelwasser gebracht und goß es dem Mädchen über den Kopf. Die Kranke stieß einen lauten Schrei aus, wurde ganz wirr, hörte auf zu bellen und lag besinnungslos, ganz durchnäßt, im Sande, nur ihre Beine zuckten.

Die Mutter wollte ihre Tochter zu sich bringen, riß sie an den Haaren und an der Nase; als nichts half, sprang sie auf, rang die Hände und rief im Singsang einer Totenklage den Umstehenden zu:

„Was wollt ihr von meiner Tochter? Gebt mir meine Tochter wieder!“

Plötzlich lief sie vor das Fenster des Rabbi und klopfte mit beiden Händen daran, daß die Scheiben zitterten; weinend flehte sie:

„Lieber Rabbi, heiliger Rabbi, hab Mitleid mit einer armen Mutter! Eine einzige Tochter habe ich! Von zehn Kindern das einzige geblieben! Rabbi! . . .“

Während die alte Frau beim Fenster des Rabbi stand und weinte, wurde es auf dem Hofe so still, daß man hörte, wie die Kranke mit den Füßen schlug. Alles spitzte die Ohren und stand mit offenem Munde da; alle waren überzeugt, der Rabbi würde befehlen, die Kranke zu holen.

Der Rabbi, ein kleiner, grauer Mann, dessen Gesicht aus dem wirren Wald der Haare kaum herauszusehen war, stand am Fenster mit geballten Fäusten und schrie der Menge zu:

„Ochsen, fort, fort aus meinen Augen! Ich bin kein Doktor; ich habe gehofft, ein Menschenarzt sein zu können und ihr habt mich zu einem Quacksalber gemacht! Was wollt ihr jetzt von mir?“

Die Kranke war vergessen; alles erbehte vor den Worten des Rabbi. Inzwischen war das Mädchen zu sich gekommen, kroch auf allen Vieren zum Fenster und begann gerade in diesem Augenblick wie ein Hund zu heulen; alle durchlief ein Schauer.

Mordechai sah die verzerrten Gesichter, die um Mitleid baten, sah die abgezehrten Kinder, die sich an die elenden Mütter klammerten, sah die Krüppel, deren wehmütige Augen aufglänzten,

sah verächtlich auf die Chassidim ringsum, die höhnisch zu sagen schienen: sie bellt den Rabbi an, sie bellt den Rabbi an . . .

Mit halbgeschlossenen Augen stand Mordechai da; er fühlte, jetzt würde jemand kommen. Er sah eine Gestalt, eine helle Gestalt durch die Menge dringen, leicht wie ein Wind; sie rührte jeden mit bleichen Fingern an und durchriß das Getümmel . . .

Mitten auf dem Hofe stand eine junge Frau. Sie riß sich ihr altes Samtkleid vom Leibe, fiel halbnackt auf den Sand nieder; aus dem schaumbedeckten Mund rollte sich wie ein Knäuel ein Gelächter, das klang wie Greisenlachen. Ein zweites, ein drittes antwortete, eines lauter als das andere, eines frecher und ausgelassener als das zweite. Das Gelächter sprang durch den Hof, es klang, als stünden mitten in der Menge alte Juden mit langen Bärten und hielten sich die Bäuche vor Lachen.

Dieses Gelächter sprang hin und her und vereinigte sich dann mit dem Bellen; es klang frech und ausgelassen, als wären böse Geister vor des Kozkers Fenster gekommen, um ihn toll zu machen.

In der Menge tauchte Reb Itsche auf; er ging auf die Bellende zu, legte die Hand auf ihr Haupt und fragte sie:

„Wie heißt du?“

„Lea!“ antwortete das Mädchen bellend . . .

„Was fehlt dir, Lea?“ fragte Reb Itsche weiter.

„Da sitzt etwas“ — das Mädchen deutete auf ihr Herz und brach in Tränen aus.

„Weine nicht, liebes Kind“, suchte Reb Itsche sie zu beruhigen, indem er sie bei der Hand packte. „Steh auf; so! Gott wird dir helfen, du wirst gesund werden.“

Das kranke Mädchen begann zu lächeln, das Lächeln ging bald in ein seltsames Gelächter über, sie umfaßte Reb Itsche mit beiden Händen und rief:

„Mein Bräutigam! Du bist mein Bräutigam!“

Reb Itsche entzog sich der Kranken nicht; er blieb in ihrer Umarmung stehen und sah sie mit trauernden Augen an, wie

wenn ein Vater auf seine kranke Tochter schaut; dabei beruhigte er sie:

„Sei nur ruhig, Lea! Ich bin dein Bräutigam!

„Verrücktes Ding!“ rief die Mutter und riß das Mädchen von Reb Itsche los. „Hast du schon gar keine Scham mehr?“

Die Kranke sah sich um, sie schien erst jetzt die Menge ringsum zu bemerken; ihr wurde klar, was sie getan hatte, und verlegen, mit gesenktem Blick, drückte sie sich an die alte Mutter.

„Sie hat aufgehört zu bellen!“ rief einer aus der Menge.

„Der Böse hat keine Macht gegenüber dem Zaddik.“

„Wo ist Reb Itsche?“

„Da steht er doch!“

„Wo?“

„Reb Itsche ist der wahre Zaddik seiner Zeit!“ — schrie der barfüßige Israel.

„Seht, Rabbi Mendele steht noch am Fenster!“ rief einer und deutete mit dem Finger hin.

Rabbi Mendele stand unbeweglich die ganze Zeit am Fenster, blickte auf Reb Itsche, und sein altes, verrunzeltes Gesicht leuchtete.

Reb Itsche führte das kranke Mädchen zu einem Holzklotz, setzte sie dort nieder und beruhigte sie; als er den Rabbi sah, der am Fenster stand und ihn unverwandt anblickte, da senkte er beschämt den Kopf und ging.

Er trat ins Beth Hamidrasch; einige Male durchlief er es in seiner ganzen Länge, den schwarzen Bart kauend; dann blieb er plötzlich stehen, nahm ein Buch aus einem Schrank, stützte den Fuß auf einen Schemel, brummte etwas vor sich hin, blätterte, stellte das Buch zurück auf seinen Platz und begann wieder im Beth Hamidrasch auf und ab zu gehen.

Mordechai kam ihm entgegen. Reb Itsche sah ihn an, als kenne er ihn nicht und hätte ihn nie gesehen. Mordechai wurde verlegen und wollte umkehren; da legte Reb Itsche seinen Arm um ihn:

„Nun, Mordechai, hast du schon gefrühstückt?“

Mordechai nickte mit dem Kopfe, obwohl er seit gestern noch keinen Bissen gegessen hatte.

„So komm, wir wollen zum Rabbi.“ Reb Itsche faßte Mordechai unterm Arm und verließ mit ihm das Beth Hamidrasch.

Der Schammes des Rabbi, ein alter Mann mit langen, schweren Schläfenlocken, ging eilig vorüber. Seine langen Schläfenlocken flogen nach rechts und links und sahen aus wie die gespreizten Flügel eines Storches. Reb Itsche hielt ihn an:

„Guten Morgen, Reb Feiwisch!“

„Oh“ — der Schammes blieb erfreut stehen und wollte Reb Itsche die Hand reichen; er erinnerte sich aber, daß er eine Prise Tabak zwischen zwei Fingern hielt, stopfte sie schnell in die Nase, verzog das Gesicht und wischte seine Hände an seinem Ripskaftan ab. „Scholem Alejchem, Reb Itsche!“

„Wie geht es dem Rabbi?“

„Er ist schwach, Reb Itsche, sehr schwach!“ antwortete der Schammes seufzend. „Seit gestern hat er gar nichts im Mund gehabt!“

„Kann man jetzt zu ihm hinein?“

„Ja . . . das heißt . . . hinein kann man“ — der Schammes stotterte verlegen — „nur wenn Ihr jetzt hineingeht, wird der Rabbi nicht essen. Seid nicht böse, Reb Itsche, geht indessen zu Reb Dowidl; sobald der Rabbi gegessen hat, rufe ich Euch sofort; gut?“

„Gut, gut!“ Reb Itsche rieb sich die Hände und ging mit Mordechai zu Reb Dowidl, dem ältesten Sohne des Rabbi.

Reb Dowidl, ein schöner Mann in den Vierzigern, mit vollen, leicht geröteten Wangen und gekräuselten Schläfenlocken, die wie Spiralen gebogen waren, stellte das Glas Tee weg, das er in der Hand hielt, stand auf und ging den Gästen entgegen; er trug einen gestreiften seidenen Schlafrock und ein Paar persische, weiche Pantoffel. Während er Reb Itsche die Hand reichte, fragte er, auf Mordechai deutend:

„Wer ist der junge Mann? Das Gesicht kommt mir bekannt vor . . .“

„Das ist der Sohn Reb Abraham Schreibers.“

„So, er sieht dem Vater sehr ähnlich.“ Reb Dowidl streckte Mordechai eine kleine, weiche, warme Hand entgegen; er zog sie nicht sofort zurück, führte ihn zum Tisch und rückte ihm einen Stuhl zurecht. „Nimm Platz, du bist, glaube ich, der einzige Sohn, was? Wie geht es dem Vater?“

Mordechai wurde verlegen; ehe er noch Zeit hatte zu antworten, sprach Reb Dowidl bereits mit Reb Itsche.

Reb Dowidl hielt sich für einen schwerkranken Mann — er hatte schlimme Füße, litt an Gallensteinen und fürchtete, er würde asthmaleidend werden. Jedes Jahr fuhr er in ausländische Bäder, kam stets leidender zurück als er hingefahren war, brachte immer eine frische Krankheit mit, von der noch niemand etwas gehört hatte, und hütete sie wie einen Schatz. Wenn er von seinen Krankheiten sprach, lebte er auf; er fand Freude daran, allen Angst einzujagen, hatte den Wunsch, bedauert zu werden, und mehr als einmal, wenn es am Hofe Streit gab, schreckte er die Leute mit der Drohung, er würde sich operieren lassen. Das ganze Hofleben war beherrscht von Dowidls Krankheiten. Seine Frau verbrachte ganze Tage damit, um nachzudenken, was sie kochen solle, damit ihr Mann daran seine schwache Gesundheit stärke. Die Kinder gingen auf den Zehenspitzen durch die Zimmer und hüteten sich vor einem lauten Wort oder einem Geräusch, als wären sie in einem Spital; sie dachten stets daran, daß der Vater nicht gesund sei. Reb Dowidl selbst lernte wenig und war viel mit seiner eigenen Apotheke beschäftigt, in der auf Regalen viele hundert Tiegel und Fläschchen und verschiedene Rezepte standen; auch spielte er Schach.

Zwei- bis dreimal in der Woche, sobald die „Gazeta Codzenna“ nach Kozk kam, brachte Schlojmele, der Feldscher, Reb Dowidl die Zeitungen und las ihm vor, was sich an wichtigen Ereignissen in der Welt begeben hatte. Reb Dowidl wußte von dem kleinsten Klatsch, der am Hofe des Rabbi verbreitet wurde;

er achtete darauf, daß niemand zum Vater vorgelassen wurde und führte am Hofe ein strenges Regiment.

Dowidl wandte sich an seine Frau, die beim offenen Fenster in einem tiefen Plüschfauteuil saß und Tee trank.

„Surele, weißt du, wer das ist? Das ist Dwojreles Sohn, ihr Einziger!“

Surele, in schwarzem Seidenkleid und schwarzer Haube, die ihr bis zur Hälfte in die Stirn reichte, erhob sich überrascht aus dem Fauteuil, um Mordechai näher zu betrachten, blieb aber dann beim Fenster sitzen:

„Unberufen ein großer Junge! Du weißt doch, Dowidl, daß er genau so alt ist wie unsere Riwkele!“

Riwkele, die ein wenig gebeugt beim Tische saß und schwarze Seide mit silbernen und goldenen Fäden ausnähte, welche in Strähnen um ihren Hals hingen, erhob zwei helle, keusche Augen, wie man sie so oft bei Rabbinertöchtern findet; sie warf einen Seitenblick auf Mordechai und beugte sofort den Kopf tiefer auf ihre Arbeit; zwischen den Strähnen der Stickfäden und den schwarzen Haaren fiel die reine Linie ihres Halses auf.

„Surele, laß den Gästen etwas vorsetzen!“ sagte Dowidl mit gut gelauntem Lächeln.

Surele setzte ihr Glas Tee auf ein schwarzes achteckiges Tischchen nieder und wandte sich an die Tochter:

„Riwkele, bringe Torte und Wein herein!“

Riwkele war schlank und biegsam wie ein junges Bäumchen. Mordechai sah ihr nach, wie sie im nächsten Zimmer verschwand; er bemerkte, daß die weiße Spitze ihres Unterrockes hervorsah und an den schwarzen Seidenstrumpf schlug. Mit einem Male fühlte er sich so wohl, als hätte ihn ein leichter, kühler Wind an einem unerträglich heißen Tage angeweht.

Beim zweiten Fenster saß eine junge Frau mit einem Hut und langen weißen Handschuhen; sie zuckte mit den Lippen, als läge sie mit sich selbst im Streite. Mordechai hatte bemerkt, daß sie sich nicht einmal umgeschaut hatte, als er mit Reb

Itsche eingetreten war; sie las ein Buch in einer Haltung, als wäre sie allein im Zimmer. Er warf einen raschen Seitenblick auf das blasse, längliche Gesicht; so mußte Surele in ihrer Jugend ausgesehen haben. Nun fiel ihm ein, das sei Reb Dowidls älteste Tochter; ihr Mann war Reb Daniel Eibenschitz, dessen Name in aller Munde war.

Eine Frau in einer Haube brachte auf einem Silbertablett Gebäck und eine mit Silberfäden besponnene Korbflasche Wein, stellte beides hin und ging auf den Fußspitzen hinaus.

Riwkele kam wieder ins Zimmer, stellte einige Gläser auf den Tisch, dann blieb sie einen Augenblick stehen, ohne zu wissen, was sie eigentlich anfangen sollte, und setzte sich endlich neben die Mutter ans Fenster. Sie schob die Tüllgardine, welche in Falten niederfloß, zurück und blickte in das dichte Laubwerk vor dem Fenster; dann riß sie ein Blatt ab, nahm es in den Mund, raunte der Mutter etwas ins Ohr und lächelte sittsam.

Reb Dowidl füllte die Gläser, trank den Gästen zu und wies auf das Gebäck:

„Bedient euch!“

Nach dem ersten Glase legte sich Reb Dowidl ein leichter Schleier über die Augen. Er nahm ein Stück Torte, rückte näher an Reb Itsche heran und begann auf ihn leise einzureden.

Mordechai sah sich im Zimmer um. Er betrachtete die schweren Möbel, die da und dort vor Alter gesprungen waren, Erbstücke aus weit zurückliegenden Zeiten, betrachtete den Boden mit den persischen Teppichen, in deren Weichheit jeder Schritt erstickte: sogar das Ticktack des Pendels an der großen geschnitzten Wanduhr im Winkel klang gedämpft, als wäre auch die Uhr in einen Teppich gehüllt. Durch die Tüllgardinen blickten Zweige und Blätter ins Zimmer, die aussahen wie Filigranarbeit; die Blätter bewegten sich schwach mit einem leise einschläfernden Geräusch, das aus weiter Ferne zu kommen schien. Das alte matte Silber auf den Tischen und in den Glasschränken, die weichen Teppiche, die Dame in den weißen seidenen Handschuhen, die marmorn dasaß und dabei die Lippen bewegte,

all das war so stumm, als hielte es die Ehrfurcht vor dem Adel der alten stellenweise gesprungenen Möbel in Bann.

Surele rückte tiefer in ihren Fauteuil hinein, setzte die Füße auf einen kleinen gepolsterten Fußschemel und richtete würdevoll eine Frage an Mordechai :

„Wo wohnst du?“

Mordechai verstand nicht sofort; verlegen kam er hinter dem Tisch hervor und setzte sich auf einen leeren Stuhl, der neben Surele stand; stumm blickte er sie eine Weile an, wurde rot, blieb sitzen und antwortete:

„Bei Reb Jossel.“

„Ach, ich habe ja ganz vergessen,“ Surele machte eine Handbewegung, als erinnerte sie sich an etwas, „Reb Jossel ist doch mit euch verschwägert.“

„Ja“, sagte Mordechai.

„Reb Jossel ist ein schwerreicher Mann“, Surele schloß die Lider halb und nickte mit dem Kopfe, um ihrer Rede mehr Gewicht zu geben, „er ist ein wohlthätiger Mann, da ist nichts zu sagen, er gibt mit voller Hand, aber er hat doch ein großes Unrecht begangen! Wir sind doch unter uns und keiner hört uns — er hätte sich nicht mit den Kindern verfeinden und in seinen alten Tagen noch ein junges Mädchen heiraten sollen! Er ist doch ein alter Mann, schon mehr als sechzig, und sie? Ich weiß nicht, ob sie älter als drei-, vierundzwanzig Jahre ist.“

„Ihr Vater war auch gegen die Heirat,“ warf Mordechai schüchtern ein, „aber er konnte sich nicht helfen. Mit seiner Zuckerfabrik war er zum Bettler geworden, und hätte ihm Reb Jossel nicht die dreißigtausend Gulden gegeben, so wäre die Zuckerfabrik versteigert worden.“

„So, das ist etwas anderes! Er hat sie also gekauft!“ Surele dehnte die Worte, als wäre jetzt alles für sie klar.

„Sie soll sehr gebildet sein“, warf Riwkele dazwischen.

„Und wenn sie auch gebildet ist, darf man als junge Frau eigenes Haar tragen und sich mit Christen abgeben?“ unterbrach Surele ärgerlich.

„Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich hätte, selbst wenn man mir den Kopf geschoren hätte, auch nicht einen so alten Mann genommen!“ sagte Riwkele lachend und errötete.

„Schau, schau, wer da Meinungen zum besten gibt.“ Die Mutter streichelte Riwkeles Haar und wandte sich an Mordechai, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken. „Und was macht die Mama, sie war ja immer so zart und etwas kränklich.“

Mordechai, der nicht wußte, was er antworten sollte, dankte unaufhörlich. Er schaute Riwkele zu, die ein Blatt nach dem anderen abriß und in den Mund nahm; als er sich endlich anschickte, etwas zu sagen, hörte ihm niemand zu.

Surele sagte zur Tochter:

„Ich und seine Mutter sind zusammen aufgewachsen und waren Freundinnen von Kindheit an . . .“

Riwkele hob die Augen und sah Mordechai vertrauter an; daß ihre Mütter Freundinnen gewesen waren, schien ihn ihr näherzubringen. Aber Mordechai paßte nicht auf; er hörte wie Reb Dowidl über seinen Vater, den Rabbi, sich äußerst nüchtern ausließ und er spitzte die Ohren. In diesem Augenblick trat der Schammes ein:

„Reb Itsche, Ihr könnt eintreten.“

Reb Itsche stand auf und winkte Mordechai.

„Wozu brauchst du ihn,“ fragte Dowidl, „laß ihn hier!“

„Nun,“ Reb Itsche wandte sich an Mordechai und zuckte mit den Achseln, „wie du willst.“

Mordechai war verlegen, sein Blick ging von Reb Dowidl zu Reb Itsche und er wußte nicht, was er tun sollte. Endlich war sein Entschluß gefaßt; mit einem sonderbaren Lächeln, als fühlte er sich in Reb Dowidls Schuld, sagte er, und es kam geradezu bittend heraus:

„Ich werde mit Reb Itsche gehen.“

„Wenn du willst“ — Reb Dowidl ging ins zweite Zimmer und blieb auf der Schwelle stehen — „mach’ dich nicht selten, hörst du?“

„Komm heute zum Abendessen!“ lud ihn Surele ein.

Mordechai verabschiedete sich; er fühlte sich glücklich und wußte nicht, warum man ihm soviel Interesse entgegenbrachte; als er gegangen war, merkte er auf einmal, daß die Menschen und das Haus ihm nahestanden; nur die Gleichgültigkeit, die Unfeierlichkeit gegenüber dem Rabbi, mit dem diese Menschen dicht unter einem Dache wohnten — die begriff er nicht.

Der Schammes führte Reb Itsche und Mordechai durch einige Zimmer; in einem, das voll Bücher war, ließ er sie Platz nehmen und warten; er selbst ging auf den Zehenspitzen zur Tür, die in das Zimmer des Rabbi führte, blieb stehen und horchte, als träte er zum ersten Male ein. Er ging fragen, ob der Rabbi die Gäste empfangen werde. Mordechai wunderte sich, mit welcher Ehrfurcht der Schammes, der schon mehr als dreißig Jahre beim Rabbi war, ihm begegnete, und es wurde ihm noch unbegreiflicher, warum Reb Dowidl über den Rabbi, seinen Vater, so von oben herab sprach, wie von etwas, das seine Zeit erfüllt hat.

Dreizehn Jahre waren vergangen, seit Rabbi Mendele aufgehört hatte, die Chassidim vor sich zu lassen; die ganze Zeit saß er in einem entlegenen Zimmer, sogar den Willkommgruß nahm er selten entgegen und außer den nächsten Vertrauten wurde niemand von ihm empfangen. In der ersten Zeit hatten viele Chassidim aufgehört, nach Kozk zu fahren, nur die Denkenden unter ihnen waren geblieben. Ihnen genügte es, daß Reb Mendele in ihrer Nähe hinter einer Wand war und sie, die zerlumpten Leute mit den verwilderten Bärten, bewahrten und erhielten das Restchen Feuer des polnischen Chassidismus.

Die Leute, welche zum Hofe gehörten, fürchteten, der Rabbi könnte mit seinen Auslegungen der Thora noch den Rest der Chassidim vertreiben; daher bewachten sie ihn und hielten die Menge von ihm fern. Die Chassidim, welche Kozk verlassen hatten, saßen jetzt an fremden Tischen, pilgerten durch die Welt, aber sie sehnten sich nach dem reinen Wort und kamen

allmählich wieder zurück. Empört darüber, daß sie nicht vor den Rabbi gelassen wurden, verjagten sie eines Tages die Dienerschaft, erbrachen die Türen und wollten den gefangenen Rabbi befreien, aber — es war bereits zu spät. Der Rabbi jagte sie von sich, ließ sie nicht in seinen Umkreis und überschüttete sie mit schweren Flüchen; er sah, daß der Chassidismus schal geworden war; der wahre Inhalt, die Innerlichkeit waren geschwunden. Der „Thron“ begann erblich zu werden. Die wahre Inbrunst des Chassidismus war bereits dahin und daher hatten sich die Chassidim auf das Zeremonielle verlegt. Der Sinn der Thora-Deutungen des Baal-Schem war ganz vergessen, und es blieben wieder nur starre Gesetze.

Rabbi Mendele bereitete dies großen Schmerz; sieben Jahre lang suchte er die Einsamkeit, beschäftigte sich viel mit Kabbala und forschte, und als er dann die Kraft in sich fühlte, die Thora des Baal-Schem auf eine höhere Stufe zu heben, dem polnischen Chassidismus einen neuen Inhalt zu geben, da merkte er, daß er nicht verstanden wurde, daß die Menschen mit sich selbst zufrieden waren und keinen Inhalt brauchten; nur von wenigen galt noch das Wort: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch.

Rabbi Mendele verfiel in schweren Trübsinn, er aß und trank nicht und haderte mit Gott:

„Herr der Welt, wenn ich schon wirklich die wenigen Chassidim sammle, die nach dir Sehnsucht haben, und mit ihnen in die Wälder gehe, wirst du denn dann zufrieden sein? Und was sollen die Sündigen tun, die, welche in der Materie versunken und zu schwach sind, dich zu erkennen, was sollen die tun, Vater? Sie sind doch die große Mehrzahl!“

Seither bewachte der Hof den Rabbi stärker und ließ fast niemanden mehr zu ihm. So saß er schon das dreizehnte Jahr einsam und allein; die Leute des Hauses waren ihm zuwider, und er lebte bloß mit sich. Und wenn der Trübsinn ihn befahl (was sehr oft geschah), dann zerschlug er mit den Händen die Scheiben und schnitt sich blutige Wunden, riß das Fenster

auf und mit seinem wildumwucherten Munde jagte er alle von sich. Er fluchte der ganzen Welt, sah aus wie ein Tier im Käfig. Es war schwer zu glauben, daß der Mann, der nichts als Mitleid gewesen war, dem ein Sünder näher stand als ein Frommer, daß dieser Mann gefangen sitzen konnte, die Menschen haßte und für sie nichts mehr als Scheltworte hatte.

„Seid so gut, Reb Itsche!“ Der Schammes öffnete die Tür zum Zimmer des Rabbi und ließ die Besucher eintreten.

Der Rabbi kam ihnen entgegen. Mordechai zitterte und hatte das Gefühl, als wären ihm Hände und Füße gelähmt. Der kleine Rabbi mit wildwucherndem Bart, der aussah, als wäre er nie unter Menschen gekommen, mit wild blickenden Augen, über denen sich lange Brauen wölbten, bloß in Strümpfen, in der linken Hand eine silberne Tabaksdose, der der Deckel fehlte, schaute auf Reb Itsche, dann auf Mordechai, roch an der Tabaksbüchse und sagte dann halb zu sich, in unwilligem Tone:

„Wer ist der Junge?“

„Das ist ein Sohn Reb Abrahams, des Schreibers“, antwortete Reb Itsche.

Der Rabbi runzelte die gefurchte Stirn, um sich zu erinnern, vermochte es aber nicht. Mit einer Handbewegung sprach er noch unwilliger:

„Bekannt, der Name ist mir bekannt, aber ich erinnere mich nicht . . .“

„Ah,“ der Rabbi fuhr sich plötzlich an die Stirn und reichte dann Mordechai die Hand, „jetzt weiß ich schon. Du solltest ein ordentlicher Junge sein, ich habe deinen Großvater gekannt . . . Heißt du vielleicht nach ihm?“

Der Rabbi rückte zwei Stühle zurecht, er selbst setzte sich aufs Bett.

Das Zimmer war groß und hell. An den Wänden lagen auf Regalen aus weißen, gehobelten Brettern unzählige Bücher. Bett, Tisch und Stühle — alles war aus den gleichen gehobelten Brettern gezimmert, nichts trug Anstrich oder Politur. Auf dem

Tische lagen einige Tabaksdosen, ein Schreibzeug aus Messing, in dem eine Kerze stak, und ein paar Gänsekiele.

„Feiwel Moische, wo sind meine Pantoffel?“ schrie der Rabbi den Schammes an, der an der Tür stand, und wandte sich gleich an Reb Itsche. „Und du bist ein Wundertäter geworden! Treibst den Dybuk aus, wie?“

Verlegen senkte Reb Itsche die Augen, wie einer, der sich schuldbewußt fühlt, und antwortete nicht.

Der Schammes brachte die Pantoffel und wollte sie dem Rabbi anziehen; der stieß ihn weg und bückte sich; aber es schwindelte ihn im Kopfe und er blieb länger als eine Minute in seiner gebückten Haltung sitzen.

Langsam richtete sich der Rabbi auf und kraftlos, leidend, nickte er Reb Itsche mit dem Kopfe zu, als wollte er sich entschuldigen, daß er so schwach sei.

„Sie haben mich doch eingesperrt! Alle, alle bewachen mich, sie haben noch immer Angst, meine Lehre könnte die Kozker Chassidim vom rechten Wege abbringen! Sie haben der Welt eingeredet, der Mensch hätte Willensfreiheit; wenn er die wirklich je gehabt hat, so hat er sie schon lange uns übertragen! Und wir Rabbis, die wir die Welt vom Wilnaer Gaon und seinesgleichen erlösen wollten, wir haben die Freiheit auf uns genommen und doch keine Kraft gehabt, unseren Chassidim die Ohren „an der Tür“ zu durchstechen; und selbst wenn wir sie durchstochen haben würden, so hätten sie das alles gutwillig hingenommen — auf eine so niedrige Stufe ist der Mensch gesunken!“

Während des Sprechens traten Schweißtropfen auf des Rabbi Stirn; an seinen durchsichtigen Schläfen liefen die Adern an und sahen aus wie Regenwürmer; die Brauen verdeckten die Augen, das Gesicht wurde bleich, farblos; Reb Itsche sprang auf, stützte des Rabbi Kopf mit seiner Hand und bat ihn:

„Rabbi, wollt Ihr vielleicht ein bißchen Wasser? Ihr sitzt zuviel im Zimmer! Kommt ein wenig auf den Hof hinaus!“

Der Rabbi hob die Lider, schaute Reb Itsche lange mit

tränenunterlaufenen Augen an und antwortete dann kraftlos:

„Sie haben mich eingesperrt, dreizehn Jahre konnten sie ohne mich auskommen, da werde ich jetzt nicht zu ihnen hinaus!“

„Aber Rabbi, ich gebe Euch mein Wort, das Volk sehnt sich nach einem Wort von Euch, es sitzt wochenlang in Kozk, und gelingt es einem auch nur einen Blick auf Euch zu werfen, so ist er glücklich! Das Judentum kommt zu Euch aus ganz Polen. Keiner hat Euch verlassen, Rabbi, sehet hin,“ Reb Itsche deutete mit der Hand zum Fenster, „der Hof ist voll von Chassidim!“

Der Rabbi erhob sich; Reb Itsche führte ihn zum offenen Fenster.

Zu zweit gingen die Chassidim im Hofe spazieren. Die schwarzen Atlaskaftane blitzten in der Sonne, die langen, weißen Strümpfe stachen grell ab und blinkten vor Weiße; die Schläfenlocken fielen über die Schultern. Bei näherem Zusehen konnte man merken, daß der Atlas bei manchen Rücken der Chassidim abgeschabt war, bei einigen war nur noch das Unterfutter geblieben. Auf dem Grase — im Schatten — saßen Chassidim, spielten Karten, tranken starken Schnaps und sangen so leise und innig, daß jedes Ohr gebannt horchen mußte.

Der Rabbi stützte beide Hände an das Fenster; er fühlte eine Helle in sich, als wären Schuppen von seinen Augen gefallen; zum erstenmal seit Jahren sah er auf seine Chassidim und fluchte nicht. Er sah, wie sie, in Hemdsärmeln, bloß mit dem Tallis-Koton bedeckt, wie Tote schliefen, sah, wie der barfüßige Israel grübelnd durch den Hof stürmte, das Käppchen auf dem dicht behaarten Kopfe hin- und herrückte und die Hände rang, als wäre ihm großes Leid widerfahren. Dem Rabbi wurde etwas klar, und er versann sich. Seine schwachen Augen konnten das Blitzen der Atlaskaftane und das Leuchten der weißen Strümpfe nicht ertragen; er senkte die Lider, vergaß, daß jemand hinter ihm stand, hörte dem Gesange der Menge zu und sah sich mit einem Male in Pschyscha.

In Gedanken rannte er durch das Beth Hamidrasch, warf Pulte um, sprang über Bänke, stürmte vorwärts wie eine rohe

Kraft, stieß alles fort, was ihm im Wege stand. Die Menge wich zurück und machte ihm Platz; sie meinte, er sei in den Dienst des Herrn versunken; in Wirklichkeit aber wühlte in ihm damals der Neid gegen den Rabbi Reb Bunem. Im tiefsten Innern war er schon damals, noch in jungen Jahren, überzeugt, er sei gelehrter als der Rabbi und fasse alles viel tiefer auf; zugleich aber fühlte er stets, daß ihm etwas fehlte; um Rabbi zu werden, genügt es nicht, ein Gelehrter zu sein, man muß auch einen Wunschzettel lesen können; aber wenn er einen Wunschzettel zur Hand nahm, so sah er nichts darin! Das tat ihm sehr weh; er war überzeugt, zu ihm würde niemand fahren, er würde nie die Stufe eines Rabbi Bunem erreichen. Wenn er allein mit sich war, da fühlte er ein großes Wort in sich, das eine Umwälzung in der Welt hervorrufen würde, fühlte, daß er imstande sein würde selbst über den Bescht emporzuwachsen, er müßte nur noch das wahre Gefäß für das Wort suchen; er war sicher, heute oder morgen das Gefäß schon zu finden; dann würde sein Ruf durch die ganze Welt gehen. Wenn er aber unter Chassidim kam, die ihm auf den Mund sahen und von ihm ein neues Wort hören wollten, da blieb er stumm und konnte den Mund nicht öffnen. Sprach er schon einmal über einen Bibelvers, so war seine ganze Rede Scharfsinn und Wissen, keine Kleinigkeit entging ihm, aber die Hauptsache, das, was man nicht erlernen kann, das Streichen über den Bart, den Aufschlag der Augen, die Helligkeit einer weiten Stirn, das, was die Menge so sehr packte — das fehlte. Nahm Rabbi Bunem denselben Bibelvers durch, so sprach er nicht soviel darüber, höchstens zwei oder drei kurze Sätze, dazu ein Gleichnis; aber der Vers bekam ein anderes Gesicht, erhielt Leben, lebte! Die Chassidim schöpften Erquickung aus dieser Thoradeutung, überlieferten sie ihren Kindern und des Rabbi Name wuchs von Geschlecht zu Geschlecht.

Rabbi Mendele hatte damals unendlichen Kummer. Er hörte auf zu lernen, aß und trank nicht, zog sich in die Einsamkeit zurück, brachte dort für sich allein seine Thora vor, aber nichts

half. Höchstens einige junge Leute mit guten Köpfen hielten etwas von ihm. Wahrscheinlich wäre er nie Rabbi geworden, hätte nicht Rabbi Bunem, der damals schon gebeugt und blind vor Alter war, einige Jahre vor seinem Heimgange bei Tische gesagt, Mendele habe ihn schon übertroffen und sitze auf seinem Buckel. Diese wenigen Worte genügten, damit die meisten Chassidim, die von ihm nichts gehalten hatten, ihm ein Haus in Kozk erbauten; und noch bei Lebzeiten des Rabbi Bunem hatte Rabbi Mendele mehr Zulauf als sein eigener Rabbi.

Aber er stand kühl zur Menge; denn er fühlte, bei der ersten Gelegenheit wäre sie imstande, ihn genau so zu verlassen wie Rabbi Bunem. Daher trieb er die Chassidim von sich und sagte, es genüge, die Menge mit Spielzeug anzulocken, wie ein Kind, damit sie Vater und Mutter verlasse und zu Fremden gehe.

Je größer die Zahl seiner Anhänger wurde, desto mehr stieg Rabbi Mendeles Trübsinn, desto mehr umgab er sich mit jungen Leuten, mit den besten Köpfen, die eine eiserne Mauer zwischen ihm und der großen Menge bilden sollten. Er begann die Einsamkeit zu lieben, ließ wenige vor sich und führte stets heftige Klage gegen Gott: „Gott, da des Menschen Herzens-trachten böse ist von Geburt an, und da die Willensfreiheit, die du ihm gabst, auf uns, die Rabbis, übergegangen ist, warum soll der Mensch da nicht sündigen, wenn er auf Schritt und Tritt nur eine Frage stellt: . . . was ist oben, was unten?“

Als Rabbi Mendele jetzt durchs Fenster schaute und sah, wie der barfüßige Israel in Gedanken versunken umherrannte, wie die Menge ihm Platz machte und ehrfürchtig nachsah, da fiel ihm ein: Gott weiß, vielleicht durchlebt dieser Israel dieselben Zweifel wie ich einst, will eine Anhängerschaft um sich haben, wie ich es in meiner Jugend wollte, glaubt vielleicht, er hätte auch etwas zu sagen — — — und Reb Itsche? — fuhr es dem Rabbi durch den Sinn. Er war überzeugt, Reb Itsche bedürfe nicht mehr seiner Bestätigung. Er ist ja schon Rabbi, vielleicht werden heute oder morgen diese Chassidim nicht mehr hier sein. Rabbi Mendele wird in den leeren Hof hinausschauen und

irgendwo in einem Städtchen der Nachbarschaft wird Reb Itsche seinen Sitz haben und denselben Ochsen die Thora deuten! Und wie er sie deuten wird! Er wird auch ein Wundertäter sein! Soeben hat er doch einen Dybuk ausgetrieben! Sein Bärtchen wächst schon so, daß die Hand so recht darüberstreichen kann, und seine Augen blicken reine Demut — — — Rabbi Mendele erbehte; es war ihm, als nähme man ihm gewaltsam etwas weg. Ein Trost blieb ihm: die jungen Leute, die guten Köpfe, würden bei ihm bleiben. Bald wird er unter sie treten, er hat für sie eine „Entdeckung“, die er schon jahrelang bei sich trägt . . . Sie werden nicht mit Itsche gehen . . . Oder — der Rabbi lächelte — sollte man nicht einen ordentlichen Spaß machen und dem Herrn der Welt zeigen, man sei stärker als er? Wenn ich jetzt will, nehme ich den barfüßigen Israel, diesen Unwissenden, und mache ihn zum Rabbi; und alle die Atlaskaftane werden sich vor ihm bücken und meinen, es sei vom Himmel so bestimmt! . . .

Der Rabbi wandte sich um; er fuhr zusammen, als hätte er nicht erwartet, daß hinter ihm Leute standen; sofort aber wurde er ruhig und sagte zu Reb Itsche:

„Komm mit hinaus! . . . Wie glaubst du, werden sie mich anhören?“

Reb Itsche fragte niemanden um die Erlaubnis, ob er den Rabbi hinausführen dürfe. Er faßte ihn unterm Arm, öffnete die Tür und verließ mit dem Rabbi zusammen das Zimmer.

Mordechai ging ihnen nach.

Als der Rabbi auf den Hof trat, streckte sich ihm sofort eine Kette von Händen entgegen. Er erkannte viele seiner ehemals jungen Leute wieder, denen er den Weg gewiesen hatte; er sah, wie die Schar rückwärts immer größer wurde, anwuchs, aus allen Ecken her sich vergrößerte. Sie standen auf den Fußspitzen, die Köpfe gehoben, einer hob sich über die Schultern des andern, um den Rabbi zu sehen. Rabbi Mendele war von Rührung erfaßt und vergaß, wozu er herausgekommen war.

Der Rabbi, welcher an Reb Itsche gelehnt dastand, richtete

sich plötzlich auf und fühlte sich verjüngt. Sein Geist wurde hell. Alle schweren Gedanken, die sich im Verlaufe von dreizehn Jahren darin angesammelt und wie Rost eingefressen hatten, waren verschwunden. Er begann alles klar und deutlich zu sehen. Rabbi Mendele senkte die Lider und mit verschlossenen Augen sah er meilenweit; mit dem bloßen Gedanken war er wie ein Zauberer imstande, Menschen, Häuser, Bäume zu versetzen; er fühlte die Erde unter seinen Füßen schwinden und es war ihm, als steige er höher, immer höher. Schon schwebt er über den Köpfen der Menge und je höher er sich erhebt, desto mächtiger wächst die Menge an. Sie küßt den Staub seiner Füße und wäscht ihn mit Tränen weg; aber sie hängt sich zugleich wie eine schwere verrostete Kette an seine Beine und läßt ihn nicht los. Und jedesmal, wenn die Höhe die Augen schwindeln macht, da erschrickt die Menge und zieht den Rabbi mit dem „Naasse wenschma“ vom Sinai zur Erde zurück.

Jetzt, da Rabbi Mendele die Lider gesenkt hielt, fühlte er das große Wort, welches er einmal in sich getragen hatte und mit dem er die Welt hatte erlösen wollen, das er unausgesprochen gelassen hatte, — für dieses Zagen aber war er bestraft worden, denn das Wort war ihm entschwunden — dieses Wort, das fühlte er auf einmal, erstand jetzt irgendwo, noch meilenweit von ihm, entfaltete sich wie aus einem Knäuel; schon fühlte der Rabbi die Geburtswehen, war des festen Glaubens, jetzt könne er gleich das große geläuterte Wort der Menge schenken, welche er von sich gejagt hatte.

Strahlend stand er da, sicher, daß die Zeit gekommen sei. Bisher war er kein Rabbi gewesen, er hatte sich selbst betrogen. Jetzt aber würde er sich offenbaren. Er sah den Schein eines glühenden Wortes vor sich, das in ihm brannte, ihm in der Kehle saß. Es kommt, er fühlt, wie jenes Gefäß zusammen mit dem Worte geboren wird; die Chassidim, welche ihn umringen, sie werden gleich den Widerschein des Wortes in sich aufnehmen und dadurch allein schon geläutert werden.

Während das Feuer im Hirn des Rabbi lohte und sprühte, be-

merkte er, wie aus der Menge, die aneinandergedreht und unbeweglich dastand und von weitem wie ein alter vielästiger Wald aussah, dessen Bäume zu einer Mauer verwachsen waren, ein sonderbares Geschöpf hervorwuchs. Es sah aus wie ein Kobold, kroch auf allen Vieren wie ein Hund die Mauer entlang und bahnte sich über Köpfe und Schultern einen Weg zum Rabbi. Der Rabbi öffnete weit die Augen und fuhr zusammen, als wäre er im Traum von einem Berg in die Tiefe gestürzt. Einen Augenblick erinnerte er sich, wozu er hinausgekommen war; dann erkannte er, daß es der barfüßige Israel war, der da zu ihm vordrang, und Rabbi Mendele fühlte wieder die Erde unter seinen Füßen.

Der barfüßige Israel blieb auf einigen Schultern sitzen, als wäre er aus dem Meer von Köpfen hervorgewachsen; er schaute mit schwarzen feurigen Augen den Rabbi an, öffnete seinen mit Haaren wildbewachsenen Mund, als wollte er jemanden verschlingen, und furchtbar fielen die Worte aus dem Munde:

„Rabbi von Kozk, tu' Buße!“

Ein Gemurmel erhob sich, die Menge wogte und rauschte wie ein Meer, Hände erhoben sich, Streimel flogen, Gürtel schlangen sich um den barfüßigen Israel, um ihn hinunterzuziehen. Der barfüßige Israel saß auf den Schultern einiger Getreuer, beugte sich tiefer zum Rabbi nieder und unbekümmert um das Gemurmel der Menge rief er noch lauter:

„Deine Chassidim, die Warschauer Prasser und Völler, leben mit fremden Weibern und treiben es wie in Sodom . . .“

„Reißt ihn herunter!“ — rief eine Stimme.

„Laßt ihn nicht reden, den Frechling!“

„Verstopft ihm das Maul mit einem Gürtel!“

„Zieht ihm das Streimel über das Gesicht“ — ein alter Chassid reichte sein Streimel hin und blieb im Käppchen stehen.

Der Rabbi hob die Hand, wartete bis es still wurde, so still, daß man eine Nadel fallen hörte, und bat die Chassidim:

„Laßt ihn in Ruhe, tut ihm nichts, er mag reden!“

Die Menge wurde ruhiger, aber eine Bewegung ging durch sie,

sie war jederzeit bereit, den barfüßigen Israel in Stücke zu reißen. Viele aber hatten Angst vor ihm; denn wenn er den Rabbi nicht schonte, würde er dann vor einem Chassid Furcht haben? Der barfüßige Israel reckte seinen langen Hals, öffnete den Mund und, als wäre nichts geschehen, schrie er noch lauter:

„Jetzt ist es Zeit, Rabbi von Kozk, daß du Buße tust! Deine scharfsinnigen Jünger verkaufen Tefillin, unter dem Vorwand, daß in diesem Jahre Riemenzeug in Kozk spottbillig wäre. Ehrsame Juden wie Hirsch Parizewer und Chajim Beer Grapitzer haben sich an dir ein Beispiel genommen, Rabbi, und beschlossen, drei Tage keine Tefillin zu legen, um zu sehen, was für eine Wirkung das auf die Weltordnung haben wird. Deines Dowidl Schwiegersohn, Daniel Eibenschitz, führt unsere beste Jugend vom rechten Weg ab und du schweigst? Er hat die Unverfrorenheit, vor aller Welt zu sagen, seine Frau sei eine Verkörperung des göttlichen Wesens*) . . . Du weißt, was ich meine! Wende dich um, Rabbi von Kozk, hinter dir steht der Zaddik unserer Zeit, Reb Itsche, bitte ihn um eine Buße!“

Reb Itsche zitterte; er konnte nicht hören, wie der Rabbi geschmäht wurde, und warf sich vor ihm im Staube nieder, um damit der Menge zu zeigen, Rabbi Mendele sei der Zaddik seiner Zeit. Rabbi Mendele stieß ihn von sich, schleuderte mit der Hand jeden weg, der ihm nahe kam, und begann zu fluchen. Die Menge erschrak vor den Flüchen des Rabbi, denn sie glaubte, auf wen sein Fluch falle, dem bringe er Unglück. Allmählich wichen alle zurück und nach einiger Zeit blieb der Rabbi mitten im Hofe fast allein. Reb Itsche stand neben ihm mit gesenktem Haupt, als wäre er an allem schuld, der Rabbi ballte die Fäuste, stampfte unaufhörlich mit den Füßen und schrie der Menge Verwünschungen nach:

*) Hier ist im Original im übertragenen Sinne ein Ausdruck der kabbalistischen Terminologie gebraucht, der eine bestimmte Emanation Gottes („das kleine Gesicht“) bedeutet; hier wurde dieser Ausdruck, wie auch sonst einige andere metaphorisch verwendete Ausdrücke der kabbalistischen Theorie durch ein allgemein verständliches Bild wiedergegeben.

„Ochsen, was wollt ihr von mir? Feuer möge euch verzehren! Ich bin kein Rabbi! Nehmt euch den Itsche und geht zu allen Teufeln, hört ihr?“

Während der Rabbi schrie, kam Reb Dowidl noch ganz verschlafen in seinen weichen, sämischledernen Pantoffeln aus seinem Zimmer und faßte den Vater bei der Hand: „Vater, komm in dein Zimmer! Es ist nicht gesund für dich, in der Sonne zu stehen!“

Der Ketzer

Zu Tränen gerührt wandte sich Mordechai ab; er wollte allein bleiben. Schmerz um Rabbi Mendele erfüllte ihn. Auch Reb Itsche wich er aus. Schwere Gedanken legten sich auf ihn. Da hörte er seinen Namen rufen; er erkannte Schmiels Stimme und wandte sich unwillig um.

„Nun, wie gefällt dir Reb Itsche?“ Schmiel lächelte — „Er ist ja gefährlicher als Israel!“

Mordechai sah Schmiel an, ohne zu antworten.

„Hinter dem ganzen Karneval da auf dem Hofe“ — Schmiel wurde hitzig — „steckt doch Reb Itsche! Ohne ihn hätte der Mussar-Sager es doch nicht gewagt, vor dem ganzen Volk den Rabbi zu schmähen! Und wie der demütige Herr, Reb Itsche nämlich, dem Rabbi Mendele zu Füßen gefallen ist! Der Rabbi hat ihn aber weggestoßen, er kennt ihn ausgezeichnet! Natürlich,“ — Schmiel faßte Mordechai am Rocke — „da geht ein junger Mensch herum und glotzt mit den Augen; er kann etwas. Mein Gott, ich kann auch etwas, muß man da solches Geschrei machen? Ich sage es dir offen, Reb Itsche will Rabbi werden! Er wird sich durch nichts abhalten lassen! Jedes seiner Worte geht von Mund zu Mund, und gähnt er nur, so machen sie schon daraus ein Wesen! Was brauchst du mehr? Es ist noch kein Tag vergangen, seit Reb Itsche in Kozk ist und der ganze Haufe Weiber, ich übertreibe nicht, läuft zu ihm; nun, was sagst du dazu? Rabbi Mendele hat keine Weiber vor sich gelassen!“

„Hör' zu,“ unterbrach ihn Mordechai, „ich bin tothungrig

und habe keine Lust, nach Hause zu gehen; weißt du vielleicht, wo man etwas zu essen bekommen kann?“

„Natürlich weiß ich es, komm, ich werde dich führen!“ — Schmiel zog Mordechai beim Ärmel und machte sich mit ihm auf den Weg.

Sie kamen auf den Markt. Die Krämer saßen schläfrig in den Türen, kauten Bart und Schnurrbart und schauten auf den leeren Markt, in dessen Mitte eine alte Kirche mit zwei hohen Türmen stand. Die Türme bohrten sich mit ihren Kreuzen in den Himmel. Um den Markt liefen kleine weißgetünchte Häuser und die alte riesige Kirche, welche die Häuser noch kleiner aussehen ließ, als sie in Wirklichkeit waren, schien irrtümlich mitten unter sie geraten zu sein. Eine Schar Knaben lief über den Markt, hob die Köpfchen zu den Kreuzen empor, und war überzeugt, daß die Kirche mit jedem Tage um Haaresbreite tiefer in die Erde einsinke.

Beim Rathaus standen einige Juden, die Stöcke unter dem Arm, und plauderten.

Zu ihnen gesellte sich ein Getreidehändler, der einen Strohhalm im Munde hielt; er zog ein farbiges Taschentuch hervor, wickelte es auf, jeder der Umstehenden nahm einige Getreidekörner, betrachtete sie und gab sein Gutachten darüber ab.

Stille herrschte. Hühner spazierten faul durch den Markt und suchten mit den Füßen und den Schnäbeln Futter. Ein junger Hahn stieß ein freches Krähen aus, hob den kleinen roten Kamm und jagte einer alten Henne nach. Die Getreidehändler blickten dem Hahn, der hinter der Henne her war und mit ihr hinter der Kirche verschwand, interessiert nach. Tauben flogen herbei und unterbrachen die Stille mit ihrem Gurren; sie schwebten ruhig, sich von einer Seite auf die andere schwingend, dahin, und ihr Weiß und Grau streichelte angenehm die Augen.

„Da sind wir schon!“ — sagte Schmiel und blieb mit Mordechai stehen.

Sie traten in einen halbdunklen Korridor. Ein Geruch von

Wein, Honig und Met schlug ihnen entgegen. Die dunklen Wände, sogar die Luft war klebrig. In der Schenke stand der Wirt, die Schöße des Kaftans in den Gürtel gesteckt und zog Wein aus einem Faß in einen Eimer ab. An der Wand hing ein verblaßter Napoleon und ein Öldruck, der zwei Jäger darstellte. Der Fußboden war blendend weiß gescheuert. Durch die offene Tür, welche in ein zweites Zimmer führte, sah man einen alten Juden, der ein Käppchen trug, mit einem polnischen Edelmann Schach spielen. Bei einem kleinen runden Tische saßen zwei Polen vor hohen Weingläsern. Schmiel und Mordechai nahmen an einem Nebentischchen Platz; als niemand kam, klopfte Mordechai auf den Tisch:

„Vetter, kann man bei Euch etwas zu essen bekommen?“

„Was wollt Ihr essen?“ — Ohne sich im Weinabziehen stören zu lassen, begann der Wirt seinen Speisezettel im Singsang abzuleiern: „Es gibt frischgebratene Enten, ein Viertel Gans . . .“

„Eine halbe Ente möchte ich!“ — unterbrach Mordechai den Wirt in seinem Singsang; er war auf den vollständigen Speisezettel nicht neugierig. — „Gebt auch einen Krug Wein her, herben!“

Der Wirt drehte den Hahn am Faß zu und ging aus der Schankstube; im Vorbeigehen warf er einen prüfenden Blick auf Mordechai.

Ein Mädchen mit dichtem Lockenhaar, das in lachende Augen fiel, kam herein, deckte den Tisch und stellte eine gut gebräunte, dampfende Ente nieder, die den Appetit reizte.

Schmiel und Mordechai stürzten jeder ein Glas Wein hinter, rissen hastig Stücke von ihren Semmeln ab, tauchten sie in die Bratensauce und aßen wie nach einem Fasttage. Schmiel war bald satt und kam in gute Laune; er sah sich um, ob niemand zuhörte, und begann leise:

„Weißt du, ich habe schon lange mit dir sprechen wollen, hatte aber nie Gelegenheit dazu. Ich habe schon einige Male bemerkt, daß du mir ausweichst; du wunderst dich wohl, was mit mir vorgegangen ist . . .“

Schmiel rückte näher und sah sich nochmals um. Seine Stirn runzelte sich fortwährend, er schien mit sich zu kämpfen, ob er sprechen sollte.

„Nun denn, hör' zu! Wenn du auch nicht mit dem einverstanden bist, was ich sage, so bitte ich dich, mich nicht zu unterbrechen. Ich will dich, Gott bewahre, nicht vom rechten Weg abbringen! Ich will dir nur erzählen, wie ich, dein ehemaliger Lehrer, der dich in die Chassiduth eingeführt hat, darauf gekommen bin, daß das alles Unsinn ist! Du verziehst schon jetzt das Gesicht? Du hast noch Zeit! Rabbi Meir ist auch seinem Lehrer Elischa ben Abuja nachgefolgt, über die Sabbatgrenze, als jener zu Pferde ritt; Rabbi Meir hat doch bei ihm die Thora gelernt! Warum schaust du mich so an?“

„Du vergleichst dich mit Elischa?“

„Ist das kein gutes Beispiel?“ Schmiel drückte seinen Kopf zwischen die Schultern und lächelte. „Du weißt ja, was ich meine! Also ich will dir sagen,“ Schmiel richtete sich plötzlich auf und wurde ernst, „daß Tausende von Chassidim Frauen und Kinder ohne Groschen zurücklassen und selbst zum Rabbi wandern, um dort ein besseres Leben führen zu können; dir muß ich doch das nicht erst erzählen . . . Der größte Teil von ihnen weiß doch gar nicht, was ein Rabbi ist! Sie wissen nur, daß man beim Rabbi aller Sorgen los ist. Essen bekommt man, an einem Gläschen Schnaps fehlt es auch nicht, wozu soll man also bei Frau und Kind sitzen und sich plagen, wenn dort beim Rabbi das Leben viel leichter ist? Wenn die Chassidim wenigstens lernen würden! Aber sie lernen ja nicht. Spintisieren nur fortwährend. Versuch's einmal, im chassidischen ‚Stübel‘ ein Kapitel aus der Bibel zu lernen; sie werden dich ansehen, als wärest du ein Ungläubiger, und bist du ein armer Kerl, so bekommst du noch obendrein Prügel. Das ist schon mehr als einmal vorgekommen! Der ‚Hof‘ seinerseits hat ja recht, daß er das Bibelstudium nicht zuläßt. Denn vertiefst du dich in die Propheten, so entfernst du dich gleich vom Chassidismus und hörst auf, an den Rabbi als einen Heiligen zu glauben!“

... Wenn ein polnischer Geistlicher — bei allem Unterschiede zwischen diesen beiden — bei einem Bauern eine Bibel findet, nimmt er sie ihm weg. Das kommt daher, daß der Pfaff genau so Angst hat wie der ‚Hof‘ — er fürchtet, der Bauer werde aufhören, an den Geistlichen zu glauben, wenn er sich in die Bibel vertieft.“

Schmiel trank sein Glas leer und fuhr fort.

„Der Sohar ist doch bei ihnen heiliger als die Thora! Und glaubst du, daß sie den Sohar verstehen? Es ist bei ihnen üblich, mit Soharworten herumzuwerfen, auch wenn sie keine Ahnung davon haben! Ein wahrer Jude, der an die Einheit des Schöpfers glaubt, darf gar nicht den Sohar studieren! Denn im Sohar steht, daß Juden an die Dreieinigkeit glauben. Wie kann ein Jude, welcher jeden Tag die Glaubensartikel sagt, den Gedanken zulassen, daß mit dem Satze: ‚Der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig‘, die Dreieinigkeit gemeint ist? Wodurch unterscheiden wir uns da von den Christen? Nun frage ich dich: Ist das nicht Götzendienerei? Im Sohar steht, daß Gott, gelobt sei er, einen Körper und Gelüste hat wie, bei allem Unterschiede zwischen beiden, ein Mensch . . .“

Mordechai verstand das Lächeln nicht, das auf Schmiels linker Gesichtshälfte lag; er wollte ihm nicht durchgehen lassen, daß er soeben eine schlimme Verleumdung gegen den Sohar vorgebracht hatte, und litt schwer darunter, daß er ihm nicht antworten konnte. Etwas dämmerte in ihm auf, und er war dessen sicher, das Schmiel Unrecht habe, daß es sich da nicht um etwas handle, was verstandesgemäß begriffen werden kann; nein, Schmiel hatte zuviel Verstand!

Mordechai faßte Schmiel bei der Hand und unterbrach seine Rede; zugleich fühlte er, sein Gedanke habe sich zu weit ausgesponnen und sei ihm ganz entschwunden; aber er konnte nicht schweigen, sein Trotz bäumte sich auf, und, als wolle er sich von Schmerzen durch Sprechen befreien, sagte er etwas, worüber er überhaupt nicht nachgedacht hatte:

„Das gleiche hast du doch nicht nur bei den Propheten, son-

dern sogar bei den Tanaim! Wenn Gott Moses den Gebrauch der Tefillin gezeigt hat, wird es da jemanden einfallen, zu behaupten, Gott lege Tefillin?“

„Ach,“ unterbrach ihn Schmiel mit einer Handbewegung, „das ist etwas ganz anderes! Alle die Stellen in der Bibel, wo über Gott wie von einem Menschen gesprochen wird, erklärt Ibn Esra, sind bildlich gemeint; und Maimonides geht noch weiter, indem er sagt, der Ausdruck, daß Gott Moses den Gebrauch der Tefillin gezeigt habe, bedeute in übertragenem Sinne, daß Moses alles, was unter Gott steht, alle Stufen, die zu ihm führen, werde begreifen können. Nur Gott selbst, im abstraktem Sinne, werde kein Mensch je in seine Vorstellung aufnehmen . . . Das ist doch ein schöner Gedanke . . . Das hat einen tiefen Sinn. Und wenn du willst, so kannst du die Erzählung über den Gebrauch der Tefillin, den Gott Moses gezeigt hat, als ein Gleichnis, das man nicht weiter zergliedert, auffassen. Aber bei ihnen, bei den Chassidim, gilt doch die kleinste Dummheit im Sohar als Thoraweisheit! Sogar Jakob Emden, du weißt das wahrscheinlich nicht, hat schon gesagt, daß viele Stellen im Sohar eingeschmuggelt sind. Es ist nicht leicht, mit einer ganzen Welt Krieg zu führen, aber noch schwerer ist es, mit den Toten zu kämpfen. So ist Emden auch in offenen Krieg mit Jonathan Eibenschitz geraten.“

„Mit Reb Daniels Urgroßvater?“

„Ja, Jakob Emden beschuldigte ihn der Zauberei und Götzendienerei und daß er einer von den Anhängern des falschen Messias Sabbatai Zewi sei. Aber da ja nach dem Talmud dieser Streit zu Ehren Gottes ging, erfüllte sich sein wahrer Zweck — es ist nämlich heute unbestritten, daß der Verfasser des Sohar nicht Rabbi Simon Ben Jochai war, das weiß man heute bereits sicher . . .“

Bei Schmiels letzten Worten blieb Mordechai betroffen sitzen. Er schaute Schmiel an und wunderte sich im stillen, warum er ihn eigentlich nicht ohrfeigte; dabei wollte er gar nicht wissen, wer der wahre Verfasser des Sohar gewesen sei, und hatte das

Gefühl, wenn er es erfahre, höre er auf, Jude zu sein. Plötzlich kam ihm Reb Itsche in den Sinn; er vergaß alles und ließ Schmiel nicht weitersprechen.

„Hör' einmal, voriges Jahr im Winter bekam Reb Itsche in den Wald ein Buch geschickt, das hieß, glaube ich, ‚Die Geschichte eines Erzlumpen‘. Als Reb Itsche das Buch bekam, wurde er sehr erregt; er beendete nicht mehr die Seite der Gemara, die wir zusammen lernten. Mir sagte er, das sei eine Schrift Jakob Emdens über den Kabbalisten Rabbi Jonathan und bat mich, niemanden in sein Zimmer zu lassen, bis er das Buch ausgelesen habe. Bevor er sich an die Schrift machte, betete er mit Tränen in den Augen zu Gott, es möge in ihm nichts haftenbleiben, was etwa in der Schrift Schlechtes über Rabbi Jonathan gesagt sei. Einen Tag und eine Nacht saß er bei dieser Schrift, und als er dann aus seinem Zimmer kam, war er gut gelaunt, dankte Gott dafür, daß in ihm nichts davon haftengeblieben war, und mir sagte er, es sei eine schlechte Schrift, die ein Jude nicht lesen dürfe.“

„Ich habe diese Schrift gesehen“, sagte Schmiel lächelnd. „Es ist möglich, daß Jakob Emden ein wenig übers Ziel geschossen hat, aber recht hatte er. Jeder Unsinn wird bei ihnen zum Thorageheimnis! Da habe ich ein Büchlein bei mir.“ Schmiel zog einige alte, nicht gebundene Blätter aus der Tasche. „Der Verfasser davon ist ein Lehrer des Rabbi Jonathan, er ist ein Anhänger des Sabbatai Zewi, ein Mensch, der sich einen Harem Weiber gehalten hat; da bringt so ein Kerl die ordinärsten Gemeinheiten zusammen und macht daraus ‚metaphysische Kräfte eines Auserwählten‘. Da lies, sieh, wie weit man gekommen ist; das ist schlimmer als Götzendienerei, das ist Unzucht.“

Mordechai las die Stelle, die ihm Schmiel aufgeschlagen hatte.

Er sah in Schmiel einen Versucher, der ihm den Weg vertrat, ihn reizte und die sonderbarsten Dinge ausfindig machte, um ihn zu quälen und in den Abgrund zu locken; aber er wollte

nicht zugeben, daß er schon begonnen hatte, anders zu sehen als vorher und sagte fast zornig:

„Es kommt immer darauf an, mit welcher Absicht man an etwas geht! Du bist ein schlechter Mensch, Schmiel, und deine Absicht ist nicht rein . . .“

„Weißt du wenigstens, daß das reiner Unsinn ist?“ unterbrach ihn Schmiel.

„Es ist möglich,“ antwortete Mordechai geradeaus, „du aber weißt, daß es Unsinn ist. Nun sitze ich mit dir mehr als eine Stunde, höre deine geistreichen Reden an und weiß nicht, was du willst, weiß nicht, mit wem ich spreche . . . Was nützt mir die Klugheit, wenn hinter ihr die Welt des Bösen verborgen sein kann!“

Mordechais letzte Worte brachten Schmiel ganz aus der Fassung; er wich Mordechais Blick aus, tat, als hätte er nicht gehört, und fuhr stotternd fort:

„Also, hatte Jakob Emden nicht recht? All das, glaube mir, kommt vom Sohar. Wie ich dir früher gesagt habe, der Sohar sei nicht von Rabbi Simon Ben Jochai, da bist du so aufgefahren, daß ich meinte, du würdest weggehen und mich allein lassen. Tröste dich, mir ist es auch nicht besser gegangen! Willst du noch einen Beweis? Du erinnerst dich, daß wir beide das Buch ‚Megaleh temirim‘ (Enthüllung des Verborgenen) studiert haben; du findest es in jedem chassidischen ‚Stübel‘ und jeder Chassid ist überzeugt, das sei ein altes heiliges Buch, geschrieben von Gott weiß welchem Tanai! Und wenn ich dir nun sage, daß dieses Buch noch keine zwanzig Jahre alt ist und daß es kein Tanai, sondern ein Jude aus Galizien geschrieben hat? He, was sagst du nun? Wenn das möglich ist, warum sollte es nicht möglich sein, daß Rabbi Simon Ben Jochai nicht der Verfasser des Sohar ist? Ich mache wirklich keinen Spaß! Dein Großonkel Reb Jossel kennt den Verfasser des erwähnten Buches. Es ist ein Jude aus Tarnopol, ein reicher Aufklärer. Kann es einen großartigeren Witz geben?

So muß man zusehen, wie ein Volk von Tag zu Tag mehr in

Dummheit versinkt und untergeht; kann man da gleichgültig bleiben? Alles jüdische Wesen ist für die Chassidim im ‚Thron‘ beschlossen und um ihn schlägt man sich fortwährend herum, denn jeder will Rabbi werden. Wenn du nur wüßtest, was Dowidl angestellt hat! Er war doch einer von der Gesellschaft, die ihre Frauen untereinander ausgetauscht haben, und es heißt, seine älteste Tochter, Daniels Frau, sei nicht von ihm. Und Daniel? Glaubst du, der barfüßige Israel hätte gelogen? Nicht im mindesten. Mehr als ein Chassid kann dir sagen, daß Daniels Frau — ich kenne sie — eine Halbverrückte ist und nicht, wie Daniel sagt, ein Abbild der Göttlichkeit, und daß man, wenn man es mit ihr zu tun hat, einer Unreinheit dient; ist Daniel also besser als Jakob Frank? Der hatte eine heilige Awatscha und Jonathan Eibenschitz’ Urenkel hat eine Frau, die er für ein Abbild der Göttlichkeit erklärt . . .! Und solche Leute sollen uns den Weg zeigen, sollen die ganze Judenheit an der Nase herumführen?“

Im Eifer hatte sich Schmiel von seinem Sitz erhoben, setzte sich aber wieder nieder und schlug die Hände zusammen:

„Hinaus aus diesem Sumpf muß man, fort, nach Berlin oder Frankfurt am Main. Dort gibt es auch große Lehrhäuser, und in ihnen kann man außer den jüdischen Wissenschaften auch anderes lernen. Und wenn wir zurückkommen, müssen wir uns an die Jugend machen. Die Alten sind schon verloren, sie brauchen keine Innerlichkeit, wenn nur Schnaps da ist! Wir müssen mit der Jugend beginnen, vorher aber müssen wir selbst viel lernen. Es gibt hier einige aufgeklärte junge Leute, wir kommen einige Male in der Woche zusammen, lesen und debattieren mitsammen. Wenn du willst, kannst du auch kommen. Ist es nicht zum Lachen? In Kozk, unter der Nase des Rabbi, haben wir den sichersten Platz. Keinem fällt es ein, uns in Verdacht zu haben. Weißt du, es ist ein schlechtes Zeichen, daß die jüdischen jungen Leute nicht mehr in die Welt gehen. Einstmals strömte man von Polen in die Lehrhäuser Frankreichs und Spaniens. Von Deutschland nicht zu reden! Jede große Stadt hatte

ihre Gaonim, Gelehrten und Lehrhäuser. Oft glaube ich, wenn ich heute nach Metz käme oder nach Worms, so würde ich dort noch bekannte Gesichter treffen und die Gassen und Häuser und ihre Lehrhäuser so kennen, als käme ich in meine Geburtsstadt zurück, die ich als Kind verlassen habe. Und ich bin doch nie dort gewesen. Jeder Stein, jeder Friedhof ist ein Stück jüdischen Lebens . . .“

Mordechai sah einen anderen Schmiel vor sich und wunderte sich, woher dieser Mensch soviel Liebe und Ehrfurcht vor einem Friedhof und soviel Haß und Wut gegen das Lebendige hatte.

Schmiel schwieg und warf ab und zu einen Blick auf Mordechai; er war sicher, ihn gewonnen zu haben. Plötzlich fuhr er auf, als hätte er etwas vergessen:

„Ja, ich habe eine kleine Bitte an dich!“

„Was?“

„Da dein Verwandter Reb Jossel ein alter Aufklärer ist, wäre es dir vielleicht möglich, von ihm einen Empfehlungsbrief für mich nach Berlin zu bekommen, zu . . . könntest du mich vielleicht bei ihm einführen? . . .“

„Gut.“ Mordechai war froh, etwas für Schmiel tun zu können. „Ich will noch heute mit ihm über dich sprechen.“

Beim offenen Fenster stand die Tochter des Schankwirts und plauderte mit zwei Mädchen. Eines der Mädchen, die draußen standen, zeigte auf Mordechai mit dem Finger:

„Ein schöner Bursche! Fangen wir mit ihm ein Gespräch an!“

„Er scheint nicht arm zu sein“, sagte des Schankwirts Tochter.

Mordechai lächelte; ohne es zu wollen, klopfte er mit der Gabel an den Teller. Das Mädchen trat an den Tisch.

„Wieviel habe ich zu zahlen?“ fragte Mordechai.

„Ihr hattet eine halbe Ente, einen Krug Wein, sonst noch etwas?“ Das Mädchen sah ihm so fest in die Augen, daß Mordechai ganz verlegen wurde.

„Semmeln.“

„Fünf Gulden“, sagte das Mädchen mit kokett gespitztem Munde.

Ein Jude mit einem Korb grüner Schoten trat ans Fenster. Eines der Mädchen, welche auf dem Hofe standen, kaufte für einen Groschen Schoten und rief:

„Fang auf, Temre!“

Ehe sich des Schankwirts Tochter noch umdrehen konnte, flogen etliche Schoten Mordechai ins Gesicht. Die Mädchen versteckten sich lachend.

Aus der Kammer trat ein alter Pole. Sein Gang schwankte; er trat der Wirtstochter in den Weg.

„Panna Rachela, ich muß dir einen Kuß geben!“

„Ich werde dem Pan die Augen auskratzen.“

„Du willst nicht?“ Der Alte glotzte sie lüstern an und umarmte sie. — „Es muß dir eine Ehre sein, wenn ich, der hochwohlgeborene Herr Karpinski, der Tochter eines Schankwirts einen Kuß geben will!“

Mordechai trat dazwischen:

„Besoffene haben schlafen zu gehen!“

„Du Kaftanträger, du wagst es? He, Stach!“

Aus der Kammer trat ein junger Pole.

„Schieß ihn nieder, Stach, schieß ihn nieder, den krätzigen Juden, er hat deinen Vater beleidigt und das alte Wappenschild der Karpinskis, schieß ihn nieder, Stach, wie einen Hund! Ich gebe dir Geld, daß du nach Amerika flüchten kannst, schieß ihn nieder!“

Der Wirt bat den jungen Mann, er möge den Vater wegführen, küßte ihm die Hand und fuhr Mordechai an.

Mordechai erbebte; er gab dem Wirt einen Stoß, daß jener an die Wand flog. Er hatte Lust, mit dem jungen Polen anzubinden, und wiederholte einige Male:

„Wenn man einen versoffenen Vater hat, so hält man ihn zu Hause!“

„Aber Panie, Panie!“ wandte sich der Sohn, der auch halb betrunken war, an die anderen Umstehenden und faßte den Vater untern Arm.

„Schieß ihn nieder, schieß ihn nieder!“ lallte der Alte in

einem fort und versuchte, sich loszureißen. „Wäre nicht die Hure Esterka gewesen, so hätte Haman schon alle Juden ausgerottet . . . Da hätte Abramek keine Schenke hier und die Juden würden nicht das Adelswappen der Karpinskis beleidigen! Wäre nicht die Hure Esterka . . .“

Empört verließ Mordechai die Schenke; es gab ihm keine Ruhe, daß der Schwache, wenn ihn der Feind angriff, noch den Kopf beugen, es für Liebe nehmen und dankbar sein mußte. Er haderte mit Gott und konnte nicht begreifen, wo da die Gerechtigkeit war; wenn das Gerechtigkeit sein soll, dann wollte er von solcher Gerechtigkeit nichts wissen. Er wußte nicht, wohin ihn seine Schritte trugen. Er fühlte, daß Schmiel ein Netz um ihn geworfen hatte, das sich von selbst um ihn schlang und in dem er sich immer stärker verfing. Es verdroß ihn, daß er sich so leicht ergeben und nicht einmal versucht hatte, sich zu wehren. Ärger ergriff ihn, weil er sah, wie alle um ihn wußten, was sie wollten, Boden unter ihren Füßen spürten und ihrer selbst so sicher waren, daß sie alles, was sie unternahmen, ausführten. Nur er, Mordechai, war seiner nie sicher, war bald mit jedermann einverstanden; er fühlte, es fehlte ihm die Anmaßung, sich sicher zu fühlen und selbstzufrieden zu sein, es war ihm stets, als schwebe er in der Luft. Aber obwohl er dadurch sehr litt und sich oft quälte, hätte er doch mit niemandem tauschen wollen; er fühlte — ein Schmiel, sei er noch so erfolgreich, hatte doch nichts als die Fähigkeit eines der Hunderte von Kleinkrämern, Maklern und Geldmachern, die von seinem Vater im Walde lebten.

Der Letzte

Reb Jossel Strahl hielt im Schreiben inne und betrachtete den beschriebenen Bogen mit den runden, hebräischen Lettern und den halbmondförmig gebogenen Zeilen. Er las Zeile um Zeile nochmals durch, setzte da einen Schnörkel und dort eine Schlinge hinzu und war sicher, seine Übersetzung sei nicht schlechter als das Original. Er übersetzte Goethes „Faust“ ins Hebräische; jahrelang arbeitete er schon daran und hatte noch nicht einmal den ersten Teil beendet. Vor ihm lag eine Weimarer Ausgabe, in weiches Leder gebunden. Die dicken, faserig aussehenden Blätter, in die Kronen und Monogramme als Wasserzeichen eingearbeitet waren, waren mit Tabakflecken bedeckt. Reb Jossel nahm einen neuen Bogen, bezeichnete ihn mit roter Tinte als Seite 307 und las im Original weiter. Und als er zu der Stelle kam, wo der Satan den Frauen zuruft:

„Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz,

da beschloß er, diese Stelle nicht ins Hebräische zu übersetzen; er berief sich darauf, daß sie auch in späteren deutschen Ausgaben weggelassen worden war. Einige Male überlas er die vier Zeilen, lächelte, legte seine silberne Tabakdose auf das Buch und lehnte sich tiefer in seinen Fauteuil.

Er hätte doch nicht auf seine alten Tage heiraten sollen.

Hätte er wenigstens ein einfaches Mädchen genommen, so hätte sein Reichtum sie zufriedengestellt. Felicia kann nicht zufrieden sein, sie hat sich ja für die Eltern geopfert. Hätte ihr Vater nicht vor dem Bankrott gestanden, so hätte er ihm nie die Tochter gegeben. Er hat sie damit gekauft, daß er ihres Vaters Schulden bezahlte. Er ist ihr ein Fremder geblieben, das fühlte er, obwohl sie alles tut, was er verlangt. Sie lädt ihn jeden Abend in ihren Salon ein — auch heute wird sie wohl noch kommen —, sie will, daß er sich mit ihren Gästen unterhalte . . . Doch wie sieht er, der alte, verrunzelte Jude, gegenüber den liberalen Edelleuten und den jungen jüdischen Herrchen aus? Jeder, der ihn in Felicias Gesellschaft sieht, muß sie bedauern und daran denken, es sei wohl nicht schwer, eine so junge, schöne Dame einem alten Shylock zu entführen . . . Deshalb geht er nicht hin, sondern bleibt in seinem Zimmer und liest, bis es ihm vor den Augen schwindelt. Mag dort geschehen, was da wolle! Er schämt sich vor ihr, schämt sich sogar zu seufzen. Er weiß nicht warum, aber wenn er sie sieht, hat er den Wunsch, jünger auszusehen . . . Seit Monaten schon lebt er nicht mit ihr . . . Und sein Reichtum? Sie ist ja im Reichtum geboren . . . Goethe hat schon recht . . .

Reb Jossel schob die Brille auf die Stirn und blickte durch das breite offene Fenster auf den Wieprz, dessen Wellen sich still und golden in den Strahlen der untergehenden Sonne kräuselten.

Als die Sonne verschwunden war, seufzte der Alte auf. Er hörte einen Wagen vor dem Hause vorfahren und machte eine Geste nach der Richtung, woher das Geräusch kam, wie um jemanden zu bitten, ihn nicht zu stören. Die beschriebenen Papierbogen legte er langsam in die Schreibtischlade. Da er nichts zu tun hatte, machte er Ordnung in der Lade; er zog ein Paket Briefe hervor, das mit einem Bändchen umwickelt war, und öffnete es. Lange blickte er auf die verblichenen Adressen; er wußte auswendig, was in jedem Briefe stand. Die schmalen, gefalteten Briefe mit den Siegellackflächen waren aus Zolkiew

gekommen, einem entlegenen galizischen Städtchen, in das aus ganz Polen und Galizien die Aufklärer zu ihrem Rabbi Nachman Krochmal pilgerten.

Reb Jossel hatte ihn auch einmal gesehen — ein schwächlicher, schwächlicher Mann, der wenig sprach, stets gelassen blieb und das schwerste Problem mit zwei bis drei kurzen Sätzen erklären konnte. Er hatte kleine, warme Augen; seine Stirn ragte tief in das Gesicht. Sommer und Winter trug er einen Ripskaftan. Nachman hatte ihn bewogen, den „Faust“ zu übersetzen. Sooft Rabbi Jossel mit ihm sprach, kam ihm Ibn Esra in den Sinn; der war aber wohl rascher, rühriger gewesen, hatte atemlos gesprochen, war stets in Eile und hatte keine Zeit gehabt, sich zum Denken niederzulassen, sondern hatte wandernd, den Stock in der Hand, so nebenher seine Schriften geschrieben.

Der große Briefbogen mit der zarten Kinderschrift kam aus Padua. Der italienische Jude war für Reb Jossel bis heute ein Rätsel. Er träumte sehr oft von ihm in der letzten Zeit, und sie disputierten ganze Nächte lang. Etwas war ihm noch nicht klar. Wohl hatte er damals, als der Italiener gegen Maimonides und Ibn Esra auftrat, mit ihm gebrochen und aufgehört, ihm die jährlichen fünftausend Gulden für den Ankauf alter jüdischer Handschriften zu schicken. Damals hatte er sich mit ihm entzweit. Jetzt tut es ihm leid, er fühlt, daß der Italiener zum Teil doch recht hatte, und ist entschlossen, ihm den ersten Teil seines „Faust“ zu schicken. Maimonides' „Hash'arath hanefesch“ (Unsterblichkeit der Seele) ist zu aristokratisch, es ist für geistreiche, spekulierende Köpfe geschrieben. Und was wollte er mit seinen dreizehn Glaubensartikeln? Der dritte Glaubensartikel ist zu abstrakt und unjüdisch, das Volk begreift einen Gott nicht, der gleichzeitig existiert und nicht existiert; es kann zu ihm nicht beten und formt sich natürlich einen anderen; das haben auch die Metaphysiker eingesehen und sich deshalb mit einem Logos versorgt, andere wieder mit einem Gottessohn, mit Sefiroth, oder mit einem Zaddik — lauter Maklern, durch die man mit

Gott in Berührung kommen soll! Aber Luzzattos Buch, das den gleichen Titel führt wie das des Maimonides, und das für alle, auch für die Sünder, geschrieben sein soll . . . Ist dieses schon die reine Wahrheit? Wer weiß es? Jedenfalls, so ist es gemüthlicher! Luzzatto hat recht, daß er zu keiner Dialektik Vertrauen hat und von Spinozas geometrischen Beweisen nichts hält . . . Freilich, freilich, welchen Wert hat denn menschliche Wahrheit? Wäre er, Jossel, nicht so alt und hätte er mehr Mut, so hätte er auch noch andere Wahrheiten anerkannt; man darf nicht bloß mit dem Verstande rechnen, es ist jüdischer, was in dem Worte ausgedrückt ist: „Nicht der Glaube ist die Hauptsache, sondern die Tat.“ Als Paulus diesen Satz umkehrte und den Römern predigte, die Hauptsache wäre Glauben und nicht das Tun, da hat er gänzlich das Band nicht nur mit dem Judentum, sondern auch mit dem Juden-Christentum zerrissen und so das Christentum gleich bei seiner Geburt zum Tode verurteilt.

Der letzte Gedanke begeisterte den alten Mann so, daß er aufstand und mit leisen Schritten durch das Zimmer ging; je tiefer er sich in den Gedanken versenkte, desto mehr gefiel er ihm; seine Trauer schwand für eine Weile, er fühlte sich jünger, fühlte, daß er etwas Neues entdeckt habe, und entschloß sich, Samuel David Luzzatto doch wieder zu schreiben; es wäre doch nicht schön, so lange böse zu sein . . .

Er wurde rasch müde und setzte sich wieder nieder. Vor ihm lag ein Brief von Geiger — von dem Mann, der gegen die Beschneidung aufgetreten war und das Judentum so beschnitten hatte, daß es zu rund wurde und es fehlte nicht viel, so wäre es im ganzen aus der Welt gerollt. Was will der solide Deutsche im Frack? Er fordert, die Juden mögen Menschen werden, die Weisheit der Gojim annehmen und den Schmutz von sich abwerfen; in einem fort predigt er, man könne in unserem Vierellenumkreise nicht stehen, und zugleich glaubt er, wir, die Schmutzigen, hätten eine „Mission“, wir seien dazu da, die Welt zu verbessern! Ha, ha, ha! Sonderbar, Völker, welche am Boden liegen, bekommen plötzlich „Missionen“, werden Erlöser, trösten sich

mit ihrer Ohnmacht . . . Da besucht mich oft ein Pole, der predigt auch, daß die Polen eine Mission hätten, das polnische Volk sei gekreuzigt worden für die Sünden der Völker und werde den Messias, einen sozialen Messias, bringen. Die Polen haben also auch ihren Geiger, einen gewissen Towianski. Er steht natürlich noch weit von unserem Geiger, dem Rationalisten, ist beinahe ein wirklicher Rabbi, heilt Kranke wie — bei allem Unterschiede zwischen beiden — der Baal-Schem, hält sich für eine Wiedergeburt Jesu, will die Polen mit Wundern erlösen und hat große Lust gezeigt, Rothschilds Millionen zu erlangen; er ist wahrscheinlich der Ansicht, sein Reich sei von dieser Welt. Ha, ha, ha! Was aber wollen die Polen von mir? Sie haben mich gedrängt, auch Felicia hat nicht Ruhe gegeben, ich möge der Kassierer sein und die Gelder aufbewahren, welche aus der ganzen Gegend einfließen. Gern würde ich ihnen ein paar tausend Rubel geben, damit sie mir dieses Amt erlassen, Juden sollen sich nicht einmengen, wenn die Polen nicht einig sind. Der alte Graf Jasinski, der mich, Jossel, in seinem Innersten als einen seiner Pächter ansieht, obwohl er sich bei mir Geld leiht und mit mir über Hegel disputiert, hat keinen Groschen für die Sache hergeben wollen und erklärt, sie sei Unsinn, denn „alles, was ist, ist vernünftig“. Dummkopf! Dann ist der Aufstand in den dreißiger Jahren auch vernünftig gewesen; denn er ist gewesen und ist — verunglückt! Und mit solchen sündhaften Wahrheiten schafft man Welten und zerstört sie! Neulich hat mir ein junger Mann gesagt, daß nun Rom sich von Österreich befreit und der Papst seine weltliche Macht verloren hat, so sei jetzt die Zeit gekommen, daß Jerusalem wieder erbaut werde . . . und das hat kein Kabbalist gesagt, sondern ein kluger Mensch, der viel kann, hat talmudisches Wissen, hat die Heidelberger Universität absolviert und redet doch solchen Unsinn . . . wer kann aus den Leuten klug werden? Die neue Generation ist zu weit fortgeschritten; vielleicht aber bin ich schon zu alt und verstehe nicht mehr, was rings um mich vorgeht? Was war mir nur vorhin eingefallen? Ach, vergessen! — der Alte rieb sich die Stirn —. Ich hab'

ihm ja schreiben wollen, dem Luzzatto; man wird alt, ich erinnere mich nicht mehr . . . Und doch bin ich auch einmal jung gewesen, bin nach Lemberg gefahren und zusammen mit Schlojme zu Krochmal gepilgert. Alles schon ein Traum! Nachman ist schon in der Welt der Wahrheit und Schlojme — Rabbiner in Prag. Er ist nicht dumm, der Schlojme. Es muß ihm nur leid tun, daß er so spät daraufgekommen ist, es hätte keinen Sinn, sich mit der ganzen Welt herumzuschlagen, solange man satt und ruhig leben kann. Er ist immer den sichersten Weg gegangen, hat nie Mut gehabt; anders wäre es auch nicht möglich gewesen, daß ein Mensch in Lemberg zwanzig Jahre davon, gut zwar, lebt, daß er als Schauchet für die Fleischer arbeitet; jetzt da er das „Priesterkleid“ angezogen hat, hat er mit den alten Freunden ganz gebrochen; daß er Rabbiner geworden ist, das hat ihn umgebracht. Er darf nichts mehr, gar nichts . . . nichtsdestoweniger möchte ich doch mit ihm ein bißchen plaudern, wir müssen beide gleich alt sein, . . . ja gleich alt . . . beide sind wir gleichzeitig zu Krochmal gekommen, im Sommer im Korn gelegen und haben Voltaire gelesen . . . ein Traum, ein Traum . . . das Rad dreht sich . . . Gott weiß, vielleicht wird viele Jahre später der Junge genau so dasitzen wie ich und dieselben Gedanken haben . . . ein ewiger Traum . . . er hat keinen schlechten Kopf, der Mordechai. Wie lange ist er schon da? Drei Monate. In der kurzen Zeit hat er ganz gut deutsch lesen gelernt. Und den Maimonides faßt er auch gut auf. Wozu hat aber Abraham seinen Einzigen hergeschickt? Wenn er ihn zum Rabbi schicken wollte, wozu hat er ihn bei mir wohnen lassen? Aus dem „Paradiese“ kommt der Junge nicht unversehrt hinaus. Ach ja — der Alte stand auf, nahm aus einem schwarzen geschnitzten Bücherschranke die „Zionsliebe“ von Mapu, die soeben erschienen war, und legte sie auf den Tisch — das soll er lesen! — Dann ging er wieder zu seinem Fauteuil, schloß die Augen und blieb so im dunklen Zimmer sitzen. Aus den schwarzen Bücherschränken an den Wänden und aus den geschnitzten Simsens krochen Schatten hervor, breiteten sich auf dem Boden

und auf den Wänden aus wie alte Bekannte, und der gebeugte Jossel fühlte plötzlich große Müdigkeit, es zog ihn zu einem Lager, wie es eine ausgereifte Frucht vom Baume zur Erde zieht.

„Ah, Jossel, was treibst du?“

„Nachman?“

„Du erkennst mich nicht?“

„Du bist doch, glaube ich, gestorben?“

„Hast du das Wort vergessen: Denn kein Mensch erwirbt das Jenseits, ohne daß er erfährt, was das Wesen der Natur ist?“

„So ist es also wahr, was Maimonides sagt?“

„Gewiß, es ist wahr.“

„Aber Samuel David Luzzatto . . .“

„Was macht der Italiener?“

„Er lebt.“

„Maimonides möchte ihn kennenlernen. Jeden Tag, wenn die Namen der Neuangekommenen ausgerufen werden, hört er zu, ob nicht auch Samuel Davids Namen darunter ist.“

„Er wird dort einen schönen Empfang haben, das kann ich mir denken — rechts Maimonides, links Ibn Esra, von rückwärts Spinoza, und dann noch die Zweitrangigen! Sie werden ihn ja zerreißen, ha, ha, ha!“ — — — — —

„Ah, wer ist das?“ Jossel fuhr zusammen, sah Felicia vor sich stehen und rieb sich die Augen. „Ein bißchen eingnickt . . .“

„Warum sitzt du im Finstern?“

„Im Finstern?“ Jossel griff nach der Tischglocke und läutete.

„Ja, ich sitze im Finstern!“

Ein Diener trat ein und verbeugte sich.

„Ignaz, mache Licht!“

Der Diener zündete eine Öllampe an und wollte auch eine Lampen an dem Kandelaber anstecken.

„Ist nicht notwendig, du kannst gehen!“

Felicia streichelte Jossels graues Haupt und sprach bittend:

„Warum sitztest du so allein hier? Komm doch in den Salon — wir haben Gäste.“

„Wer ist dort?“

„Dieselben wie immer.“

„Kahane?“

„Kahane, Komarowski . . .“

„Der Graf?“ unterbrach sie Jossel. „Was macht er hier in Kozk? Er wohnt doch in Galizien.“

„Du weißt ja, was er macht.“

„Er will also die Russen vertreiben, sonst nichts, wie?“

„Ist das ein Verbrechen?“

„Es ist Wahnsinn.“

„Wie man's nimmt.“

„Ich habe gestern mit Rudnicki gesprochen, der zwei Söhne im ersten Aufstande verloren hat, er sagt dasselbe. Er meint, der Bauer werde nicht mittun.“

„Kahane sagt, wenn auch der Aufstand eine verlorene Sache sei, so müsse man ihn doch unternehmen, es sei noch schöner, tragischer . . .“

„Ach, Ka-ha-ne,“ Jossel sprach den Namen spöttisch aus, „der führt immer große Worte im Munde! Er meint doch, jetzt, wenn Rom sich von der Macht des Papstes befreit habe, werde man Jerusalem auch befreien und es den Juden wiedergeben. Nur gut, daß er nicht befiehlt, die Juden mögen sich organisieren und sich Jerusalem selbst von den Türken holen.“

„Du lachst über alles.“

„Ich meine es im Ernst“, Jossel faßte Felicia bei der Hand. „Wir Juden sind ein sonderbares Volk. Entweder wir halten uns ganz abseits oder wir nehmen uns mit Leib und Seele einer Sache an, so daß wir gleich das Genick brechen.“

„Wenn man jung ist . . .“ Felicia lächelte — „Warst du besser?“

Jossel fühlte sich alt, gebrochen, abgetan; er hatte Furcht, es zu zeigen, streichelte Felicia wie eine Tochter und sagte:

„Entschuldige mich für heute, Felicia, ich bin nicht ganz wohl, geh zu deinen Gästen, ich will mich hinlegen.“

„Was fehlt dir?“

„Gar nichts, ich fühle mich ein wenig müde.“ Er küßte sie auf die Wange. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Jossel blieb mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf sitzen und sah mit seinen müden Augen lange nach der Seite, wo Felicia verschwunden war, als hätte sie etwas zurückgelassen; plötzlich zuckte er die Achseln, wie um alles von sich abzuschütteln, und vertiefte sich wieder in den „Faust“.

„Die große Improvisation“

Felicia trat ins Nebenzimmer; dort stand sie eine Weile mit gerunzelter Stirn und aufeinandergepreßten Lippen, wie ein ungehorsames kleines Mädchen, welches den Eltern etwas zu Trotz tun will. Sie ärgerte sich über sich selbst: Warum hatte sie jetzt ihren Mann aufgesucht, ihn gestreichelt und ihm gute Worte gegeben wie eine Romanheldin, die sich schuldig fühlt und aus Angst vor des Mannes Verdacht ihn fortwährend umschmeichelt? Felicia zündete Licht an und las den Brief, welchen ihr Komarowski beim Eintritt in die Hand gedrückt hatte. Sie zitterte. Der noch ganz junge Komarowski mit dem blonden Schnurrbärtchen, den blauen Kinderaugen und den abgerissenen, zusammenhanglosen Reden hatte ihr gleich bei der ersten Begegnung imponiert. Sie verstand selten, was er sprach, da sie seine Gedanken nicht miteinander verknüpfen konnte. Das gefiel ihr noch mehr, denn sie empfand das als Erholung nach all der Klarheit, Logik und Berechnung, die in ihrem Hause herrschten. Nach Komarowskis erstem Besuche sagte Strahl seiner Frau, der junge Komarowski erinnere ihn an ein schönes Roß, das, sobald es den Reiter auf sich spürt, sich nicht mehr halten kann. Ihr gefiel der Vergleich. Ganze Tage dachte sie über Komarowskis Wesen nach, und es verwirrte sie immer mehr. Wie ein Mensch, der gar keine Vorstellung von der Sonne hat und sich dennoch an ihren Strahlen wärmt, so fühlte sich Felicia glücklich, wenn Komarowski in ihrem Hause weilte. Felicia faltete den Brief zusammen und warf einen Blick in den Spiegel, der seitwärts

stand; sie war zufrieden mit dem matten ruhigen Gesicht, welches sie darin sah, und lächelte, als sie sich erinnerte, daß Komarowski sie im Brief gebeten hatte, sie möge warten, er sei ihrer nicht wert, die Juden seien die wunderbarste Rasse. Wieder öffnete sie den Brief.

„... ich glaube, die Zeit wird bald kommen, bald, uns zu liebe . . . die Welt muß befreit werden. Unter den drei Völkern, welche dazu ausersehen sind, den Messias zu bringen, befindet sich auch das jüdische. Wir leben in einer wunderbaren Zeit! Ich glaube — bald, bald . . . werde ich Dir zu Füßen fallen, die Spur Deiner Schritte küssen und den Staub der Welt in mich einsaugen, auf daß Du geläutert Dich erhebest und ich Dir frei sagen kann: Komm! Mit dem Lichte Deiner Augen werden wir die bösen Geister verjagen, die in Scharen auf der Erde wimmeln. Der Glanz des siebenten Boten, den Gott auf die Erde niedersenden muß, und der schon unter uns weilt, wird auf Dich fallen, mein Engel. Das Feuer Deiner Augen, es wird so lauter leuchten, daß alles Schlechte verschwindet und die Erde zum Himmel wird . . .

„Und wenn Du nicht mit mir gehen wirst, so werde ich zu Deinen Füßen liegen wie ein treuer Hund und niemanden zu Dir lassen, daß kein Stäubchen auf Dich falle, Du meine Mater dolorosa!

„Erst gestern war ich bereit, mein Leben hinzugeben, auf daß Rom nicht in die Hände des Antichrist falle. Das Gewehr auf der Schulter, mit dem Losungswort ‚Petrus apostolus princeps apostolorum‘ zog ich mit den Österreichern aus, um die ungläubigen Italiener niederzuwerfen. Und was war das Ende? Ich, ein guter Katholik, habe mit meiner Waffe das Christentum begraben geholfen! Und niemand wagt mir das Wort ‚Antichrist‘ ins Gesicht zu schleudern! Kahane hat recht — wir leben in einer wunderbaren Zeit, das alte Rom hat sich befreit! Hörst Du, be-freit!

„Und wenn ich alt werde und nicht mehr zu Deinen Füßen liegen kann, so will ich mein eigenes Herz zerfasern und auf den

blutigen Saiten vor Dir spielen, daß alle ringsum der Wahnsinn erfasset — die Ahnen mögen es ihren Enkeln überliefern, daß einstens ein unglücklicher Graf Komarowski und eine leidende Felicia lebten . . . Oh, wenn Du Komarowski kennst — er ist imstande, zu fühlen, was Adel von mehr als vierzig Ahnen bedeutet! Der Schleppe Deines Kleides, Felicia, den Zöpfen Deines schwarzen Haares ziehen sich mehr als vierzig Generationen nach! Vierzig Generationen! Ich beuge vor euch mein sündiges, mein krankes Haupt! Es ist mir so elend ohne Dich, so elend, mein Engel . . . Ich warte, daß Polen mich rasch rufe . . . inzwischen renne ich mit dem Kopf an die Wände, schweige und warte . . .“

Dieser Brief machte Felicia wahnsinnig und verwirrte ihre Gedanken, so daß sie nicht wußte, was rings um sie geschah. Der Satz, daß hinter ihr vierzig Adelsgeschlechter stünden, daß ihr Adel älter sei als der des ersten Polenkönigs, ging ihr nicht aus dem Kopfe. Das ist echter Komarowski! — sagte sie sich. Aber sie war seiner nicht sicher, nie sprach sie mit ihm davon, und wenn sie das Gespräch auf diese Bahn lenkte, so wich er aus. Der leiseste Ruf hätte genügt, daß sie dem Polen folgte; sie hatte keine Gewissensbisse, sah nicht ein, warum sie es nicht tun dürfte, und dachte nicht an die Eltern. Aus Furcht vor dem Bankrott hatten sie sie verkauft, ihr einen Großvater zum Mann gegeben; nein, keinen Großvater, einen Großvater hat man lieb; irgendeinen strengen, klugen Onkel hatten sie ihr zum Mann gegeben, sollte sie da Mitleid mit ihnen haben?

Ihr Mann, vor dem sie große Ehrfurcht hatte, kam ihr manchmal wohl in den Sinn; dann fühlte sie sich schuldig, liebte ihn und litt darunter sehr.

Nun fährt Komarowski weg und ich bleibe ganz einsam. Warum spricht er nicht? Ich werde das nicht aushalten, ich werde ihn nicht ziehen lassen! Instinktiv warf sie einen Blick auf ihre rechte Hand, wo an ihrem Ring ein weißer Adler hing, und sah sich um, als fürchtete sie, jemand könnte ihre Gedanken erraten. Sie wollte ganz und gar nicht in dem großen

stillen Hause allein bleiben. Kahane? Krasnopolski? Wer noch? . . .

Sie zuckte die runden Schultern und auf ihrem dunklen Gesicht erschien ein gleichgültiger Zug. Mehr als einmal hatte sie bemerkt, daß in Komarowskis Gegenwart die jüdischen jungen Herrchen sich völlig änderten, als wäre es eine Auszeichnung für sie, daß ein Graf mit ihnen sprach. Das ärgerte sie; Krasnopolski haßte sie beinahe dafür. Der chassidische junge Bursch, Mordechai, der bei ihr im Hause wohnte, gefiel ihr schon besser — er schaut jedem fest in die Augen, wird ein wenig rot und sagt die Wahrheit. Er hat aber keine Manieren und keine Haltung; und warum schaut er mich fortwährend so an?

Felicia erinnerte sich, daß man im Salon sicher auf sie wartete; sie warf noch einen Blick in den Spiegel, verbarg den Brief an ihrem Busen und trat heiter in den Saal:

„Sie müssen mich entschuldigen, meine Herren, daß ich Sie alleingelassen habe . . .“

„Oh, gewiß“, der Graf verneigte sich.

„Waren Sie denn fort gewesen?“ warf Kahane dazwischen und, ohne eine Antwort abzuwarten, sprach er weiter auf Komarowski ein.

Felicia antwortete nicht sogleich; sie stand beim Flügel, griff einige Akkorde und sagte dann lächelnd:

„Hören Sie, Kahane, kommt es nicht manchmal vor, daß Sie sich selbst suchen?“

„Wie meinen Sie das?“

„Das bedeutet,“ warf Krasnopolski ein, „daß der Mensch auf der sündigen Erde wandelt und sein Kopf im Himmel ist; da kommt es manchmal vor, daß er seine Füße verliert . . .“

„Sehr fein.“

Gut gelaunt, klemmte Krasnopolski sein Pincenez auf die kurze Nase und summte einen Gassenhauer, den er aus Paris mitgebracht hatte: „Monsieur, c'est mon amant . . .“

„Singen Sie nicht das Liedchen“, bat Felicia und ließ sich nachlässig auf einem Taburett nieder.

„Oh, entschuldigen Sie, Madame“, er verbeugte sich galant.

Mordechai saß mit geröteten Wangen beim Tisch. In das Gespräch mengte er sich selten. Für ihn war all das ganz neu. Plötzlich hatte er erfahren, daß mit demselben Feuer, mit dem er vom Rabbi von Kozk sprach, Komarowski über einen gewissen Towianski sprach, dessen zwölf Glaubensartikel er soeben vorgelesen hatte. Mordechai wollte bemerken, Towianski habe gar nichts Neues gebracht, die zwölf Glaubensartikel seien nichts mehr als ein bißchen Kabbala; aber gleichzeitig fühlte er, sie seien in der Art, wie sie Komarowski vorbrachte, doch etwas gar anderes, und er hatte das Gefühl, daß er dem jungen Christen eine ganze Nacht lang zuhören könnte.

Das Feuerschwert des Sohar war da in eine scharfe Stahlklinge verwandelt worden, die von einer muskulösen Hand fest geführt wurde.

Er sah Towianski vor sich, einen alten Mann mit verwildertem Bart, einen Sack auf den Schultern, einen knorrigen Stock in der Hand; genau so hatte er sich einmal Paulus vorgestellt.

Er begriff, daß der Graf nicht der einzige war. In Polen mußte es tausend solcher Unzufriedener im Glauben geben, wie er, Mordechai, es war; ein Gefühl der Bangigkeit kam über ihn. Er hörte nicht mehr dem Gespräche zu, sondern schaute auf die Wand, an der ein Kupferstich hing, der Felicia darstellte, und war Gott dankbar dafür, daß er mit ihr unter einem Dache hauste. Er vergötterte sie. Nie hatte er für sie solche Gedanken, wie sie ein siebzehnjähriger Bursche für eine schöne Frau hat. Er war sicher, sie sei anders als alle, sie sei — Felicia. Nie kam es ihm in den Sinn, daß auf sie das Wort „Körperlichkeit“ angewendet werden könnte, und allmählich bildete er sich ein, daß in den Augenblicken, da er über die „Einheit“ nachdachte, die weibliche Gestalt, die er dabei vor sich sah, keine gewöhnliche Frau gewesen war, sondern die Sehnsucht, die er in Felicias Augen las.

Er schaute auf den Kupferstich und fühlte, daß etwas in seinem Herzen rumorte und hin und her huschte wie ein Vogel

im Käfig; unzusammenhängende Worte ohne Gestalt und Inhalt schwebten um ihn und lasteten auf ihm wie ein Berg. Er war nicht imstande, die Worte miteinander zu verbinden, die sich um ihn zusammenballten; im Ärger wollte er diesen Berg der Worte mit seiner Stirn durchstoßen, aber sein junges Herz verblutete dabei.

Die Komarowskis sind nicht zufrieden mit dem alten Glauben und suchen einen neuen; und ebenso wie der alte, so ist der neue ein verwaister Gedanke, den der jüdische Schmerz geboren hat, ohne ihm Erhebung zu geben. Kann man schon nicht höher gehen, haben wir Juden wirklich das Höchste erreicht — warum gehen wir dann nicht unter, so daß von uns kein Stückchen mehr übrigbleibt? Jetzt muß ja niemand mehr von Grund auf anfangen, wer nur will, kann bei uns etwas abbetteln oder, ohne daß es ihm weh täte, ein Stück von uns ausreißen, daß uns eine eitrige Wunde bleibt, und dann mit der Hilfe des Schwertes die Welt erlösen! . . . Was sollen die zwölf Glaubensartikel für einen Zweck haben, sie sind doch nur ein Fünkchen, verglichen mit dem Feuer, das bei uns brennt! Das Schwert . . . könnten wir das Schwert so fest halten, daß unsere Hand nicht zittert und unser Herz nicht zuckt — oh!

Von der ersten Minute an hatte Mordechai Kahane liebgewonnen; zum ersten Male sah er einen modernen Juden, der den Chassidismus achtete. Kahane verglich die Chassidim mit den Essäern und sah in ihnen den Protest des jüdischen Geistes gegen den starren und erstarrten Buchstaben der Thora: nicht die Form, nicht das Gefäß ist die Hauptsache, sondern der Geist, der das Gefäß geschaffen hat. Das ist der Chassidismus. Der Jude Kahane war es, der den Grafen, welcher in Towianskis Ideen verstrickt war und sich von der polnischen Befreiungsbewegung abseits hielt, dazu brachte, sich dieser mit Leib und Seele zu verschreiben.

Krasnopolski konnte Mordechai nicht ausstehen. Er glaubte nicht, daß der Stutzer, welcher sich soviel darauf einbildete, daß er das Polnische ohne jüdischen Akzent sprach, ein Enkel

des durch seinen Scharfsinn berühmten Rabbi Leibusch sein sollte.

Krasnopolski langweilte sich in Kozk, da er keine Tanzpartnerin hatte; er wünschte, die Ferien würden so schnell wie möglich enden und brachte Felicia täglich weiße Rosen.

In den drei Monaten war Mordechai ein anderer geworden; viel hatte er dem Schwäher zu verdanken, der mit ihm jeden Tag studierte, sprach und ihm Bücher zu lesen gab. Immer seltener ging Mordechai an den Hof des Rabbi, auch Reb Itsche sah er selten und fühlte, daß er in einer zu engen Welt gelebt hatte.

Der Diener öffnete eine Seitentür und verbeugte sich:

„Das Abendessen ist fertig!“

„Meine Herren,“ Felicia stand auf, „zu Tisch!“

„Ich weiß nicht, ob Towianski ein Scharlatan ist,“ Kahane stand auf, „aber wenn ein Pole gegen die Befreiung Polens sein kann . . .“

„Er will die ganze Welt befreien!“ unterbrach ihn Komarowski.

„Was heißt das, die ganze Welt?“ Kahane faßte Komarowski bei der Hand. „Unsere Renegaten sagen genau dasselbe! Bester Beweis: Mickiewicz und er gingen in diesem Punkt auseinander! Da Sie aber seine Lehren so vergöttern, so muß ich Ihnen sagen, daß es nicht seine Lehren sind; damit tut man einem großen Polen und Denker unrecht, wie es Heine-Wronski war. Von den Teilen, welche aus der Kabbala genommen sind, will ich nicht erst sprechen. Und dann, wie erklären Sie seine Weltpolitik? Die Bemühungen, sowohl den Papst zu gewinnen als auch Rothschild, nämlich Rothschilds Millionen?“

„Es war doch eine Weltbewegung!“ unterbrach ihn Komarowski.

„Sie sagen das?“ Kahane lachte laut. „Zwei Professoren, der Mystiker Pierre Michel und eine hysterische Französin aus dem Quartier latin, das nennen Sie eine Weltbewegung?“

„Und unter den Juden?“

„Unter den Juden konnte Towianskis Lehre keine Wurzel

fassen, selbst Mickiewicz' Predigten im Beth-Hamidrasch haben nicht geholfen. Wissen Sie, warum? Weil jeder Chassid, jeder zerlumpfte, ausgemergelte Jude mit Kaftan und Schläfenlocken selbst ein Towianski ist. Sie machen aber kein Wesens davon, weil es uns im Blute liegt! Die paar Juden, welche sich Towianski angeschlossen haben, können Sie an den Fingern abzählen. Sein Adjutant Gerschon Rahm ist ein gewöhnlicher Lump und die polnischen Juden, die sich „Rabbi“ nannten, sind alles ehemalige Kinderlehrer und ausgediente Soldaten!“

„Zu Tisch, zu Tisch!“ Felicia betrat als erste das Speisezimmer.

„Sehen Sie nur, wie sich Kahane in Hitze redet!“ Krasnopolski lenkte Felicias Aufmerksamkeit auf Kahane und ahmte seine Handbewegungen nach.

„Dafür sind Sie nie ernst,“ Felicia wies den Eintretenden ihre Plätze an, „nehmen Sie sich ein Beispiel an Kahane . . .“

„Ich fürchte aber Haare zu lassen“, lachte Krasnopolski.

Kahane fuhr sich instinktiv über den Kopf, auf dem die Haare so schütter waren, daß man sie zählen konnte. Lächelnd wandte er sich an Felicia:

„Sie verstehen, die Natur ist ökonomisch; wenn man Rabbi Leibusch zum Großvater hat, den die polnischen Juden den „eisernen Kopf“ nennen, dann braucht der Enkel überhaupt kein Hirn, schon der Harmonie halber . . . Die Natur darf nie zuviel verschwenden, Großvater und Enkel bedenken. Die Komarowskis müssen ja auch etwas bekommen, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß“, Komarowski klopfte Kahane auf die Schulter und goß sich ein Glas Wein ein. „Gut gesagt! Ein wunderbares Volk, das jüdische! Towianski hat recht, wenn er sagt, die Franzosen hätten einen einzigen Lichtpunkt gehabt; das war Napoleon, dessen Lichtschein die finsternen Geister verjagte, welche am Menschenherzen nagten und die Hirne stumpf machten. Solcher Lichtpunkte aber hatten und haben die Juden unzählige! Ich trinke auf die wunderbare jüdische Rasse!“

Die Weingläser erklangen. Man begann zu essen.

Als Felicia sich über die Lampe beugte, um den Docht höherzuschrauben, bemerkte Mordechai, daß ihr etwas aus dem Busen fiel. Er wollte sich sofort bücken, um es aufzuheben und ihr zu reichen; instinktiv aber stellte er den Fuß darauf, sah sich um, ob es niemand bemerkt hatte, und errötete dann. Er konnte dem Gespräche bei Tische nicht mehr folgen, denn er fühlte, wie das Stückchen Papier unter seinem Fuße brannte und ihn versengte; er war sicher, alle hätten gesehen, was er getan, und hielten ihn für einen Flegel. Nur ein Bauer in der Schenke, wenn er sieht, daß jemandem eine Münze zu Boden fällt, stellt den Fuß auf sie. So etwas kann nur ein Flegel tun. Er redete sich selbst ins Gewissen, das Blatt sofort aufzuheben und es Felicia zurückzugeben. Vielleicht aber darf niemand davon etwas wissen? Dieser Gedanke beruhigte ihn; unbeweglich, ohne den Fuß zu rühren, blieb er sitzen, bis das Abendessen zu Ende war; als dann alle ins nächste Zimmer gingen, steckte er das Blatt rasch in die Tasche und ging ihnen langsam nach.

Felicia spielte das Lied:

„Finster überall, düster überall.

Was wird noch einmal, was wird noch einmal?“

Mordechai kannte das Lied nicht; er sprach die Worte nach, erinnerte sich an seine Heimat, an Rachel und Reb Itsche. Er sah Felicias weiße Finger über die Tasten gleiten und fühlte sich ihr so nahe, so nahe . . .

Die Töne verklangen allmählich, sie hingen noch in der Luft und vereinigten sich mit dem Halbdunkel des Zimmers; Mordechai horchte angestrengt — wird noch gespielt?

Des Grafen angenehme Stimme klang mystisch durch den Raum:

„Ein furchtbares Antlitz . . . mit drei Stirnen . . .

Von fremder Mutter, sein uraltes Blut verliert sich

In Unendlichkeiten. Sein Name — Vierundvierzig!“

Mordechai klang das bekannt; wo hatte er das nur gelesen? Hatte er es gelesen? War das nicht ein Midrasch, in dem der

Antichrist beschrieben wird, der zu Rom geboren werden soll mit drei Stirnen? . . . Woher weiß das der Christ?

„Bitte, Herr Krasnopolski, was deklamiert der Graf?“

„Das ist doch die ‚Große Improvisation‘“.

„Was?“

Krasnopolski antwortete nicht. Es wurde still. Die Worte rollten schnell und schneller, ein Berg nach dem anderen wuchtete nieder und jeder wurde klein und nichtig und duckte sich in seinem Winkel zusammen. Wie Feuerflammen bohrten sich die Worte Mordechai ins Hirn und rissen alle Wunden auf, die mit Spinnwebe bedeckt gewesen waren. Er sah — warum, das wußte er nicht — Rabbi Mendele vor sich, der in seinem Zimmer eingesperrt saß, in Ketten, an denen er aus aller Kraft riß, schrie, mit Gott haderte, und tausend Augen lachten über ihn und hatten ihren Spaß daran, daß das gebrechliche schwache Geschöpf in seinem abgesperrten Zimmer hin und her rannte und gegen den Wind kämpfte.

„Ah, Kahane“ — Mordechai warf einen Blick nach der Seite, wo der Graf gestanden hatte und sah niemanden dort.

Kahane saß inmitten des Zimmers; er sprach schnell und nervös, es machte den Eindruck, daß er sich beeilte und schnell fertig werden wollte, daß er fürchtete, man könnte ihn mitten in seiner Rede unterbrechen. Die Worte blieben ihm im Halse stecken und vor Anstrengung, sie herauszubringen, stand er auf und half mit den Händen nach:

„— — Er brauchte nur die Augen zu schließen, da fühlte er, daß seine Hände zu Flügeln wuchsen, die den Himmel erreichten, und wo seine Finger ihn berührten, dort kommen Sterne hervor. Wenn er will, kann er sie auslöschen, wenn er will, sie entzünden; einen schleudert er gegen den zweiten und sein Finger fährt über die Sterne wie über eine feurige Klaviatur. Er fühlt, daß er aus dem Nichts schaffen und Welten vernichten kann; daß er über sich keine Gewalt hat, daß das, was er schafft, früher nicht gewesen ist, nicht sein konnte, aus sich selbst entstanden ist, denn ihm folgt nie sein Schatten nach.“

Dennoch war er nicht zufrieden; er wußte, selbst wenn er in sechs Tagen eine Welt schüfe, würde es niemand ihm glauben, denn er hat keinen Schatten, der den Menschen verspräche, er könnte die Steine der gepflasterten Straßen, die Steine der Wälder und Wüsten in jedem Augenblick in Brot verwandeln!

Das aber ist die Hauptsache! . . .“

Flammend und ungestüm entströmten Kahane die Worte; sie fielen wie Feuertropfen auf sein vollbeladenes Hirn und explodierten; unzählige Kämmerchen begannen sich zu öffnen und machten ihn wirr; eine Weile hielt er inne, den Mund geöffnet; er wußte selbst nicht, was er sprach und suchte einen Ausweg aus dem Chaos. Tausende von Flämmchen blitzten auf und lockten ihn; hinter ihnen leuchtete wie durch einen Gazeschleier da und dort ein tiefes Blau und er sah ein Schiff. Auf dem Schiffe waren Juden — die Ungläubigen, die zur ewigen Verdammnis Verurteilten. Mit Zureden, mit Speise und Trank wollten die Pfaffen sie erlösen, auf daß Gottes Gnade ihnen gewährt würde. Die Sündigen mit dem alten Trotz im Blute, die nicht hören wollten, daß er gestorben für der Menschen Sünde, wurden ertränkt; und die Frommen, auf die Gottes Wort fiel, wie Sommerregen auf die trockene Erde, ergaben sich ihm mit so viel Liebe, daß ein Wunder geschah — ihre Füße und Herzen begannen zu bluten. Aus lauter Liebe wurden diese Heiligen, damit sie sogleich des Paradieses teilhaftig werden und sich nicht mehr dem Antichrist ergeben könnten, einer nach dem anderen ins Meer geworfen. Aus lauter Liebe . . ., aus großer Liebe . . .

Alle blickten auf Kahane, welcher noch immer mit offenem Munde dastand, die Augen tief eingefallen, als litte er sehr. Einige Sekunden vergingen. Kahane war verwirrt; er begriff nicht, wieso eine Episode aus den spanischen Märtyrerezeiten ihm plötzlich in den Sinn gekommen war, sah darin keine Beziehung zu dem, was er vorher gesprochen hatte, und wollte sich niedersetzen; da sah er an der Wand Mordechais Schatten. Das genügte, um alle Verwirrung zu zerstreuen. Er seufzte, erinnerte sich, wo er stehengeblieben war und fuhr leise fort:

„— — — Schwer bedrückt durchschritt er die Gassen; die Gassen waren schwarz von Menschen und er litt sehr, da ihn keiner bemerkte. Ein Mann, der aussah wie er, ging ihm nach. Er wandte sich um, sah den Fremden an und erzitterte. Der Fremde dehnte sich, wurde dünner und kroch die Wand empor.

„Was willst du?“

Der Fremde wurde ganz krumm und lächelte unterwürfig.

„Du erkennst mich nicht?“

„Nein.“

„Ich bin doch dein Schatten.“

„Wer bist du?“

Der Schatten lächelte noch unterwürfiger:

„Ich sehe, wie du einsam durch die Straßen streichst und leidest, daß dich keiner kennt; du wohnst im Keller und Frau und Kinder sterben vor Hunger, nicht wahr? Warum zitterst du so, erkennst du mich wirklich nicht?“

Kahanes Stimme wurde noch leiser, sein Antlitz noch bleicher; er fühlte, daß er den Rhythmus verloren hatte; nicht das hatte er sagen wollen . . . Früher, als er sich in der eigenen Rede verstrickt hatte, da hätte er sich niedersetzen sollen . . . derlei Dinge lassen sich nicht aus dem Finger saugen . . . so erzählen kann jeder . . . das ist nichts als Literatur . . . Und je länger er sprach, desto mehr schienen sich ihm seine Worte wie Pech zu ziehen; er fühlte, er müsse abbrechen, aber er fühlte sich gleichzeitig so schwach und hilflos, daß er selbst das nicht tun konnte und weitersprach:

„— — — Willst du, so gib dich mir für einen Augenblick, und sofort wird sich dein Keller in einen Palast verwandeln, die schönsten Frauen werden sich glücklich schätzen, dir Freude zu bereiten, alles Volk wird dir jubelnd einen Weg bahnen und einer wird dem anderen zuraunen: Da geht er! Nun, warum schweigst du?“

Er stand geblendet; und sowie er mit dem Kopfe ein Ja nickte, da beugten die schwarzen Straßen vor ihm die Köpfe und schrien: „Lang lebe der große Mann! Er lebe lang . . .“

Und als er der guten Zeit müde ward und es ihn vor den Menschen ringsum ekelte, da sehnte er sich danach, allein zu bleiben. Er wollte wieder mit den Sternen spielen, einen gegen den anderen schleudern, sie zu Hunderten löschen und wieder entzünden, die Kraft in sich fühlen, aus dem Nichts zu schaffen — aber da fühlte er, daß seine Flügel gebrochen waren; sie hoben sich nicht mehr, zu teuer hatte er für Brot und Weibeslust gezahlt; und schweres Weh umfing ihn.

In seinem Leide verschloß er sich und wollte niemanden sehen. Der Schatten aber wich nicht von ihm, und wo er sich versteckte, wo er sich in sich vertiefen wollte, dort stand der Schatten und störte ihn. Mit Tränen in den Augen flehte er ihn an:

„Warum verfolgst du mich? Du bist mir fremd, ich verstehe nicht deine Sprache, laß mich in Ruhe!“

„Mensch,“ — der Schatten zog sich über die Wand hin — „hättest du einen Augenblick nachgedacht, du verstündest, daß dein Schreien und Weinen dir nicht helfen wird. Du hattest die Kraft, Steine in Brot zu verwandeln, hast du es getan? Nein! Du hast doch Sehnsucht nach mir gehabt, warst unglücklich, weil die Menschen, vor denen es dich jetzt ekelt, dich nicht kannten. Was willst du nun? Selbst wenn ich dich in einen Kerker würfe, dich erschläge, keinen würde es kümmern, keiner würde dir glauben! Du hast dich mir doch ergeben, hast mit mir getauscht, darum habe ich deine Macht, aus dem Nichts zu schaffen, in Gewahrsam genommen und — — — — —“

Vor dem Fenster erklangen Stimmen und Hufschläge, Mordechai merkte, daß die Gäste wegfuhr. Er zog das zerknüllte Blatt aus der Tasche und sah, daß es ein Brief war; er wußte, daß er ihn nicht lesen sollte, daß das nicht anständig war und — verschlang jedes Wort. Er verstand nichts, nur da und dort nahm er einige Worte und Sätze auf, und dabei fühlte er, daß etwas in seinem Hirn aufblitzte und er zitterte, als wollte ihm jemand seinen teuersten Besitz aus den Händen reißen. Er fal-

tete den Brief zusammen und stand eine Zeitlang, die Hände an die Schläfen gepreßt, als hätte ihn jäh ein schweres Unglück getroffen. Allmählich wurde er ruhig. Er wollte das Zimmer verlassen. Felicia trat ihm entgegen.

„Sie haben das da verloren.“ Mordechai reichte ihr das zerdrückte Blatt.

„Was?“ Sie öffnete den Brief und erbleichte. „Haben Sie gelesen?“

„Ja.“

Lange schauten sie einander an, dann senkten sie zugleich die Augen:

„Sie werden schweigen, nicht wahr?“

„Sie wünschen, daß ich schweige?“

„Ja.“

„Gut.“

Sie streckte ihm die weiche, schmale Hand zum Kusse hin.

Er küßte die Hand; zum erstenmal fühlte er seine Lippen brennen. Dann ging er in sein Zimmer und warf sich in den Kleidern auf sein Bett.

Vergeltung

Lange lag Mordechai schlaflos da, das Gesicht in die Kissen gedrückt, und wußte nicht, was ihm war; er fühlte sich wie nach einem Unglück, das unerwartet hereinbricht und stumpf und gleichgültig macht.

Er wußte, daß hier ein großes Unrecht geschah, aber er konnte sich nicht klarmachen, wem es geschah. Ihn ärgerte es, daß jemand in ihm zu sitzen schien und trotzig darauf beharrte, es wäre seine Pflicht, Reb Jossel alles zu erzählen. Jedesmal, so oft er sich zusammennahm, in sich fest wurde und sicher war, daß er Wort halten würde, sah er vor sich Felicia in Komarowskis Armen und vergaß alles, konnte sich nicht beherrschen, war bereit, vor nichts zurückzuschrecken.

Nachdem aber der Zorn verraucht war, blieb er müde liegen, Leere im Herzen, als wäre jemand gerade von dort hinausgegangen und hätte diese dumpfe Leere zurückgelassen. Mordechai erinnerte sich, daß er dasselbe Gefühl hatte, als der Vater und der Pächter ihn überrascht, Rachel fortgeführt und ihn bei Nacht allein im Walde gelassen hatten.

Er wälzte sich hin und her, wand sich, biß in die Kissen.

Der Trotz, der ihm tief in der Seele saß, reizte ihn noch mehr und rief, er sei nicht besser als Komarowski; nicht um seinen Schwäher Strahl gehe es ihm, das sei nur eine Ausrede, das lüge er sich selber vor — und nicht umsonst füttert man den Menschen von alters her mit Gerechtigkeit; er klammert sich an sie, selbst wenn er ein Verbrechen begeht.

tete den Brief zusammen und stand eine Zeitlang, die Hände an die Schläfen gepreßt, als hätte ihn jäh ein schweres Unglück getroffen. Allmählich wurde er ruhig. Er wollte das Zimmer verlassen. Felicia trat ihm entgegen.

„Sie haben das da verloren.“ Mordechai reichte ihr das zerdrückte Blatt.

„Was?“ Sie öffnete den Brief und erbleichte. „Haben Sie gelesen?“

„Ja.“

Lange schauten sie einander an, dann senkten sie zugleich die Augen:

„Sie werden schweigen, nicht wahr?“

„Sie wünschen, daß ich schweige?“

„Ja.“

„Gut.“

Sie streckte ihm die weiche, schmale Hand zum Kusse hin.

Er küßte die Hand; zum erstenmal fühlte er seine Lippen brennen. Dann ging er in sein Zimmer und warf sich in den Kleidern auf sein Bett.

Vergeltung

Lange lag Mordechai schlaflos da, das Gesicht in die Kissen gedrückt, und wußte nicht, was ihm war; er fühlte sich wie nach einem Unglück, das unerwartet hereinbricht und stumpf und gleichgültig macht.

Er wußte, daß hier ein großes Unrecht geschah, aber er konnte sich nicht klarmachen, wem es geschah. Ihn ärgerte es, daß jemand in ihm zu sitzen schien und trotzig darauf beharrte, es wäre seine Pflicht, Reb Jossel alles zu erzählen. Jedesmal, so oft er sich zusammennahm, in sich fest wurde und sicher war, daß er Wort halten würde, sah er vor sich Felicia in Komarowskis Armen und vergaß alles, konnte sich nicht beherrschen, war bereit, vor nichts zurückzuschrecken.

Nachdem aber der Zorn verraucht war, blieb er müde liegen, Leere im Herzen, als wäre jemand gerade von dort hinausgegangen und hätte diese dumpfe Leere zurückgelassen. Mordechai erinnerte sich, daß er dasselbe Gefühl hatte, als der Vater und der Pächter ihn überrascht, Rachel fortgeführt und ihn bei Nacht allein im Walde gelassen hatten.

Er wälzte sich hin und her, wand sich, biß in die Kissen.

Der Trotz, der ihm tief in der Seele saß, reizte ihn noch mehr und rief, er sei nicht besser als Komarowski; nicht um seinen Schwäher Strahl gehe es ihm, das sei nur eine Ausrede, das lüge er sich selber vor — und nicht umsonst füttert man den Menschen von alters her mit Gerechtigkeit; er klammert sich an sie, selbst wenn er ein Verbrechen begeht.

Mordechai zitterte am ganzen Leibe, er fühlte sein Blut in den Adern kochen. Lang unterdrücktes Verlangen rumorte in ihm, lief durch seinen ganzen Körper und heulte wie ein toller Hund. Er fühlte sich imstande, jeden zu zerschmettern, der ihm in den Weg käme und ihn störte. Nein, er wollte sich nicht beugen lassen, er durfte nur wollen, nur die Hand ausstrecken und alles, was sie erreichen kann, wird ihm gehören. Das innere Feuer schlug ihm in den Hals und in das Hirn; seine Gelüste ergossen sich schwer über den ganzen Körper, und zerschlagen blieb er liegen. Als Mordechai nicht mehr liegen konnte, sprang er vom Bett, öffnete das Fenster und steckte den erhitzten Kopf hinaus. Feuchte Kälte hauchte ihm entgegen. Es begann zu tagen.

Schritte nahten. Mit einem Sprung war Mordechai aus dem Fenster, spitzte die Ohren und spähte mit geballten Fäusten nach allen Seiten. Es war still. Ein Hahn krächte und zerriß die Stille. Ein zweiter, ein dritter antwortete ihm, als führten sie ein Gespräch.

Die Feuchtigkeit des Grases durchzog Mordechais bloße Füße; steif vor Kälte, schwang er sich wieder durchs Fenster ins Zimmer. Er wollte schlafen und zog die Decke bis über den Kopf; bald wurde ihm heiß, daß er meinte, ersticken zu müssen; er warf die Decke von sich.

Was kümmert das mich? Meinetwegen können sie das Genick brechen! Was geht es mich an! Sie sündigt? Nun, es gibt doch Vergeltung!

Er lächelte.

Erst am Tage vorher hatte Reb Jossel mit ihm über die Lehre von Willensfreiheit und Vergeltung bei den Juden gesprochen und den Beweis geführt, daß die Idee der Vergeltung nicht aus dem Leben weggedacht werden kann; sündigt einer, so folgt sofort die Strafe. Wie sicher doch der Alte war; er hat sich über Maimonides gewundert, der sagt, das seien „Dinge, welche der Mensch seiner Natur gemäß nicht erfassen kann“.

Und wer weiß. Vielleicht ist eben jetzt, da ich, Mordechai, nicht schlafen kann, leide, weil ein Verbrechen geschieht, über

Vergeltung nachdenke, vielleicht ist zur selben Zeit Komarowski bei ihr.

Wo ist die Vergeltung?

Komarowski wird am Morgen müde fortgehen und unausgeschlafen? Seine Knochen werden ihm weh tun?

Möglich.

Und warum leide ich? Ich leide doch mehr als der Pole!

Für meine sündhaften Gedanken?

Und für wessen Sünden hat Leiser der Schneider gelitten, der mir einen Kaftan für die Feiertage genäht hat?

Leiser hat mir geklagt, daß ihm der Tag zu kurz sei und er die Nächte durchwachen müsse; denn jeder Kunde will, daß er ihm das Gewand zu den Feiertagen fertigmache. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten, hat jedes Glied gespürt, als würde sein ganzer Körper auseinanderfallen.

Für wessen Sünden hat er gelitten?

Für wessen Sünden?

Mordechai erschrak über seine eigenen Gedanken. Er merkte — hier riß das Gewebe. Mit offenen Augen lag er auf dem Bett und blickte in den finsternen Abgrund, der sich vor ihm auftat. Er hatte Lust, hinüberzuspringen, koste es auch sein Leben.

Alles in ihm beugte sich vor Rabbi Mendele und begriff, wie groß das Leid des Rabbi hatte sein müssen; woher mochte ein Mensch soviel Kraft nehmen, um mit sich selbst Krieg zu führen? Und als der Rabbi unter die Leute kam, da schlossen sie die Augen; sie konnten sein Feuer nicht vertragen, waren böse, daß er ihnen die Finsternis genommen hatte, und ließen nicht nach, bis sie ihn zusammen mit seinem Feuer im Kerker verschlossen hatten.

Wo bleibt Rabbi Mendeles Lohn?

In Mordechai flammte etwas auf und erlosch wieder; er fühlte seinen ganzen Körper mit Riemen umschnürt, er fing an daran mit Nägeln und Zähnen zu reißen, wie ein Verrückter. Das Gebäude, das in der Reihe der Geschlechter auf ihn überkommen war, begann zu wanken, zu zerfallen und das Feuer in ihm er-

griff die Trümmer, so daß sie zerbröselten wie versengtes Stroh. Er fühlte, wie er alles von sich abschüttelte, sich befreite, ein anderer wurde.

Und wenn das Feuer sich so ausbreiten wird, daß von den Trümmern keine Spur mehr übrigbleibt, was dann?

Was dann?

Die Komarowski's sind glücklicher . . .

Gäbe es wenigstens Gewißheit . . .

Als Mordechai am Morgen erwachte, kam ihm in den Sinn, es wäre am besten, Polen zu verlassen. Er hatte keinen Plan und dachte nicht daran, woher er das Geld nehmen würde, sondern er hatte nur das eine Verlangen — sich von dieser Umgebung loszureißen. Mit jedem Tage wurde dieser Gedanke in ihm stärker, Tag um Tag fühlte er sich beengter im Hause des Schwähers. Und wenn Mordechai mit dem Alten sprach und seinen Reden zuhörte, seine Augen sah, die voll Weisheit waren, da wußte er nicht, wie ihm geschah; er verstand kein Wort von dem, was er zu ihm sprach, sondern dachte nur daran, daß Felicia ihn betrog, daß die Kleider an seinem alten, vertrockneten Leibe wie Säcke herabhingen, und daß er mit seiner ganzen Weisheit jeden Augenblick zerfallen könne. Ihm, Mordechai, kamen auch böse Gedanken in den Sinn, darum begann er dem Schwäher auszuweichen. Felicia begegnete ihm noch freundlicher, sie nahm ihn jetzt unter ihren Schutz und zeigte das deutlich, wenn Gäste im Hause waren; der chassidische Bursche wurde nicht mehr blaß und rot, wenn sie ihm ihre Hand mit den länglichen Fingern zum Kusse entgegenstreckte. . . .

Er war selten daheim; fast den ganzen Tag bummelte er mit chassidischen Lebemännern umher, vor allem mit Daniel Eibenschitz, schrak vor nichts zurück, sondern zerbrach und schleuderte alles weg, was ihm im Wege stand, und sättigte seinen ausgehungerten Leib. Das hielt aber nicht lange an; die häufigen Begegnungen mit Kahane und das zu geräuschvolle Leben er-

nüchternen ihn. In dieser kurzen Zeit war er hagerer und größer geworden; das matte Gesicht war knochiger und in den grauen, verträumten Augen leuchtete ein stilles Leid, das früher nicht darin gewesen war; es zog an und blieb jedem in Erinnerung, der Mordechai kennenlernte.

Gleichgültig ging er im Hofe ein und aus. Er hörte nicht mehr zu, wie Reb Itsche die Thora deutete. Bei Rabbi Mendele, bei Reb Dowidl war er ein häufiger Gast und gehörte sozusagen zur Familie, nahm auch an den exklusiven Zusammenkünften teil, bei denen Daniel über die Geheimnisse der Liebe sprach; Mordechai lächelte darüber, daß Daniels Betten von Süden nach Norden standen, damit er unter gewissen Umständen nicht etwa Gottes Ehre erniedrige, dessen Weg von Osten nach Westen war. Mordechai spielte mit Riwkele Schach; er merkte, daß sie in seiner Gegenwart erbebte, daß eine leise Röte in ihre Wangen stieg. Von ihrem Großvater Rabbi Mendele sprach sie mit großer Ehrfurcht und Liebe; sie war der Überzeugung, jeder Mensch habe eine Aufgabe, das Leben sei kein Spiel und kein Zufall. Das sechzehnjährige Mädchen, das beinahe beschränkt zu nennen war, erwartete freudevoll und sittsam die Zeit, da sie sich würde hingeben und ihr Leben hinschenken können, um den Faden weiterzuspinnen und den Stamm zu erhalten. Das gefiel Mordechai. Er meinte, Riwkele könnte sein Glück werden, und glaubte, das stille Mädchen habe ihn lieb; die andere mit den weißen, länglichen Fingern könnte nicht lieben, denn . . .

So saß Mordechai fast jeden Tag mit Riwkele zusammen, suchte, verglich und fand immer wieder Ähnlichkeiten an ihr, die an Felicia erinnerten. Zu dieser Zeit war Komarowski wieder für einige Tage nach Kozk gekommen. Und nun merkte Mordechai, daß er sich geirrt hatte, daß er Riwkele nicht liebte, sondern es sich nur einredete, weil er Furcht hatte vor der Leere in der eigenen Seele und sie mit etwas ausfüllen wollte. Er fühlte unendliche Sehnsucht, fühlte, daß er ohne Felicia nicht leben könne. Er merkte, Riwkele sei nicht mehr als ein Flaumfeder-

chen, das seinen Traum unterbrechen und ihn wecken wollte. Mag diese Feder noch so angenehm weich und leicht sein — wenn sie aufweckt, entzieht sie uns einer Welt, schneidet alle Fäden durch und versetzt uns in eine andere Welt, die gar keine Beziehung zu der ersten hat. Mordechai fühlte sich zu müde, um von neuem anzufangen, und mit einem Hauch blies er die Flaumfeder fort. Er ging nicht mehr an den Hof. Er spionierte Komarowski und Felicia nach, behorchte ihre Gespräche von ohnmächtiger Wut erfüllt. In seinem Leid schloß er sich in seinem Zimmer ein und schaute stundenlang durch das Fenster dem Schnee zu, der sich wie ein Tuch auf die Erde legte, gewahrte gar nicht, daß die Restchen Sommer, die noch in seiner Seele waren, in dem nassen Schnee vergingen, war zufrieden, daß ihn niemand weckte, und spann den Faden seines Traumes weiter und weiter.

Als Komarowski weggefahren war, wurde Mordechai wieder nüchtern; er glaubte es nicht, daß er gegen Spinnewebe Krieg geführt hatte und es tat ihm um Riwkele leid. Acht Tage hatte er sich am Hofe nicht blicken lassen; jetzt schämte er sich hinzugehen und haßte sich, weil er selbst alles zertrümmert hatte. Mehr als einmal hörte er das Flattern von Flügelchen, das Klopfen eines Herzchens . . . Er brauchte nur die Finger schließen und es ist sein . . . Alles hätte er darum gegeben, jetzt bei ihr zu sein.

Am Hofe erfuhr Mordechai, daß der Rabbi sich in den letzten Tagen sehr schwach fühlte, oft in Ohnmacht fiel, und daß das Volk schon einige Tage in großer Angst umherging. Die Bewachung des Rabbi hatte in der letzten Zeit fast ganz aufgehört und jedermann konnte leicht zu ihm gelangen.

Reb Itsche freute sich, als er Mordechai wiedersah:

„Wo warst du verschwunden? Riwkele hatte mich schon einige Male gefragt, ob du nicht, Gott bewahre, krank seiest, und der Rabbi hat sich auch nach dir erkundigt . . . Ich wollte schon jemanden zu dir schicken, um nachzusehen, was du treibst...“

Mordechai antwortete nicht. Er folgte Reb Itsche; als er in

das Vorzimmer kam, welches zum Rabbi führte, wunderte er sich, daß die frühere Ehrfurcht noch immer in ihm aufstieg. Der Rabbi empfing ihn lächelnd:

„Dein Schwäher studiert wohl noch immer den ‚Führer der Irrenden‘ des Maimonides, was? Ein stumpfsinniger Mann, dein Schwäher! Nun, hat er dich schon in seine Weisheit eingeführt, dein Schwäher? . . . Und Itsche schweigt dazu, es geht ihm anscheinend nichts an, daß wer eine Seele in Israel verderben läßt, gleichsam eine ganze Welt verderben läßt‘ . . .“

Mordechai wußte nicht, ob der Rabbi es ernst meinte oder ob er über Reb Itsche spottete. Er blickte forschend auf des Rabbi wachsbleiches Gesicht, das nur wenig aus dem Haarwald herauslugte und mit den Haaren des Kopfes und den Schläfenlocken in eins zu verfließen schien. Reb Itsche ging ins Vorzimmer, wo Feiwisch der Schammes Wunschzettel schrieb. Mordechai wußte nicht, was er anfangen sollte und stand mit gesenktem Blick an dem Tische des Rabbi.

„Nun beichte!“ — Der Rabbi setzte sich in seinem weißen Sessel bequem zurecht. „Denkst du gar nicht ans Studieren, im Auslande, meine ich? . . . Wenn man so einem Verwandten in die Hände fällt, dann ist es ja dessen erste Pflicht, eine jüdische Seele zu retten und sie ins Ausland studieren zu schicken! Und wenn du schon ausstudiert hast, was dann, ha? Meinst du, du würdest nicht dasitzen so wie ich, auf den Tod warten und fortwährend darüber nachdenken, ob man drüben mit Ruten geschlagen wird? . . . Wie meinst du?“

Der Rabbi seufzte, fuhr sich langsam durch den Bart und sprach halb vor sich hin: „Gäbe es wenigstens die Gewißheit, daß man dort mit Ruten geschlagen wird, gäbe es wenigstens die Gewißheit . . .“

Mordechai wurde verlegen, er wich dem Blicke des Rabbi aus und fühlte sich nicht wohl, daß der Rabbi mit ihm wie mit seinesgleichen sprach. Er schaute durch das Fenster auf die verschneiten Felder, die sich jenseits des Wieprz bis zum Walde hinzogen und sah, wie die Krähen mit vorgestreckten Köpfen

von den Bäumen niederschossen, leicht über den Schnee trippelten, in dem sie die Spuren ihrer Füße hinterließen, und böse ihre scharfen Schnäbel öffneten. Ihr Schreien krampfte ihm das Herz zusammen; die Frage der Vergeltung kam ihm in den Sinn und es war ihm nicht klar, wer recht hatte.

Die Judenheit ist überzeugt, daß die Tore des Gan Eden schon offen stehen, und glaubt, das ganze Reich der Herrlichkeit warte ungeduldig auf die Minute, da Rabbi Mendeles Seele emporsteigen wird; und vor Mordechai saß ein zerbrochenes Männlein, das nicht sterben will, das aber keine Kraft mehr hat sich zu widersetzen und sich dazu bereitet, dem Todesengel sich zu ergeben. Aber eine Kleinigkeit will es wissen, eine ganze Kleinigkeit . . .

Wird man dort wenigstens mit Ruten geschlagen?

Wer hat recht?

Wer?

In der Tür stand ein kleiner, dürrer Jude mit geröteten Augen und einer dünnen Nase mit feuerroter Spitze; in einer Hand hielt er einen Wunschzettel, mit der anderen zupfte er an den paar Haaren, welche da und dort über seiner Lippe saßen, und zitterte am ganzen Leibe.

„Willst du etwas?“ fragte der Rabbi.

Das kleine Männchen brachte dem Rabbi den Wunschzettel, ging rückwärts bis zur Tür und blieb stehen. Ohne ihn zu öffnen, legte der Rabbi den Wunschzettel auf den Tisch und fragte:

„Was willst du?“

„Rabbi,“ der Jude machte eine tiefe Verbeugung, wollte näher kommen, blieb aber bei der Tür stehen, „Rabbi . . . ich kann nicht mehr . . .“

„Was kannst du nicht?“

„Ich bin ein Schächter, ein Dorfschächter, Rabbi . . . Ich schächte das Vieh bei den Juden auf den Dörfern, und wenn einmal ein Stück treffe wird, so schlägt mich der Dorfjude . . . Gestern habe ich bei dem Pächter Moische Stawisker einen Och-

sen geschächtet, hier nicht weit von Kozk. Der Ochse ist in seinem Blut erstickt, da hat mich der Pächter so mörderisch geschlagen, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann . . .“

Der Schächter verstummte, öffnete ein wenig den Mund und glotzte mit den feuchten, geröteten Augen stier umher, zog den Kopf zwischen die Schultern und stand hilflos da. Mordechai fiel es ein: So mußte der Schächter ausgesehen haben, als ihn der Pächter geschlagen hatte.

„Was willst du also von mir?“ fragte der Rabbi.

„Mein Schwiegervater“, begann der Schächter zu stottern, „ist Schächter in Lukow; er ist schon sehr alt und halb blind; er schächtet mit der Brille vor den Augen; er dürfte gar nicht mehr schächten, aber er hat einen Haufen Kinder . . .“

„Was willst du also?“ Der Rabbi ließ ihn nicht zu Ende reden. „Du willst wohl, ich solle sein Schächten für ungesetzlich erklären und dich an seine Stelle setzen, was? Dein Schwiegervater, sagst du, ist blind, hat aber einen Haufen Kinder . . . So, so . . .“

Der Rabbi schüttelte den Kopf und blickte durchs Fenster. Er sah, daß das Dienstmädchen aus der Wohnung Dowidls trat und einen Kübel mit Abfällen in den Schnee goß. Krähen flogen herbei und stocherten im Schnee. Sie rissen und zupften mit ihren scharfen Schnäbeln an den Eingeweiden einer Henne, welche unter dem Abfall lagen, und erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei, das durch Mark und Bein ging.

„Komm näher“ — der Rabbi winkte den Schächter heran — „siehst du die schwarzen Krähen, die sich um die Abfälle raufen und sich gegenseitig mit den Schnäbeln in die Augen fahren? Siehst du sie?“

„Ich sehe sie.“

„Weißt du, wer sie sind?“

Erschrocken wich der Schächter zurück und antwortete nicht.

„Das sind verfluchte Seelen von Schächtern, hörst du? Verfluchte Seelen! . . .“

Der Schächter wankte mehr tot als lebendig hinaus. Mit gesenktem Kopfe blieb der Rabbi sitzen und murmelte in seinen Bart:

„Er ist blind, man müßte ihm das Schächten verbieten? Solange ich lebe, nicht, solange ich lebe, nicht . . .“

In der Tür stand eine Frau mit einem Knaben.

„Was wollt Ihr?“

„Heiliger Rabbi“ — die Frau beugte sich bis zur Erde, erhob sich wieder und stellte ihren bleichen Knaben, der einen weißen Leinwandanzug trug, vor den Rabbi hin — „von acht Kindern ist er allein übriggeblieben. Ein Kind der Tränen, aber auch er magert immer mehr ab, so wie die anderen, deren Jahre ihm zugerechnet werden mögen. Da bin ich gekommen, ein sündiges Weib, das nicht wert ist, die Schwelle des heiligen Rabbi zu betreten, daß der Rabbi ihn segne . . .“

„Was wollen sie von mir?“ — der Rabbi wandte den Kopf zum Fenster — „Sie werden mich bald zu einem Gotte machen! Ich segne nicht! Ich weiß nicht, wie man segnet! Verstanden? Man kann es ihnen nicht aus dem Kopf schlagen! Solche Ochsen!“

„Heiliger Rabbi,“ hilflos brach die Frau in Tränen aus, „Rabbi, jagt mich nicht weg! Wenn Ihr es befiehlt, so verteile ich mein ganzes Vermögen, ich will Gutes tun, damit nur . . .“

Bleich trat Reb Itsche aus dem nächsten Zimmer ein. Er beruhigte die Frau, segnete den kranken Knaben und führte beide langsam hinaus, mit leisen Trostworten.

„Betet zu Gott, dann wird er Euch helfen! Ihr wollt den Armen geben? Gut! Sehr gut! Wohltun hilft!“

Verdrießlich blieb Rabbi Mendele sitzen und ließ einen älteren Mann mit weißen Stiefeln aus einem Stück Leder längere Zeit beim Eingange stehen. Er sah ihn mit leeren Blicken an, dann rief er zornig:

„Was gibt es schon wieder?“

Der Mann trat näher. Er hatte ein dummes Gesicht und blaue Kinderaugen, sprach langsam und vorsichtig, als wäre es

eine schwere ungewohnte Aufgabe für ihn, ein Wort herauszubringen.

„Seit zwei Wochen bin ich unterwegs, heiliger Rabbi.“

„Woher kommst du?“ — der Rabbi wurde weicher.

„Aus Ciechanow, heiliger Rabbi.“

„Du hast doch einen Rabbi, ist denn Reb Awrejml nichts wert?“

„Reb Awrejml, er lebe lang, hat mir keinen günstigen Bescheid gegeben.“

„Da willst du also, ich möge dir eine Erlaubnis geben, die er versagt hat?“

Der Mann antwortete nicht; schuldbewußt schlug er die Augen nieder.

„Also laß hören!“

„Seit dreißig Jahren, heiliger Rabbi, versorge ich ganz Ciechanow mit Wasser.“

„Du bist ein Wasserträger?“

„Ja, heiliger Rabbi. Jetzt könnte ich heiraten . . .“

„Du bist ein Witwer?“

„Ich bin noch Junggeselle, heiliger Rabbi! Die Stadt erlaubt mir aber nicht zu heiraten, sie sagt, ein Bastard dürfe in der Gemeinde keinen Hausstand gründen.“

„Hast du deine Eltern gekannt?“

„Nein, heiliger Rabbi.“

„Und du könntest heiraten?“

„Ja, heiliger Rabbi, eine Witwe mit zweihundert Gulden.“

„Nun, was sagst du?“ — der Rabbi wandte sich zu Reb Itsche, welcher die ganze Zeit dabeigestanden war und zugehört hatte — „Ein Jude soll heiraten!“

„Es wäre aber gut“ — warf Reb Itsche ein — „wenn er in eine andere Stadt übersiedeln würde, um den Leuten kein Ärgernis zu geben.“

„Fahr' nach Hause und heirate!“ schrie der Rabbi den Wasserträger an. — „Sage Reb Awrejml von Ciechanow, daß ich, Mendele von Kozk, es erlaube!“

Reb Itsche, welcher seinen schwarzen Bart zwischen den Lippen hielt, ließ ihn los, als der Wasserträger das Zimmer verließ, und begann ohne Umschweife:

„Die Stelle im Koheleth: ‚Ich saß und sah die Beraubten . . .‘ legt Rabbi Daniel Chajita aus, daß damit die Bastarde gemeint seien. Wenn sein Vater sündig war und zu einem sündigen Weibe ging, was kann der arme Wasserträger dafür? Und wenn das Synhedrion durch die Gerechtsame der Thora, die es sich selber schuf, die Bastarde aus der Gemeinschaft Israels ausschloß und keiner da ist, der sie tröstet, so sagt der Herr der Welt: ‚Ich will sie trösten!‘ Wenn das Synhedrion sie vor der Welt erniedrigt hat, so werden sie vor mir auf jener Welt wie goldene Armleuchter erstrahlen.“

„Wessen Deutung ist das?“ — der Rabbi legte eine Hand ans Ohr, um besser zu hören.

„Von Rabbi Daniel Chajita.“

„Ach was!“ — Der Rabbi verzog das Gesicht, als wäre Chajita damit erledigt. — „Sofort ist ein fertiger Spruch, ein Rezept vorhanden! . . . Wie kann ein Mensch alles auf sich stellen, in allem sicher sein? Ich halte es mit Schamai! Wenn zu mir ein Fremder käme mit der Bitte, ich möchte ihm die ganze Thora beibringen, während er auf einem Fuße steht, ich würde ihn auch hinausjagen! Mir könnte gar nicht einfallen, daß der Satz, ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘ das ganze Wesen des Judentums in sich enthält! Denn es ist nicht so und wird nicht so sein! ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘ — der Rabbi faßte sich beim Barte — „das ist vielleicht die höchste Stufe, die nur einzelne mit ihrem Geiste begreifen können; aber ein gewöhnlicher Mensch aus Fleisch und Blut, der nicht ruht wie der Sambatjon, der jeden Tag, jede Stunde stirbt, was hat der zu tun mit“ . . . — der Rabbi brach plötzlich ab, blieb müde sitzen und machte eine Handbewegung. „Unnützes Gerede! Läge das ganze Wesen des Judentums wirklich in dem Satze ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘ von uns wäre keine Spur mehr übriggeblieben. Weißt du, warum? Weil der Mensch schon von Natur

aus keine Liebe zum Nächsten hat! Was sage ich? Eine viel niedrigere Stufe, wie zum Beispiel Mitleid, besitzt er auch nicht! Es muß schon einem ein Fuß fehlen oder eine Hand, oder er muß halb verhungert sein, damit bei uns Mitleid für ihn entstehe. Und doch wimmelt es um uns von Tausenden Menschen mit Händen und Füßen, und ihre Leiden sind unendlich, tausendmal größer als bei einem, dem die Hand fehlt! Die Menschen lechzen nach ein bißchen Mitleid und vergehen danach vor unseren Augen, aber wir gehen ruhig vorüber, als wäre nichts geschehen! Wie kann da die Rede sein von Nächstenliebe? Ich sage dir, ein Glück, daß in jedem von uns ein Funke von Schamai steckt!“

„Aber warum seid Ihr, Rabbi, so milde?“ fragte Reb Itsche.
„Von mir sprich nicht! Ich und Gott . . .“

Reb Itsche deutete auf Mordechai. Der stand mit offenem Munde da, das Leid in seinen Augen flammte, er war bereit, sich Rabbi Mendele zu Füßen zu werfen; plötzlich merkte er, daß er störte und ging langsam hinaus.

In der Tür begegnete ihm ein älterer Mann mit einem langen Bart und einem weißen Schafpelz, wie ihn Bauern tragen; er klopfte den Schnee von seinen Stiefeln und fragte Mordechai furchtsam:

„Wo ist der heilige Rabbi, er lebe lange?“
Mordechai zeigte ihm den Rabbi.

Der Mann trat sofort auf den Rabbi zu, nahm die Pelzmütze ab, und ehe es jemand verhindern konnte, fiel er nieder und begann den Saum des weißen seidenen Kaftans zu küssen.

In der Meinung, es sei ein Christ, wollte der Rabbi den Schammes rufen, der polnisch sprach. Inzwischen hatte sich der Jude erhoben und mit der Mütze in der Hand platzte er heraus:

„Heiliger Rabbi!“

„Ein Jude?“ — der Rabbi hob die langen Wimpern und lächelte. — „Sie werden mich schon bald zu einem Pfaffen machen! Warum stehst du ohne Kopfbedeckung da?“

Verwirrt setzte der Jude seine Mütze auf und blickte verlegen umher.

„Das ist wahrscheinlich ein Dorfjude,“ entschuldigte ihn Reb Itsche, „er wohnt auf dem Lande und sieht von einem Neujahr bis zum anderen keinen Juden vor sich . . .“

„Und glaubt,“ unterbrach der Rabbi lächelnd, „wenn man vor dem Grafen den Hut abnimmt, so muß man es vor mir erst recht . . .“

Mordechai verließ das Haus und blieb auf dem Hofe stehen. Er fand sich zwischen Rabbi Mendele und Reb Itsche nicht mehr zurecht. Er sah die Krähen wie ein schwarzes, dreieckiges Tuch auf dem Schnee liegen; dann erinnerte er sich an den mageren Schächter mit der rot angelaufenen Nase und konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß die Krähen, von denen die Bauern glauben, sie seien verfluchte Seelen, auch Seelen von Schächtern sein sollten.

Ist diese Vorstellung jüdisch?

Bei den Juden ist ein Schauchet ein wahrhaft frommer Mann, der Thorawissen hat und keiner Fliege etwas zuleide tut. Seine Augen sind weich, seine Schritte leise, und wenn er ein Tier schlachtet, so geschieht es mit Gottesfurcht; fast unhörbar tritt er hinzu wie der Hohepriester, spricht einen Segensspruch, zieht leise das blinkende Messer durch — ein Schnitt und die Schlachtung ist vollzogen im Namen Gottes!

Mordechai zitterte; er fühlte unbewußt, daß Rabbi Mendele recht hatte. Und je länger er dastand, desto trauriger wurde es ihm ums Herz. Er wußte nicht, was ihn quälte; er hatte etwas tun wollen, sich den ganzen Morgen darauf vorbereitet, nun verdroß es ihn, daß er sich nicht erinnern konnte. Er ging im Hofe hin und her, von da in den Garten, ohne zu merken, daß es finster wurde. Bis zu den Knien watete er im Schnee und horchte auf das Knirschen des Schnees. Jahrelang schon, so schien es ihm, stand er ganz allein inmitten eines gefrorenen Flusses. Das Eis kracht, springt, und er sinkt, will sich mit Händen und Füßen halten, aber alles weicht, er sinkt wieder, erhebt

sich und sinkt abermals. Er erschrak vor seinem eigenen Schrei und sah sich um. Da bemerkte er in einem Fenster von Dowidls Wohnung eine Gestalt und spürte mit einem Male das Anheimelnde eines warmen hellen Zimmers. In seinem Hirn öffnete sich ein Kämmerchen und er erinnerte sich, daß er um Riwkelles willen gekommen war. Sein Herz wurde leichter.

Gesenkte Augen

In Reb Dowidls Wohnung war es noch finster. Nur auf den Scheiben eines Fensters spiegelten sich die Flämmchen wider, die aus einem alten polnischen Kachelofen kamen.

Vor dem Kachelofen lag auf einer weichen Ottomane Duszka, Daniel Eibenschitz' Frau, in einem dunkelroten Sammetschlafrock, dessen Schleppe in Falten auf den Boden fiel. Faul wie eine Katze, dehnte sie sich im roten Scheine des Feuers in den Kissen und schmiegte sich an Riwkele, die in ein Wintertuch gehüllt neben ihr saß und sehnsüchtig ins Feuer schaute. Die dicken Wände und die schweren tiefen Teppiche auf dem Boden saugten das Knistern des Feuers ein, und auch die menschliche Stimme wurde ganz anders, sie klang, als käme sie aus dem Boden.

Duszka legte ihre Stirnhaube ab; dichte, kurzgeschorene Locken kamen zum Vorschein und gaben ihrem Kopf etwas Knabenhaftes.

Duszka umschlang Riwkele, grub die eine Seite ihres Gesichtes in ihren Schoß und flüsterte unaufhörlich:

„. . . ich habe es so gern, wenn du mich kämmst . . . leichter, leichter, so! Weißt du was? Kämm mich mit den Fingern . . .“

Sie nahm Riwkeles Finger und führte sie über Kopf und Hals, bei jeder Berührung schloß sie halb die Augen und fuhr zusammen, als hätte sie glühendes Eisen berührt.

„Ist dir kalt?“ fragte Duszka.

„Ja, so kalt, ich weiß nicht warum!“

„Drück' dich fest an mich, ich will dich wärmen! Deine Finger sind eiskalt . . . ach, das kühlt . . . weißt du, Riwkele, ich habe es so gern, wenn wir allein bleiben, ganz allein . . . wir müssen einmal alle Türen und die Fensterläden schließen und alle Öfen heizen, im Dunkeln sitzen so wie jetzt, und du, mein Lieb, wirst mir das Haar kämmen . . . leichter, leichter . . . ich werde sie nicht mehr abschneiden, Daniel sagt auch, ich möge sie wachsen lassen.“

„Wer, Daniel?“ fragte Riwkele verwundert.

„Erinnerst du dich, was für Haar ich als Mädchen gehabt habe? Es wird wieder nachwachsen, so lang“ — ihr nackter Arm fuhr bis zu den Fußknöcheln — „Wie gefällt dir die Stirnhaube, die mir Daniel mitgebracht hat?“

„Die mit den Granaten?“

„Ja, die Granaten sind rot, fast wie Blut, und wenn ich die Haube anziehe, kommt es mir vor, als würden meine Haare rot. Möchtest du rote Haare haben? Ich möchte so gerne rote Haare haben, feuerrote so wie die Flammen im Ofen. Siehst du? Daniel sagt, ich hätte rotes Haar haben müssen, langes rotes Haar, hi, hi, hi!“

„Ach, deshalb kleidest du dich in Rot?“

Duszka antwortete nicht; sie erhob sich, versteckte die Füße unter dem Schlafrock, streckte den Hals ein wenig empor und vom roten Scheine des Feuers übergossen sprach sie leise und geheimnisvoll.

„Niemand darf davon wissen, Riwkele, auch der Großvater nicht . . .“

„Wovon?“

„Daß er zwischen uns ist.“

„Wer?“

Duszka antwortete nicht sofort, sie beugte sich noch tiefer zum Feuer und sprach noch leiser:

„Purpur wird er tragen, feurigen Purpur.“

„Was wird er tragen?“

Hastig trat Duszka zum Ofen und mit einer Miene, als hätte

sie etwas in die Flammen geworfen, lachte sie merkwürdig grell auf:

„Hi, hi, hi! Feurigen Purpur wird er tragen, hi, hi, hi!“

„Ich habe es nicht gerne, wenn du so lachst,“ Riwkele zog sich von der Schwester zurück, „laß mich los, Duszka, ich will Licht machen.“

„Kein Licht, Riwkele, kein Licht . . . es ist mir so wohl, wenn es dunkel ist, ich wollte, es wäre immer Nacht, du nicht? Der Tag ist eine Qual für mich. Männer gehen in einem fort hin und her, und ich hasse Männer, ich hasse furchtbar gesunde schöne Männer; Riwkele, ich habe kleine Kinder lieb! Kinder habe ich lieb und Krüppel. Wenn ich einen Krüppel sehe, muß ich stehenbleiben . . . ihre verzerrten, traurigen Gesichter beruhigen mich . . . da vergesse ich, daß ich Daniels Frau bin und Rabbi Mendeles Enkelkind . . . ich möchte so gerne mit ihnen im Rinnestein sitzen und in Lumpen gehen, betteln, ihren Geruch einatmen und mit ihnen singen. Und gerade weil Mama nicht erlaubt, ihre Lieder zu singen, habe ich solche Lust dazu!“

Plötzlich machte sie einen krummen Rücken, ihre Augen wurden gläsern, sie fuhr mit der Hand über den Arm, wie ein Bogen über die Saiten fährt, und begann mit einer herzerreißenden Melodie zu singen:

„O Jesu mein, o Jesu mein,
Wenn ich in Nöten bin,
Da mußt du bei mir sein — — —“

Riwkele hielt ihr den Mund mit der Hand zu und ließ sie nicht enden; Duszka richtete sich wieder gerade auf und schmolend umarmte sie die Schwester.

„Bei uns im Hause gehen den ganzen Tag Männer ein und aus. Warum zitterst du? Ist dir kalt? Soll ich dich an mich drücken? Fester? Riwkele, wärest du doch wenigstens gelähmt! Ich würde dich so lieb haben! Die ganze Zeit würde ich an deinem Bette sitzen und du müßtest mich streicheln. Es ist mir so heiß! Riwkele, streichle mich, deine Finger sind kühl . . . Jetzt ist mir so gut, so gut, ah, so . . .“

Riwkele waren die Zärtlichkeiten der Schwester zuwider; sie begriff nicht, wie man Krüppel lieben konnte und wollte fragen, ob sie auch Mordechai hasse, doch sie unterdrückte die Frage, entwand sich den Armen der Schwester und bat sie:

„Laß mich los, Duszka, ich will Licht machen.“

„Wir brauchen kein Licht, Riwkele, wir wollen im Dunkeln sitzen. Im Dunkeln kannst du herbeirufen, wen du willst. Wenn ich will, steht der Vater vor meinen Augen, der doch heute mit der Mama in Lukow ist. Wie meinst du, wird die Heirat zustande kommen? Wenn du heiraten wirst, dann werde ich allein bleiben, ganz allein.“ Duszka blieb eine Weile hilflos sitzen, dann sprang sie auf. „Komm, ich will dir weissagen, ich werde den Mann rufen, mit dem man dich verheiraten will, komm!“

„Hör' auf, das ist Zauberei.“

„Wäre es Zauberei, so täte es Daniel nicht! Gestern hat er seinen Urgroßvater beschworen, Rabbi Jonathan!“

„Wirklich?“ Riwkele machte große Augen. „Hast du auch den Toten gesehen? Mein Gott! Und wie kommt er herein, schwebt er in der Luft? Redet er wie ein Mensch? Ich könnte das nicht ertragen!“

„Ich war auch wirklich erschrocken!“ Duszka lächelte. „Stell' dir vor, Daniel hat den Ahn Rabbi Jonathan gebeten, er möge ihm die Formel geben, durch die es ihm möglich war, mit Rabbi Isaak Luria zu sprechen; und auf einmal steht der Ahn da, in Totenkleidern, ganz zerfressen, und die Löcher bewegen sich, die Löcher sprechen, lachen . . . rote Löcher, feurige Löcher, große Löcher, hi, hi, hi!“

„Geh, Duszka, du erzählst immer solche Geschichten, daß es mir kalt über den Rücken läuft.“ Riwkele zitterte.

Ohne zu antworten, zog Duszka die Schwester mit sich, und beide traten in ein kleines, dunkles Zimmer. Duszka zündete eine dicke Wachskerze an, stellte sie zwischen zwei Spiegeln auf einen runden Marmortisch und begann leise mit den Lippen etwas zu murmeln. Atemlos blickte Riwkele auf die Marmorplatte des Tisches; sie sah erst nichts. Als sie länger hinschaute,

fühlte sie ihre Augen schwer werden; auf der Marmorplatte schienen Pünktchen wie Nadelstiche aufzuflammen und wieder zu erlöschen. Allmählich begannen die Gold- und Silberäderchen in dem Stein sich zu bewegen, drehten und wandten sich, ballten sich zu einem Nebel und in der Luft rauschte etwas, als wäre jemand erwacht und käme jetzt näher.

„Still!“ Duszka faßte sie bei der Hand. „Siehst du?“

Riwkele sah aus dem Nebel eine Gestalt aufsteigen. Wie ein Nachtwandler bewegte sich die Gestalt, von den kalten Mondstrahlen geführt, zwischen den Bäumen, und kam singend näher.

„Erkennst du ihn?“ fragte Duszka.

Riwkele erkannte ihn; sie fühlte, daß in ihr etwas mitzusingen begann. Ihre Füße wurden so leicht, leichter als der weiche Schnee, und ihr Hirn so luftig, luftiger als die frostige Nacht.

„Ich glaube, es kommt jemand.“ Duszka horchte und löschte die Kerze.

„Es kommt dir nur so vor.“

„Ich sage dir, jemand kommt.“

„Außer Daniel ist ja niemand zu Hause.“

„Wer ist dort?“

„Wer kommt?“

Mordechai öffnete die Tür und blieb in dem finsternen Zimmer stehen; er wunderte sich, als hätte er sich verirrt; hier war eben noch Licht gewesen und plötzlich war es so dunkel. Hatte er geträumt? Er sah, wie sich jemand in einem Winkel hinsetzte, erkannte Duszka und rührte sich nicht.

„Sieh nur, Duszka, wer da kommt! Ihr müßt mich entschuldigen, Mordechai,“ Riwkele zitterte am ganzen Leibe, „wir wollen in den Salon gehen, ich mache sofort Licht.“

Duszka erhob sich leicht wie eine Katze und verschwand. In Mordechais Gedächtnis blieb noch längere Zeit die rote Schleppe haften, die sich ihr nachwand.

Sie gingen in den Salon. Er sah Riwkele zu, wie sie mit einer silbernen Lichtschere die Kerzen schneuzte, die Dochte geraderichtete und anzündete. Er bemerkte aber nicht, daß eine innere

Freude aus ihren stillen Augen, aus den schwach geröteten Wangen und sogar aus den langen, nach vorn geworfenen Zöpfen strahlte.

Es ärgerte ihn, daß sie ihn nicht gefragt hatte, warum er so lange nicht hier gewesen war; er hatte sich also geirrt, Riwkele dachte gar nicht an ihn, sonst hätte sie wenigstens aus Höflichkeit gefragt, was mit ihm geschehen war. Er hätte doch wirklich krank sein können. Er war ihr also ganz fremd; sie wartete wohl darauf, daß er so schnell als möglich verschwinde, und er, der Narr, hatte sich eingeredet, sie liebe ihn und warte auf die Minute, da er es ihr sagen würde. Mordechais Ärger wuchs.

Und wie zum Trotz hatte sie noch nie so schön ausgesehen wie gerade jetzt. Die gesenkten schwarzen Wimpern hoben sich von den bleichen Wangen ab und blickten mit eigenartiger Zurückhaltung; sie erinnerten an das Flattern einer weißen Spitze um einen Mädchenhals, die aus einem dunklen Kleid hervorleuchtet, wieder verschwindet und flüstert, der Reiz der Kleider liege darin, daß man sie ablegen kann . . .

Als die Heiden der Göttin mit den frechen Augen und dem nackten Blick, der jedem frei ins Gesicht schaute und kein Geheimnis verbarg, überdrüssig geworden waren, da verbrannten sie sie und verstreuten ihre Asche in alle vier Winde, auf daß keine Spur von ihr übrigbleibe; und sie nahmen ein schamhaftes jüdisches Mädchen mit gesenkten Augen, stellten sie in allen Tempeln, auf allen Kreuzwegen auf, krönten sie zur Göttin, und seit Tausenden von Jahren knien Christentöchter vor ihr, beten zu ihr, tragen das Judenmädchen an ihrem Busen und haben doch den nackten Blick behalten, der so frech in die Augen schaut.

Der Gedanke gefiel Mordechai so, daß er ihn Riwkele mitteilen wollte; da kam ihm in den Sinn, daß sie ihn so kühl aufgenommen hatte, und er beschloß, wenn sie ihn nicht bäte, Platz zu nehmen, sofort zu gehen.

Riwkele fühlte um sich die Frische, die aus Mordechais glühenden Wangen, aus seinen durchkälteten Kleidern strömte, die

Frische eines frostigen Wintertages. Sie durchzog Riwkele ganz, und alles in ihr wünschte, sich an Mordechai anzuschmiegen und den Duft des Frostes einzuatmen, den Hauch seines Mundes, seiner Nasenlöcher, ja seiner Kleider zu spüren. Sie hüllte sich fester in ihr Wintertuch und setzte sich nachlässig in einen Sofawinkel.

„Warum steht Ihr? Ihr habt Eile?“

„Ja, ich habe Eile.“

„Dann geht.“

Mit einemmal war Mordechais Ärger wie weggeblasen. Die Aufforderung zu gehen, machte ihn ruhig. Reb Itsche hatte ihm doch erzählt, daß sie fortwährend nach ihm gefragt hatte. Er wollte sie um Verzeihung bitten und trat näher:

„Riwkele ist böse?“

„Ich bin böse auf Euch.“

„Auf mich?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil Ihr schlecht seid!“

„Ich?“

„Ja, Ihr.“

„Womit?“

„Wenn man krank ist, so läßt man es doch wissen.“

„Ich bin nicht krank gewesen.“

Mordechai merkte, daß Riwkeles Augen feucht wurden. Ihm wurde warm, er fühlte sich glücklich, mit ihr in einem Zimmer zu sein. Er war sicher, er würde seiner schlechten Gedanken Herr werden, sie mit der Wurzel ausrotten und sich von ihnen befreien. Und je länger er dasaß und schwieg, desto sicherer war er in seinem Herzen, daß er sie liebte, und suchte eine Gelegenheit, es ihr zu sagen. Er fing Riwkeles zurückhaltenden Blick auf. Sie schaute ihn eine Weile an und senkte wieder die Augen. Mordechai rückte näher, streckte wie ein Schuldiger seine Hand aus und flehte stumm ohne Worte; er fühlte Riwkeles Hand in der seinen, rückte näher, streichelte ihre weichen

Haare und fühlte — das waren die ersten Akkorde, die er im Vorbeigehen griff, das war der Anschlag des Tones; wie von selbst erhoben sich die Töne und verbanden sich in ihm und um ihn.

Er zitterte vor Freude, vor seine Augen legte sich ein Nebel.

„Riwkele ist wirklich böse? . . . Warum schweigt Ihr?“

Sie entzog ihm ihre Hand, drückte sich tiefer in den Sofawinkel und bekam Lust, ihn zu reizen.

„Wenn Ihr wüßtet, wohin mein Vater heute gefahren ist.“

„Wohin?“

„Raten!“

„Ist er für Riwkele einen Bräutigam ansehen gefahren?“

Sie hob langsam die langen Wimpern, wollte etwas sagen, unterdrückte es aber. In ihren Augen lag so stille Trauer, daß es Mordechai den Atem benahm. Er fühlte — bald wird etwas geschehen, was ihn für ewig glücklich macht.

„Was wollte Riwkele sagen?“

Sie antwortete nicht und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Riwkele wird es mir sagen, auf mein Ehrenwort!“ Mordechai rückte nahe an sie heran und wollte ihr die Hände vom Gesicht wegziehen.

Er küßte ihr Haar und fühlte ihren Kopf an seiner Schulter. Sie wehrte sich nicht; nur ihr Atem, der Mordechais Ohr streichelte und jeden Nerv in ihm erregte, schien zu flüstern:

„Ich liebe dich . . . ich liebe dich . . .“

Freudig umarmte er sie. Aber zugleich regte sich etwas in seiner Seele, ein Unbehagen, das alles so leicht gefallen war.

Himmlische und irdische Paarung

Mordechai suchte in der Dunkelheit die Gartentür; da er sie nicht fand, kletterte er über den Zaun; er schritt ziellos über das verschneite Feld und wunderte sich, daß es so glatt war. Er fühlte nicht das Stechen des Frostes; es tat ihm weh, daß er nicht glücklich war. Tief in seinem Innern brodelte es; so war es doch nicht das Richtige, es hätte anders sein müssen! Und die paar Worte aus Riwkeles Mund, nach denen es ihn so verlangt hatte, diese Worte erschreckten ihn jetzt, und unaufhörlich fragte er sich: Soll dies das Glück bedeuten? Je mehr er diesen Gedanken nachhing, desto stärker wurde sein Verdruß. Es nagte an ihm und jagte durch jedes seiner Glieder, warum liebte ihn Riwkele und nicht Felicia. Es hätte ja auch umgekehrt sein können. Wäre er dann glücklich?

Wer weiß es?

Wer?

Ein großer Mann, bis über die Ohren in einen Lammpelz gehüllt, daß das Gesicht nicht zu sehen war, kam Mordechai entgegen und hielt ihn an:

„Junger Mann, woher so spät?“

„Müßt Ihr das wissen?“

„Also unverschämt bist du auch?“

„Nicht mehr als Ihr!“

Die Stimme kam Mordechai bekannt vor. Er warf einen scharfen Seitenblick auf die Gestalt und erkannte den barfüßigen Israel. Mordechai wunderte sich, wohin Israel so spät ging.

Der barfüßige Israel legte Mordechai eine Hand auf die Schulter und sah ihn fest an.

„Ah, du bist das! Er hat dich also schon in seinem Netze gefangen, der Abtrünnige!“

„Welcher Abtrünnige? Ich verstehe Euch nicht.“

„Du kommst doch von Daniel?“

„Nein.“

„Wo warst du also so spät?“

Mordechai wollte sagen, das gehe ihn nichts an, aber er fühlte, wie ihn Israels schwarze Augen durchbohrten, und stotterte verlegen:

„Wo ich war?“

„Das frage ich dich.“

„Bei Reb Dowidl.“

„Wie konntest du bei Reb Dowidl sein, da er und seine Frau doch heute gar nicht in Kozk sind?“

Mordechai ärgerte sich über sich selbst und wurde noch mehr verlegen. Aber war er denn verpflichtet, dem barfüßigen Israel Rechenschaft abzulegen? Ehe er aber noch Zeit hatte, etwas zu sagen, leuchteten Israels Augen auf und er fuhr fort:

„Wenn man von Reb Dowidl kommt, muß man da über Zäune springen? Bekenne, daß du von Daniel kommst!“

„Seit mehr als einer Woche habe ich ihn nicht gesehen“, verantwortete sich Mordechai schuldbewußt.

„Ist das wahr?“

„So wahr ich ein Jude bin.“

„Ich glaube dir, du bist doch Reb Itsches Schüler.“

„Warum fragt Ihr all das?“ Mordechai vertrat Israel den Weg; der Ärger darüber, daß er sich vor einem wildfremden Menschen verantwortet hatte, begann in ihm zu wachsen.

„Kozk schläft ruhig, hat seine Seelen in Mendeles Obhut gegeben, Mendele — in Dowidls, Dowidl — in die des Sabbatianers.“ Israel schrie die Worte beinahe, zog eine kurze dicke Pfeife aus der Tasche und deutete mit ihr auf den Hof. „Und dort geschehen jetzt Greuel wie in Sodom! Wehe, wehe, die

Menschen sind taub, die Menschen sind blind, sie sehen nicht des Bösen Reich vor ihren Augen, sie sehen nicht, daß der Sabbatianer mit fremden Frauen lebt. Ich will ihn vernichten, den Verräter Israels! Siehst du das bißchen Asche?“ Israel klopfte mit zwei Fingern an die Pfeife und schüttete ihre Asche auf seinen Kopf. „So werde ich ihn in alle vier Winde verstreuen, daß keine Spur von ihm bleibt! Ein solches Unglück, ein solcher Fluch!“

Israel hüllte sich in seinen Pelz und ging ohne Gruß.

Mordechai blieb stehen; die Begegnung hatte ihn überrascht; was hatte Israel so spät hier zu tun? Er schaute ihm nach; Israels hohe, etwas vorgebeugte Gestalt wankte über das eisglatte Feld; in Mordechais Ohren klang es noch: wehe, wehe, keine Spur wird bleiben.

Vor seinen Augen stieg das belagerte Jerusalem auf. Menschen kämpfen mit der letzte Kraft, sie fallen in den Gassen vor Hunger, aber sie wollen sich dem Feinde nicht ergeben. Und unter ihnen geht der Prophet mit dem wildverwachsenen Gesicht umher und hört nicht auf, Salz auf die Wunden zu streuen, unaufhörlich erinnert er sie daran, daß ein Fluch über der heiligen Stadt und über dem Tempel hängt, daß alles vergebens ist, denn Jerusalem muß untergehen.

Mordechai konnte nicht verstehen, warum die verhungerten Juden den Propheten nicht bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen hatten. Er sah sich um und merkte, daß der barfüßige Israel ein Brett des Zaunes zurückbog und in den Garten kroch. Er folgt ihm auf den Zehenspitzen.

An dem Haus bewegte sich eine Gestalt, richtete sich bei Daniels Fenster auf und blickte durch die Spalten des Ladens.

Mordechai wurde es unheimlich; sein Hirn durchfuhr der Gedanke, der barfüßige Israel schicke sich an, den Hof in Brand zu stecken. Er erinnerte sich an Riwkele, an Rabbi Mendele; schnell machte er einen festen Schneeball, warf ihn in der Richtung des Fensters und versteckte sich. Die Gestalt drehte sich um, spähte, woher der Schneeball kam und verschwand.

Mordechai ging vorsichtig zum Fenster und blieb beim geschlossenen Laden stehen. Er erkannte Daniel Eibenschitz' Stimme und trat in das finstere Vorhaus. Dort versuchte er, eine Tür zu öffnen, sie war verschlossen. Er drückte stärker, die Verschlussschloßkette gab nach. Niemand bemerkte ihn, als er eintrat.

Mitten im Zimmer saß Duszka, halb nackt, die Stirnhaube, besetzt mit Granaten, auf dem Kopf. Um sie drehten sich Männer und Frauen im Kreise, einander an den Händen haltend, ihre Köpfe waren vorgestreckt, die Augen geschlossen, und hätten sich nicht die Füße bewegt, so hätte man meinen können, sie seien vor lauter Ekstase eingeschlummert.

In einem Winkel stand ein kleines Männchen, schlug mit dem Kopf an die Wand, beschmierte sich mit dem Blut, das ihm aus der Nase und von der Stirn troff, und rief mit leiser, weinender Stimme:

„Vater, Vater, oj Vater!“

Zwei junge Frauen hielten einander bei den Händen und drehten sich im Kreise, schnell, immer schneller, daß ihre Kleider sich wie offene Schirme blähten; dann fielen sie einander in die Arme, sanken müde nieder und blieben auf dem Boden liegen.

Auf einer weichen Ottomane saß Temrele, Rabbi Mendeles Schwägerin aus Warschau. Sie saß in einen Winkel gedrückt, die Füße eingezogen, ihr loses Seidenkleid fiel in weichen Linien und Falten über die Knie. Ihre Perlen hatte sie vom Halse gelöst und spielte mit den Schnüren; sie klirrte damit, als wollte sie jemand durch Zauber in ihren Bann tun.

Duszka blickte von der Seite her auf Temrele, und sooft Daniel neben der Ottomane stand, verzog sie hilflos den Mund, wie ein Kind, das weinen will, rief ihn zu sich, raunte ihm etwas ins Ohr, und schaute dann triumphierend zu, wie Temrele mit den Perlenschnüren klirrte.

Hoch, mit sehr schmalen Schultern, die einem aufgeschossenen Knaben zu gehören schienen, stand Daniel an ein Pult gelehnt. Sein schönes bleiches Antlitz, aus dem jeder Tropfen

Blut gewichen war, sah sehr müde aus. Er wußte nicht recht, was hier vorging, begriff nicht, warum man nach Mitternacht zusammenkam, wunderte sich, weshalb Nachman in seinem Namen die Thora deutete, in einer Weise, wie sie Daniel nie gedeutet hatte, litt darunter, daß er sich keinen Augenblick von Temrele befreien konnte, und war zu gleicher Zeit bereit, ihr alles zu vergeben, könnte er nur mit ihr allein bleiben. Nachman, ein großer Mann mit feuerrotem Barte, der die Thora in Daniels Namen deutete, sprach schnell und abgehackt, mit großer Sicherheit, mit häufigen Pausen; sein Blick ging über alle hinweg, als sähe er Dinge, die die Menge ringsum nicht sah. Seine Augen leuchteten, der Bart flammte, und obwohl er jeden Bibelvers verdrehte, schien er höher zu stehen als die Gelehrten ringsum; fast jedermann, mit dem er in Berührung trat, unterlag seinem Einfluß.

Die Menge hatte aufgehört zu tanzen; sie scharte sich um Daniel und verschlang Nachmans Worte. Ein alter Mann warf sich einmal ums andere nieder und wälzte sich auf dem Boden, um damit zu zeigen, in Daniels Gegenwart müsse jeder zu Staub werden, auf den Daniel treten könne. Und je schneller Nachman sprach, desto stiller und geheimnisvoller wurde es ringsum. Die Hitze, welche aus dem Ofen schlug, rötete die Wangen und erwärmte die Glieder, so daß die Leute nicht ruhig stehen konnten, sondern immerzu von einem Fuß auf den anderen traten.

Niemand hatte bemerkt, daß Duszka allein und verlassen mitten im Zimmer sitzengeblieben war. Sie blickte nicht mehr auf Temrele, die durch die Menge verdeckt wurde. Mit geschlossenen Augen hörte sie Nachman zu:

„... der Mensch liebt den Schöpfer gemäß der Stufe, von der er ihn begreift. Und da des Menschen Verstand eine Grenze hat, ist er nicht imstande, die höchste Stufe des Dienstes zu erreichen. Denn wieweit kann ein Geschöpf aus Fleisch und Blut mit dem Verstande kommen ...“

„... dem Herrn der Welt dienen und ihn preisen kann man

nur durch Liebe. Um die höchste Stufe der Liebe zu erreichen, muß man vorher zur Erhebung der Seele kommen, alles Körperliche von sich abtun, sich als Mitschöpfer fühlen, und das kann man nur durch Paarung, nur durch Paarung. Auf dieser Welt zwischen Mann und Weib und auf jener Welt mit der himmlischen Schönheit, der ‚Tif'eret' . . .“

Mann und Weib? Ich hasse Männer! Sie sind so schwer, drückend, mit Bärten bewachsen, und die Bärte stechen, kriechen über den Leib, brr! Warum schaut er so auf mich? Warum schauen sie? Soviel gierige Augen! Und Nachman? Sein roter Bart wird größer, größer, weitet sich zu einem Fluß, einem feurigen Strom . . . Ihr wollt schauen? Ha, ha, ha! Gleich, gleich, aber vorher ins Feuer! Ins Feuer! Keiner soll bleiben! Jetzt schaut! Schaut, wie ich die Kleider abwerfe, öffnet eure gierigen Augen! Brennt es? Ha, ha, ha, Ihr habt doch schauen wollen! Schaut, schaut! Das ist Daniel! Wie er sich in den Flammen windet! Daniel! Daniel! . . .

Duszka öffnete die Augen; kalte Schauer durchzuckten ihren Leib. Daniel stand neben ihr, streichelte ihr die Stirn und beruhigte sie:

„Geh in dein Zimmer, du bist müde.“

Er nahm sie bei der Hand und ging mit ihr hinaus.

Während Daniel zurückkam und die Menge noch immer staunend Nachman umringte, erhob sich Temrele leicht von der Ottomane, klirrte mit den Perlenschnüren und begann vor Daniel zu tanzen. Keiner hörte mehr Nachman zu; alle blickten auf Temrele, die lässig Hände und Füße bewegte, sich bog und wand; ihre Augen, die großen schwarzen Augen, ließen nicht ruhig stehen, sie zogen jeden zum Tanz. Ihre Bewegungen wurden rascher, wilder, die weißen Zähne schärfer, die Augen sprühten Feuer, wurden böse, lachten, lockten. Die Menge hielt es nicht mehr aus, wurde mitgerissen, faßte einander bei den Händen, riß auch Mordechai in den Reigen, umringte Daniel mit Temrele und vergaß alles.

Mordechai bewegte sich wie nicht dazugehörig; er sah, wie sich die Hände allmählich entwirrten; der Knäuel löst sich, Paare ziehen sich zurück und bleiben in den Winkeln liegen. Ein wahnsinniger Schreck durchfuhr ihn, er mußte sich setzen. Ein Licht nach dem anderen verlosch. Es wurde finster. Nach und nach wurde die Finsternis schwächer, aus allen Winkeln schälten sich Gestalten. Durch einen offenen Fensterladen blickte ein runder, kalter Mond ins Zimmer. Eine verschleierte Gestalt stand plötzlich vor Mordechai, setzte sich auf seine Knie und umschlang ihn:

„Wenn es Euch nicht bequem ist, so sagt es nur, dann gehe ich sofort!“

Mordechai schwieg. Er wunderte sich, daß ihm keine bösen Gedanken kamen, und obwohl sein Herz ihm sagte, wer es war, hatte er doch Furcht, den Schleier zu heben.

In der Finsternis erklangen erstickte Schreie und über ihnen schwebte das leise Weinen des Mannes, der mit dem Kopf an die Wand schlug: „Vater, oj Vater, oj Vater!“

In der Tür stand Duszka. Ein weißes Nachthemd floß bis zu ihren Knöcheln. Sie schaute mit aufgerissenen Augen und sah nichts. Der Kopf mit dem kurzgeschorenen Haar, die dünnen Beine erinnerten an einen Knaben. Eine Weile stand sie unbeweglich. Dann wendete sie sich sehnsüchtig mit geschlossenen Augen dem Monde zu. Duszka glitt durch das Zimmer, wich den Stühlen und Menschen aus und blieb bei der Ottomane stehen. Sie streckte die Hand aus, als wollte sie jemanden berühren, wandte sich wieder dem Monde zu, schluchzte leise wie ein Kind, das einschlafen will, und entschwand aus dem Zimmer auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war.

Mordechai dachte nicht mehr daran, daß auf seinen Knien eine Frau saß; sie weinte. Und in ihrem Weinen klang die Melodie wieder, welche aus der alten Schul, aus dem Beth-Hamidrasch zu dringen schien, wo Generationen von Juden in Strümpfen auf dem Boden saßen und die Kinoth mit Tränen benetzten — — — — —

Von draußen klangen Stimmen. Sie kamen von allen Seiten.
 „So ein Greuel!“
 „So ein Greuel!“
 „Mit fremden Frauen.“
 „Unter dem Dach des Rabbi.“
 „Ausrotten muß man sie.“
 „Keine Spur darf von ihnen bleiben.“
 „Sabbatianer!“
 „Wirklich Sabbatianer.“
 „Er geht den Weg seines Großvaters, der Musterknabe!“
 „Welcher Musterknabe?“
 „Daniel.“
 „Er gehört doch zur Familie der Eibenschitz’.“
 „Du bist nicht wert, Rabbi Jonathans Namen in deinem Munde zu führen, du Lausub!“
 „Wer ist dieser Zaddik im Pelz?“
 „Die Frau des Schächters aus Lipno soll auch dort sein.“
 „Und die Frau von Reb Leibusch Pariczewer auch!“
 „An allem ist der Rote schuld.“
 „Wen meinst du?“
 „Und ich sage, an allem ist das freche Weib schuld.“
 „Wer?“
 „Temrele.“
 „Die Warschauerin?“
 Mordechai merkte, daß es zur Flucht zu spät war; er konnte erschlagen werden. Gleichgültig blieb er stehen und wartete, bis die Menge eindringen würde.
 „Gebt uns Nachman heraus“, — schrie einer durch das geschlossene Fenster.
 „Und Daniel.“
 „Den Verräter Israels.“
 „Dann soll euch nichts geschehen.“
 „Daniel, mein Lieb, verstecke dich“ — Duszka lief erschrocken, in den Pelz ihres Mannes gehüllt, auf ihn zu.
 „Sie können dir weiß Gott was antun. Ich bitte dich, Da-

niel . . . durch den Keller kann man zum Großvater hinüber . . .
Was wartest du noch?"

Besinnungslos, keine Bewegung im Gesicht, stand Daniel da und wartete, daß ihn eine Hand faßte; dann würde er gehen, wohin man ihn führte. Nachman stand vor ihm.

„Rabbi, verlass' uns nicht!“

Das genügte. Daniel, eben noch ängstlich, richtete sich auf, verbot Licht zu machen, versperrte Türen und Fenster und drückte jedem irgend einen Gegenstand, den er gerade greifen konnte, in die Hand, damit er sich verteidige.

Die Scheiben wurden eingeschlagen. Die Frauen rangen hilflos die Hände und weinten. Es dauerte nicht lange, da hatte die Menge draußen Tür und Fenster erbrochen, drang von allen Seiten ein, und es begann eine Prügelei.

Im Getümmel entkam Mordechai. Er lief quer durch den Garten, sprang über den Zaun und lief den Wieprz entlang.

Ihm wurde klar, daß der Chassidismus im Sterben lag. Er sah eine Judenwelt ertrinken. Eine halbnackte Duszka und eine ausgelassene Temrele genügten ihr, um sich zu vergessen. Wenn es wahr ist, daß die Zeit den Moschiach bringen wird, dann hätte er schon lange hier sein müssen! Jeder Tag des Galuth war und ist doch bereit, ihn zu empfangen! Wer weiß? Vielleicht muß der Moschiach von selbst kommen, vielleicht ist er schon unter uns. Er soll der Unfruchtbarkeit des Millionenvolkes ein Ende machen. Werden sie ihn erkennen?

Vielleicht . . .

Je weiter Mordechai durch das Feld schritt, desto fröhlicher wurde er; er vergaß, daß es Nacht war, denn er läuterte und heiligte in sich ein neues Wort, das aus der Ferne drang und fühlte Fäden ferner Welten in seinem Herzen zusammenlaufen.

Der Himmel hüllte sich in Flammen und breitete sich über Feld und Wald wie ein hellroter Schleier.

Mordechai blieb stehen. Er dachte an Riwkele, an Rabbi Mendele und war sicher, daß der Hof brannte. Eine Weile

stand er unschlüssig als wollte er umkehren, dann wehrte er mit einer Handbewegung ab:

„Mag es brennen!“

Die eisbedeckten Zweige flammten auf, die Kristallprismen und gläsernen Stämme leuchteten in tausend Farben. Da tauchten Vögel und Eichhörnchen auf, dort Hirsche und Hasen, sie äugten hinter jedem Baum hervor und jedem Busch.

Mordechai stand in einer Zauberwelt. Er öffnete seinen Mantel, nahm die Pelzmütze ab, unter seinen Füßen fühlte er die Asche brennender Höfe, den Staub untergehender Geschlechter. Plötzlich warf er sich, so lang er war, in den Schnee.

Der flammende Himmel breitete sich über ihn aus, senkte sich nieder und umhüllte ihn mit unirdischer Ruhe. Die Zweifel waren verschwunden, verflogen zwischen Himmel und Erde und ihn durchdrang solche Freude, daß er wie neubelebt aufsprang und mit festen Schritten den Weg über das schneebedeckte Feld nahm.

Salomo Molcho

Um zwei Uhr nachts kam Mordechai heim. Leise ging er in sein Zimmer, entkleidete sich, ohne Licht zu machen, und blieb auf seinem Bett sitzen. Geschehnisse ohne Zusammenhang schwebten an ihm vorüber, blitzten in seinem Herzen auf und erloschen wieder wie Sterne. In Gedanken sah er den Vater halb entkleidet auf dem Bett sitzen und das Nachtgebet sprechen, ihm gegenüber die Mutter mit verweinten Augen.

Ihn ergriff solche Sehnsucht nach einem Menschen, daß er sich dem ersten besten in die Arme werfen und ihm hätte beichten können. Mit einem Mal trat er zum Ofen, nahm Asche heraus und schüttete sie sich auf die Stirn, auf die Stelle gerade, wo man die Tefillin anzulegen hat, dann setzte er sich bei der Tür auf den Boden und ohne Worte entrang sich ihm jene weinende Melodie, die er als Knabe von seinem Großvater gehört hatte, wenn er das Mitternachtgebet sprach. Mordechai fragte sich nicht, warum er das tat, er wunderte sich nicht, daß er, der schon monatelang nicht gebetet hatte, mit einem Male die Mitternachtklage sang. Er hatte Lust zu weinen, und als die Tränen über seine Wangen rollten, betete er. Er fragte sich nicht einmal, woher er das Soharstück auswendig konnte, das ihm auf die Lippen kam; es war ihm wie einem, der im Traum einen Gemaraabschnitt auswendig hersagt, den er in seinem Leben nicht gelernt, eine Sprache spricht, die er nie gehört hat. Mordechai weinte. Er weinte vor Freude über die Läuterung seines Herzens, und seine Lippen murmelten:

„Alle haben recht, alle! Rabbi Mendele, Reb Itsche, der barfüßige Israel! Alle haben recht, alle! Daniel, Duszka, Temrele! Alle, alle — Felicia, Komarowski, Kahane . . . Alle, alle . . .

Mordechai wiegte sich immer stärker im Takte zu seinen Worten. Dann verstummte er. Ihm fiel ein, daß man das Soharstück, welches er vor sich hingesagt hatte, beim Ableben eines Rabbi zu sagen pflegt. Müde lehnte er den Kopf an die Wand.

Was ist geschehen? Was ist geschehen? Warum zerreißen alle ihre Kleider? Der Rabbi ist dahingegangen? Ja . . . Da liegt er! Reb Itsche steht bei der Tür und sagt den Soharabschnitt, den ich eben gesagt habe. Der Rabbi liegt da, bedeckt mit seinem weißen Seidenkaftan. Soviel Lichter, soviel Menschen! Die Wände schieben sich auseinander . . . Warum liegt er eigentlich auf der Bahre? Wer ist das? Der barfüßige Israel? Werft ihn hinaus! Werft ihn hinaus! Keine Hand rührt sich. Israel tritt zum Rabbi:

„Rabbi von Kozk, tu' Buße!“

Der Rabbi, in seinen weißen, seidenen Kaftan gehüllt, erhebt sich. Alles läuft davon, die Wände folgen. Das Zimmer wird immer größer, wird bloß Raum, und inmitten des Raumes steht Mordechai hilflos da. Der Rabbi faßt ihn schweigend bei der Hand, tut einen trippelnden Schritt, einen Schritt, seufzt und rührt sich doch nicht vom Fleck. Mordechai zittert, blickt sich um — sie stehen vor einer Höhle. Eine Stimme vom Himmel, wie ein Schofarton, durchreißt die Luft:

„Josef Caro! Josef Caro!“

Der Stein, welcher den Eingang zur Höhle versperrte, war fortgerollt. Ein ausgemergelter, alter Mann, ohne Hemd, mit nacktem Leib, nur einen Gurt von Blättern um die Lenden, saß am Eingang der Höhle und studierte. Der nackte Mann schaute sich nicht einmal um, er lernte weiter, und erklärte jemandem etwas, obwohl niemand in der Höhle zu sehen war. Von Zeit zu Zeit wandte er sich unruhig um, als störten ihn die fremden Blicke.

Eine Mißgeburt, mit wirrem Haar und Bart und einem furchtbaren Gesicht, das dem eines Fabeltieres glich, kroch aus der finsternen Höhle hervor und begrüßte Mordechai leise:

„Warum zitterst du? Du brauchst nicht zu erschrecken, ich bin Josef Caros ‚Maggid‘. Überwinde dich, mir in die Augen zu schauen, du wirst dort einen Abglanz von dem Gebetworte ‚Barmherzig und gnädig‘ finden. Da hast du ein Bündel mit Wegzehrung, begib dich auf die Wanderschaft, Kozk ist kein Ort für dich, geh ostwärts, geh westwärts, geh nordwärts und geh südwärts. Wandre durch die weite, große Welt, zu den Menschen, und wenn alle Wege dir bekannt sein werden, alle Menschen dir nahe, dann mach' halt an den Toren Roms. Und wenn dich ein Leid treffen sollte“ — die Mißgeburt beugte sich zu Mordechai und sah ihn eine Weile an; Mordechai fragte sich, wie es ihm nur vor einer Sekunde hatte einfallen können, des „Maggid“ strahlendes Gesicht sei häßlich — „und wenn dich ein Leid treffen sollte,“ — wiederholte der Maggid und raunte ihm dann ins Ohr — „dann kannst du mich mit diesem Einungswort herbeirufen. Geh, und deine Reise sei glücklich!“

Mordechai trat seine Wanderung an; er ging Tag und Nacht, durch Städte und Länder, deren Sprache er nicht einmal verstand. Seine Kleider zerfielen auf seinem Leibe, von seinen Schuhen war keine Spur mehr übriggeblieben, aber je stärker er die Verzweiflung aus dem Herzen verdrängen wollte, desto tiefer saß sie darin. Hungernd und dürstend schleppte er sich durch eine wüste Gegend und suchte zwischen den Steinen ein Wässerchen, um sich zu laben. Hinter einem großen Felsen kam eine Wasserschnur hervor und wand sich mit leisem Rauschen zwischen den Steinen und dem Gesträuch dahin. Mordechai ging dem Rauschen nach, da sah er einen Reiter auf einem edlen Roß und beschleunigte seine Schritte.

Wer ist das? Ein bekanntes Gesicht . . . ach, das ist ja Kahane! . . .

„Gut, sehr gut, Mordechai, setz' dich auf mein Pferd, zieh' meine Kleider an und reite in die Stadt!“

Zwischen den Felsen hallte ein Echo, das aus einer Höhle zu dringen schien:

„Und wo sitzt er?“

„Am Tore Roms!“

„Und was ist sein Zeichen?“

„Er sitzt zwischen kranken Bettlern — — — — —“

Und alle binden zugleich ihre Wunden auf und zu — — — —

Er bindet jede seiner Wunden besonders auf und zu — — —

Er sagt sich: Vielleicht ergeht der Ruf, da will ich nicht säumen.“

Das Echo tönte dreimal, in drei verschiedenen Lagen. Es be-
nahm Mordechai die Müdigkeit und vertrieb seine Verzweiflung.
Er schwang sich auf das Pferd, trieb es an und durchritt den
Titusbogen; dort betete er das Minchagebet, dann hielt er beim
ersten christlichen Gasthof:

„Wirt, ich bin ein Ritter aus dem Hause der Pires, ich habe in
Rom eine Geliebte, nach der ich mich zu Tode bange. Ihre Eltern
halten sie gefangen und haben starke Wachen aufgestellt, so daß
kein Ritter sich beim Schlosse zeigen kann, darin sie sitzt. Dar-
um bitte ich dich, Wirt, nimm mein Pferd und meine Kleider
und hole mir aus deinem Stall alte Lumpen . . .“

Mordechai hüllte sich in einen seidenen, mit Rot bestickten
Mantel, warf die Lumpen darüber und ging zur Tiberbrücke.

Hunderte von Krüppeln saßen dort, einer neben dem anderen,
und schliefen, an die Geländer gelehnt. Krüppel ohne Füße,
ohne Hände, ohne Augen; sie stritten, fluchten der ganzen Welt,
öffneten ihre Wunden und wärmten sie an der Sonne. Wenn ein
Ritter herankam, da wurden die Krüppel still, sprachen Segens-
wünsche und ließen die Perlen ihrer Rosenkränze abrollen. Die
offenen Wunden, die verfaulten Glieder, die Löcher, wo sonst
Glieder waren, all das schrie zu dem Vorübergehenden um eine
Gabe, und dabei zählten sie die Namen aller Heiligen auf.

Zwischen den Krüppeln saß Mordechai. Er flocht seinen
langen Rosenkranz wie die Arme einer Menorah um die Hand,
acht Arme um die Rechte, acht um die Linke, und merkte nicht,

daß von überall her hohe Tore und Kirchtürme, die unreinen, auf ihn zukamen.

Die Turmspitzen kamen immer näher, von allen Enden der Stadt kamen sie. Schmale und noch schmälere. Sie erschütterten die Luft mit dem Ton ihrer Glocken und verschlangen alles, was sie auf dem Wege trafen. Mordechai barg immerzu den göttlichen Funken, der in jeder dieser „Unreinheiten“, und brachte ihn zu seiner Wurzel zurück. Er ordnete die Funken, und feurige Buchstaben entstanden über den Armen, flammten auf und erloschen wieder und spiegelten sich im stillen Tiber wie in einem Silberspiegel.

Als die Buchstaben über den Armen noch stärker aufleuchteten und sich dem Lichte des „Unendlich“ zuwandten, da erhoben sich darüber in einer Reihe zweiundzwanzig verschwommene Buchstaben, die formten sich zu einem feurigen Kreis, blau wie Saphirstein. Da streifte Mordechai seine Schuhe ab, warf sich vor Furcht mit dem Antlitz zur Erde und wiederholte einige Male: „Gedanke, Wort und Tat, all das ist enthalten im Worte Gott“.

Aus dem Feuerkreis schälte sich ein zweiter, aus dem ein dritter und als ihre Zahl zehn geworden war, da sprühten blaue Schwaden Feuers und in dichtem Rauche erschien Gott, umgeben von den Seraphim.

„Heilig, heilig, heilig, öffnet die Tore, bahnt einen Weg, der Allmächtige naht!“ Die Flügel der Seraphim rauschten.

„Heilig, heilig, heilig . . .“

„Wer bist du?“ — so war's zu hören und nicht zu hören von Ost, West, Nord und Süd. — „Der Mensch hat dich zum Gott gekrönt, dich mit Donner und Blitz ausgestattet und dich zu einem Gott des Erbarmens und der Gnade und auch der Rache und Vergeltung bis ins vierte Geschlecht gemacht, deine Glieder abgemessen und dir eingeredet, daß man dir Tag und Nacht lobsingen muß. Wer bist du denn? Und auch du, du mit deinen blutigen Füßen und Händen, der du des Menschen Sünde erlösen wolltest durch dein eigen Blut, wer bist du? Dein Leben, dein

Tod, dein Mitleid, das sich auf den Trümmern der hölzernen und steinernen Götter ansiedeln wollte und noch bis heute durch die Welt irrt, ist genau so vergänglich wie diese Götter, wer bist du also? Selbst die schönste deiner Taten, daß Gott ein sündiges Weib zu sich erhob, ist auch nicht mehr als menschlich, was willst du also? Winde und krümme dich, soviel du willst, du, den der Mensch, das Stück Lehm, zu einem Gott gekrönt hat, den es hieß aus Rom Jerusalem zu machen; wisse, deine Stunde hat geschlagen, dein Tag geht zu Ende, zu Ende . . .“

Mordechai öffnete die Augen.

Er saß bei der Tür. Es begann zu tagen. Er wollte sich an seinen Traum erinnern, aber er konnte es nicht. Er erhob sich, ging auf und ab, blieb plötzlich beim Tisch stehen und blickte lange auf ein offenes Buch. Einige Male las er den Titel: „Sefer Ham'foar“. Mit einem Male sah er seinen ganzen Traum vor sich . . .

Nun war es ihm klar, warum Menschen, die die Welt aufgewühlt und dem Leben einen neuen Inhalt gegeben haben, keine Schriften hinterließen. Immer war ein Schüler gekommen, manchmal auch mehrere, und sie schrieben im Namen des Lehrers. Und es war gut so!

Mordechai nahm das Buch zur Hand. Es war in Saloniki gedruckt. Wie arm, wie arm! Der Schatten eines Schattens! Welche Verbindung hatte dieses Schriftchen mit der Lichtgestalt des Diogo Pires? Diogo Pires — Salomo Molcho — der Prophet Eliahu, der erschienen, der Welt zu künden, daß der Messias vor den Toren Roms sitzt; der Gottes Wort vernehmen läßt, daß der Tiber die sündige Stadt überfluten werde. Sein Wort erschreckt den Papst Clemens den Siebenten so, daß er seinen Palast verläßt und flieht . . .

Es klopfte.

Der „Maggid“

Mordechai öffnete. Ein junges Dienstmädchen brachte ihm das Frühstück. Sie streckte ihre noch nicht entwickelten Schultern vor, wollte von Mordechai bemerkt werden und verbrachte einige Minuten damit, das Frühstück auf den Tisch zu stellen.

Mordechai ging auf und ab, als wäre niemand im Zimmer. Als das Mädchen sich zum Gehen wandte, fragte er:

„Freide, hast du gestern das Feuer gesehen?“

„Welches Feuer?“

„Du weißt gar nichts?“

„Hat es denn gebrannt?“

„Der Hof des Rabbi . . .“

„Um Gottes Willen!“ — das Mädchen faßte sich mit den Händen an die Wangen und verzog das Gesicht, als wäre ein Unglück geschehen — „Das kann nicht sein! Wenn, Gott bewahre, etwas gewesen wäre, so hätte doch Dobe, die Semmel-frau, etwas gewußt; sie hat aber gar nichts erzählt. Nein, nein!“ — setzte das Mädchen kokett hinzu — „Mordechai macht sicher Spaß!“

„Ich mache keinen Spaß!“ Mordechai wurde noch ernster, denn er begann selbst zu zweifeln.

„Ich will nur das Geschirr abwaschen,“ das Mädchen öffnete die Tür, „dann laufe ich sofort in die Stadt; es kann nicht sein, kann nicht sein!“

Mordechai begann zu essen. Er schlang die Bissen ungekaut hinunter und sann indessen darüber nach, ob er wirklich nicht

nur geträumt hatte, daß der Hof brannte. Ja, der Hof hat gebrannt! Der barfüßige Israel hat ihn angesteckt!

Mordechai schob das Essen weg und stand auf; und dem barfüßigen Israel bin ich gestern bei Nacht begegnet? Und Temrele habe ich tanzen gesehen? Und eine verschleierte Frau hat auf meinem Schoß gesessen? Und Duszka im Hemd? Hat der Hof gebrannt oder sollte das alles nur ein Traum gewesen sein? Vielleicht . . . und der „Maggid“? Und Joseph Caro und Salomo Molcho? . . .

Der Widerhall lachender Stimmen erklang immer wieder. Er trat ans Fenster, sein Herz klopfte; er hauchte auf die vereisten Scheiben und schaute hinaus. Im Garten ging Felicia mit Komarowski spazieren. Mordechai atmete schwer. Er setzte sich wieder zum Tisch . . . Ach was, was geht mich Felicia an, sie ist mir doch wildfremd! Das Lachen im Garten hörte nicht auf. Mordechai sprang auf, um den Laden zu schließen, und zog die Gardine vor. Er schritt durchs Zimmer, rannte wie ein Tier im Käfig auf und ab, und als das Lachen aufhörte, blieb er mitten im Zimmer stehen und horchte. Er schob die Gardinen auseinander, öffnete einen Flügel und sah das Paar zwischen den schneebedeckten Bäumen verschwinden und wieder auftauchen. Seine Erlebnisse jagten an ihm vorüber.

Felicia, Felicia . . .

Dein Geliebter hat das Allerheiligste betreten, den Vorhang zerrissen und wir vergehen in Blut . . .

Felicia, Felicia . . .

Selbst wenn du tausendmal schöner wärest als Kleopatra, was wäre dann? Mehr als eine Berenice, eine Esterka, ein Keksweib, wirst du nie sein!

Felicia, Felicia . . .

Wozu hast du deinen Geliebten in das Heiligtum gelassen? Wozu? Durch deine Schuld vergehen wir in Blut, durch deine Schuld, Felicia . . .

Weine, weine . . .

Arme Felicia, meine unglückliche Schwester . . .

Mein Blut kocht in mir, das Blut der Propheten siedet in mir, denn ich sehe, was aus dir geworden ist, was sie aus dir gemacht haben . . .

Schwester . . .

Wir werden nicht schweigen, wir werden Rache nehmen für unser Blut, für deine Schönheit, für deine Keuschheit . . .

Wir sind die Schwächsten?

Ja, Schwester, schon einmal haben die Schwächsten in die Welt ein Irrsal geschleudert, aus dem sie bis zum heutigen Tage sich nicht befreien kann.

Sei getrost, Schwester, sei getrost . . .

Durch die jüdischen Friedhöfe wandelt mehr als eine Felicia, mehr als eine geschändete Surele kündigt, der Messias sei gekommen, und harrt seiner als ihres Bräutigams. Und wenn wir die Pein nicht mehr werden tragen können, dann wird eine Surele oder eine Mirjam aufs neue die Welt in ein Irrsal verwickeln, aus dem sie nie mehr sich befreien kann!

Felicia, Felicia! . . .

Mordechai verließ das Zimmer. Strahl kam ihm entgegen, einen Pack Zeitungen in der Hand.

„In Warschau steht es gar nicht gut.“

„Was gibt es?“

„Seit Kronenberg den ‚Kurjer Poranny‘ gekauft hat, kann man das Blatt nicht in die Hand nehmen. Auf jeder Seite dasselbe Lied — Juden und wieder Juden. Die Polen glauben wahrscheinlich, die finsternen ‚Kaftanträger‘ hätten plötzlich entdeckt, wie arm im Geiste sie seien, und sich durstig auf die polnische Kultur geworfen! Die Dummköpfe, neunundneunzig Prozent der Juden Polens wissen gar nicht, daß so etwas wie polnische Kultur existiert!“

„Was sagt Ihr zu Jastrows Predigt in der Karmeliterkirche?“ fragte Mordechai, nur um etwas zu sagen, und nahm sich in Gedanken vor, Strahl über den Brand bei Nacht zu befragen.

„Na, er hat Amerika entdeckt!“ Strahl zuckte mit den Achseln.

„Dieselbe Lehre hat Kahane schon voriges Jahr gepredigt! Kahane kann ich begreifen, aber wenn ein Rabbiner, dazu noch der von Warschau, wie Rabbiner Meisels, dasselbe predigen geht, so sehe ich Gefahr darin. Es ist doch ganz klar,“ Strahl schaute auf die Zeitungen, als lese er etwas von dort heraus, „ist Polen das Vaterland des Warschauer Rabbiners, so ist Rußland das des Moskauer, und wenn es, Gott bewahre, zu einem Zusammenstoß kommen sollte, so müssen beide Rabbiner Todfeinde werden und mit Messern aufeinander losgehen. Hätten die Juden immer eine solche Politik geführt, von uns wäre längst keine Spur mehr übriggeblieben! Was willst du mehr, der Marquis Wielopolski selbst ist dagegen! Und wie der Zar in Wilna war, wer hat ihm am lautesten Hymnen gesungen? Odyniec, einer der größten polnischen Dichter! Er hat dem Kaiser zu Ehren eine polnische Hymne geschrieben, in der er alle an Patriotismus übertrifft, sogar den Russen Kukolnik. Jetzt frage ich dich, was hat es für einen Sinn, daß unsere Aufklärer die Polen übertreffen wollen? Nein, Mordechai, wir Juden dürfen uns nicht einmengen!“

Strahl machte eine selbstzufriedene Bewegung mit dem Zeitungspaket und schwieg.

Mordechai sah Strahl und den Vater, die Schwäher, vor sich. Der Vater hatte beim Aufstand von 1831 Proviant geliefert. Sein Pferd war bei Wolja unter ihm getötet worden, als der Feind Warschau eroberte. Und Strahl? Er schreit: Unsinn, die Juden dürfen sich nicht einmengen, aber für sein Geld sind schon mehrere hundert Gewehre aus dem Ausland herübergeschmuggelt worden.

Ein Dienstmädchen, mit einem Flederwisch in der Hand, trat singend aus der Tür. Als sie den Herrn sah, verstummte sie und wollte zurückgehen. Strahl hielt sie an.

„Schläft die Madame noch?“

„Die Madame ist spazierengegangen.“

„Allein?“

„Die Madame ist mit dem Grafen gegangen.“

Die gute Laune auf Strahls Gesicht war verschwunden. Er rieb sich mit zwei Fingern die Augen, gähnte, und über sein Gesicht breitete sich eine stumpfe Müdigkeit, wie bei einem Kurzsichtigen, wenn er die Brille ablegt. Er hüstelte:

„Ein netter Mensch, der Komarowski!“

„Wieso, weil er jüdische Fische liebt?“ Mordechai ertappte sich dabei, daß er zu weit gegangen war, und wurde rot.

„Was liebt er? Jüdische Fische?“ Strahl tat, als hätte er nicht verstanden. „Woher weißt du, daß er jüdische Fische liebt?“

Sein Blick ging Mordechai durch und durch, als wollte er etwas herausfinden, dann lachte Strahl dünn und hilflos. Sein Gelächter hatte etwas Vogelartiges.

Felicia kam indes herbei, vom Frost gerötet, faßte kokett eine Hand ihres Mannes und legte sie an ihre Wange:

„Kalt?“

„Wo hast du den Grafen gelassen?“ er legte ihre Hand in seine, streichelte sie, und die Runzeln auf seinem alten Gesicht lächelten, um Mordechai zu sagen, er sei im Irrtum.

„Er ist auf der Veranda und sieht die Post durch.“

„Hat er schon gefrühstückt?“

„Nein.“

„So werde ich ihn einladen.“

„Gut. Wohin gehst du? Er sitzt doch auf der Veranda, die nach der Straße liegt.“

Mordechai sog den leichten, an Myrten erinnernden Duft ein, den Felicia hinterlassen hatte; er fühlte sich nicht mehr einsam und trat aus dem Vorraum.

Mordechai ging auf einem ausgetretenen kleinen Pfade dahin. Er gab nicht mehr Felicia die Schuld, sondern dachte daran, es gäbe nichts Häßlicheres, als wenn ein alter Mann eine junge Frau nimmt.

Versorgte Juden eilten aus der Synagoge, die Tefillinbeutel unter dem Arm, die Gesichter in die Wintermäntel vergraben. Eine Jüdin, die in ihrer Schürze Holz aufgeschichtet hatte, ging durch den tiefen Schnee, hielt dabei das Holz mit den von

Kälte gekrümmten Fingern und seufzte. Aus einem Eßwarenladen trat ein Jude, den Tallisbeutel unterm Arm. Er hielt ein Brot in der Hand, klopfte mit den Fingerspitzen auf die Rinde, ob sie gut ausgebacken sei, und im zufriedenen Vorgefühl, daß er das frische Brot in die heiße Grütze einbrocken werde, eilte er lächelnd heimwärts.

Der Alltag ringsum lähmte Mordechais Hände und Füße. Er blieb einen Augenblick stehen, als wäre er halb aus einem Traum erwacht; unter dem Eindruck der Ereignisse ringsum blitzte es in ihm auf:

„Was für einen Zweck hat das? Was für einen Zweck?“

Er ging durch die Seitengassen, um den Leuten auszuweichen und wollte von weitem einen Blick auf den „Hof“ werfen.

„Scholem alejchem, Mordechai.“

Vor ihm stand Schamai Schaft in einem Schafspelz. Mordechai betrachtete den Pelz mit dem breiten Kragen und war überzeugt, Schaft habe ihn nicht gekauft, sondern bei einem Grafen an Zahlungsstatt für Wucherzinsen genommen; er dachte daran, daß der Vater Schamai einmal geohrfeigt hatte.

„Seid Ihr schon lange in Kozk?“

„Seit gestern. Ich habe dich beim Rabbi im Beth-Hamidrasch gesucht. Wo steckst du eigentlich?“

„Waret Ihr schon am Hofe?“

„Natürlich, ich habe schon Reb Itsche gesehen . . .“

„In der Nacht war, glaube ich, ein Feuer?“ fragte Mordechai so nebenher.

„Und ob . . . Das war ein Feuer! Die ganze Nacht hat es gebrannt.“

Mordechai fragte weiter:

„Der Hof ist also ganz niedergebrannt?“

„Kein Brett ist übriggeblieben, der Schaden beträgt schwere Tausender.“

„Und die Thorarollen?“

„Wie meinst du?“

„Sind wenigstens die Thorarollen gerettet?“

„Es hat doch auf dem Gutshof hinter dem Friedhof gebrannt.“

„So?“ Mordechai riß die Augen auf, als hätte er plötzlich einen starken Schlag über den Kopf erhalten. „So . . .“

„Was hast du denn geglaubt?“ Schamai lächelte.

„Gar nichts.“ Verlegen runzelte Mordechai die Stirn. „Wann seid Ihr . . . gestern, sagt Ihr, seid Ihr gekommen? Was gibt es im Walde Neues?“

„Der Vater ist so wie immer, du weißt ja! Und die Mutter weint in einem fort, daß ihr armer Motele in der Fremde sein muß. Ich habe einen Brief für dich.“ Er suchte in allen Taschen. „Hier, und wenn du Geld brauchst, so sag' mir's nur, ich gebe dir welches.“

„Ihr vertraut mir?“ Mordechai riß den Brief auf, um ihn zu lesen, besann sich aber eines anderen und legte ihn in die Brusttasche.

„Deines Vaters Wort ist soviel wie der beste Wechsel!“ Die kleinen Augen Schafts funkelten. „Hast du Zeit, Mordechai?“

„Was gibt es?“

„Ich möchte mit dir ein wenig sprechen; ich muß noch aufs Gericht, und wenn du Zeit hast, so begleite mich.“

Mordechai ging mit; seine Neugier, was Schamai ihm wohl zu erzählen hätte, wuchs, bewirkte eine Unzahl von Vermutungen, gleichzeitig ängstigte er sich um den Vater, der nicht hören konnte, wie die Mutter weinte, und jetzt sicher allein im Walde herumliefe, in seinem Ärger mit den Bauern schimpfte, fühlte, daß er untergehe, daß sein Gutsherr Tabetzki schon untergegangen war. Und Schaft, der stets zu fragen pflegte, seit wann es denn feststehe, daß man mit einem weißen Kragen und schwarzen Schuhen gehen müsse, vielleicht wäre es gerade umgekehrt, mit schwarzem Kragen und weißen Schuhen — der Schamai, welcher fortwährend im Gericht sitzt, jeden Tag einem anderen Gutsherrn seinen Besitz wegnimmt, wird noch Herr über — — —

„Shamai,“ Mordechai blieb stehen, „wird es Euch nicht schon zuwider, das ganze Leben lang zu prozessieren? Wißt Ihr,

daß Ihr eine ganze Welt zu Feinden habt? Ihr seid doch ein reicher Mann und es wäre schon Zeit, daß Ihr von Eurem Reichtum einen Genuß habt, nicht . . .“

„Ha, ha, ha!“ Schaft lachte spitz. „Da spricht aus dir deines Vaters Sohn! Ich weiß, daß Geld nicht alles ist! Aber so üppig leben wie dein Vater, das muß man können! Ich kann mir ja gewiß ein Mittagessen für fünf Gulden gönnen, sogar eines für zehn Gulden, aber offen gestanden, es ist für mich eine Qual! Das lange Sitzen, die Bedienung, drei Fleischgänge — ich kann das nicht vertragen! So gehe ich lieber in eine gute jüdische Garküche, dort kostet es mich im ganzen einen Gulden und ich habe ein Vergnügen daran! Siehst du, mit deinem Vater will ich mich ja nicht auf eine Stufe stellen! Er wirtschaftet aber über seine Kräfte! Glaubst du wirklich, dein Vater sei so reich? Keine Spur! In Plozk kannst du Dutzende von Juden finden, die reicher sind als er. Und daß ich so viele Feinde habe — was kann ich tun? Die Menschen werden ihresgleichen nie gönnen, daß er reich wird! Ja,“ er strich über seinen grauen, schütterten Bart, „man hält mich für einen argen Geizhals, aber glaube mir, Mordechai, könnte ich für meine Zirl einen ordentlichen Mann kriegen, ich ließe ihm sofort das ganze Geschäft und würde mich ganz zurückziehen . . . Verstehst du, mit dem Vater kann ich ja nicht sprechen! Er weiß, daß Schamai noch bei deinem Großvater in der Gesindestube saß, ihm für einen Gulden in die Stadt gefahren ist, um dort Geflügel schächten zu lassen, vor ihm gestanden ist wie ein Pächter vor dem Grafen; und dein Vater ist ein feiner Mann, wahrhaftig, ein Reicher, wie er sein soll, ein großer Wohltäter!

Aber eine Kleinigkeit vergißt er, dein Vater — daß Schamai der reichste Mann in der Gegend ist, daß er jeden Augenblick dem jungen Tabetzki den Wald nehmen kann und dann ist dein Vater, in höchsteigener Person, mein Angestellter!“

Mordechai fühlte sich im Namen des Vaters gekränkt, er wollte ihn unterbrechen.

„Schai aber . . .“ Schaft schlug sich an die Brust und

sprach weiter, „Schamai weiß, wer dein Vater ist und wird das nicht tun, Schamai ist kein Wucherer! Aber nicht davon wollte ich sprechen! Da spreche ich so vor ein paar Wochen mit deinem Vater — um bei der Wahrheit zu bleiben, ich kann mit ihm nicht sprechen — ich erzähle, daß ich den Wald erwerben und ihn den Kindern als Mitgift geben will — — da fragt er — was für Kinder? Nun kann ich ihm schon nicht mehr in die Augen sehen und sage leise, ich glaube, wenn Reb Abraham . . . wie es schon vorkommt . . . Glaubst du, Mordechai, ich bilde mir solche Dummheiten ein? Ich weiß, daß ich nicht seinesgleichen bin! Natürlich, wie kommt Schamai zu Reb Abraham? Aber da Gott mich mit so großem Reichtum gesegnet hat, so glaube ich, es wäre vielleicht doch vom Himmel bestimmt, wir sollten uns verschwägern. Was sagst du? Du hättest hören sollen, wie mich der Vater angefahren hat! Ich kenne ja den Vater, kenne alle seine Verrücktheiten . . . darum habe ich mir vorgenommen, ich wollte lieber mit dir sprechen, du bist ruhiger . . . ich wollte dich fragen, ob etwas daraus werden kann, Mordechai; dann ziehe ich mich ganz vom Geschäft zurück und übergebe dir alles, mein ganzes Vermögen . . . nun, was sagst du?“

Mordechai traute seinen Ohren nicht. Er konnte nicht begreifen, daß Schamai, den man auf eine Million Gulden schätzte, und in dessen Haus keine Waschschiüssel da war, um sich darin zu waschen, sondern ein Loch bei der Tür ausgegraben wurde, in die das Nägelwasser gegossen wurde, daß dieser Mann imstande sei, sein ganzes Vermögen wegzugeben, um sich Vornehmheit zu kaufen. Das rührte ihn so, daß er ganz verlegen wurde. Er brachte es nicht über sich, die Wahrheit zu sagen, daß er jetzt nicht daran denke zu heiraten, sondern beabsichtige fortzufahren; er sah einen ganz anderen Schamai vor sich, dem er keinen Kummer bereiten wollte. Seine Zunge setzte sich ohne seinen Willen in Bewegung und er stotterte hervor:

„Habt keine Sorgen, Schamai, es wird schon alles gut werden.“

Beide gingen mehr als eine Minute schweigend nebeneinander. Plötzlich erinnerte sich Schaft:

„Ich habe ganz vergessen! Was sagst du zu der Liste von Namen, die im Beth-Hamidrasch hängt?“

„Was meint Ihr?“

„Man erzählt,“ — Schaft hob die Achsel, daß der Kopf kaum herausschaute — „heute nacht wären bei Daniel Dinge geschehen, die man gar nicht über die Lippen bringen kann! Und das unter einem Dach mit Rabbi Mendele! Wer hätte das voraussehen können? So ein Greuel, so ein . . .“

„Eine Liste, sagt Ihr, hängt im Beth-Hamidrasch?“

„Am Morgen hat sie dort gehangen, dann hat Reb Dowidl sie abreißen lassen. Glaubst du, es sei eine Ehre für Reb Dowidl? Überall spricht man davon, der Hof würde Daniel zwingen, sich von Duszka scheiden zu lassen. Hat man sie aber verprügelt! Jeder von ihnen hat einen Denkkettel bekommen; Nachman wurde so geschlagen, daß er zu Bett liegt! Am Hofe herrscht sehr gedrückte Stimmung! Ja, hör' zu, Mordechai — wie kommt es, Mordechai, daß dein Name dort zu finden ist?“ Schamai machte eine naive Miene. „Ich habe ihn selbst gelesen . . .“

„Mein Name?“

„Ja, ich habe mich gewundert. Sag selber, wie kommt das, daß du . . . ich meine, wie schickt sich das . . . Reb Itsche hat großen Kummer darüber! Du weißt ja, er spricht nicht . . .“

Mordechai antwortete nicht, er hörte nicht einmal, was Schamai sprach. Er fühlte, daß ihm Kozk mit einem Male zu eng wurde; bei Strahl konnte er es nicht aushalten, es trieb ihn aus den Zimmern: bei Reb Dowidl würde man ihm heute oder morgen die Tür verschließen . . . er gedachte des „Maggid“, der ihn in die große Welt geschickt und gesagt hatte, Kozk sei kein Ort für ihn; er wandte sich an Schamai:

„Hört, Schamai, ich möchte, daß Ihr mir fünftausend Gulden borgt, aber mit der Bedingung, daß der Vater davon nichts erfährt.“

„Wozu brauchst du soviel Geld?“

„Ich brauche es.“

„Wann wirst du volljährig? In einem Jahre?“

„In zwei Jahren.“

„Gut, so komm zu mir in den Gasthof hinüber.“

„Wann?“

„Wann es dir am bequemsten ist. Ich werde hier sicher noch zwei Wochen bleiben.“

„So sehen wir uns, sagen wir . . . was ist heute für ein Tag? — Mittwoch?“

Mordechai merkte, daß ihm auf der anderen Seite der Straße jemand winkte; er erkannte Kahane und verabschiedete sich von Schamai.

„So sehen wir uns nächste Woche.“

„Gut.“

Mordechai ging zu Kahane hinüber und drückte ihm die Hand:

„Ich dachte, Sie wären in Warschau?“

„Heute früh bin ich zurückgekommen.“ Kahane hielt Mordechais Hand fest. „Hören Sie, fahren Sie mit mir zu den Franziskanern.“

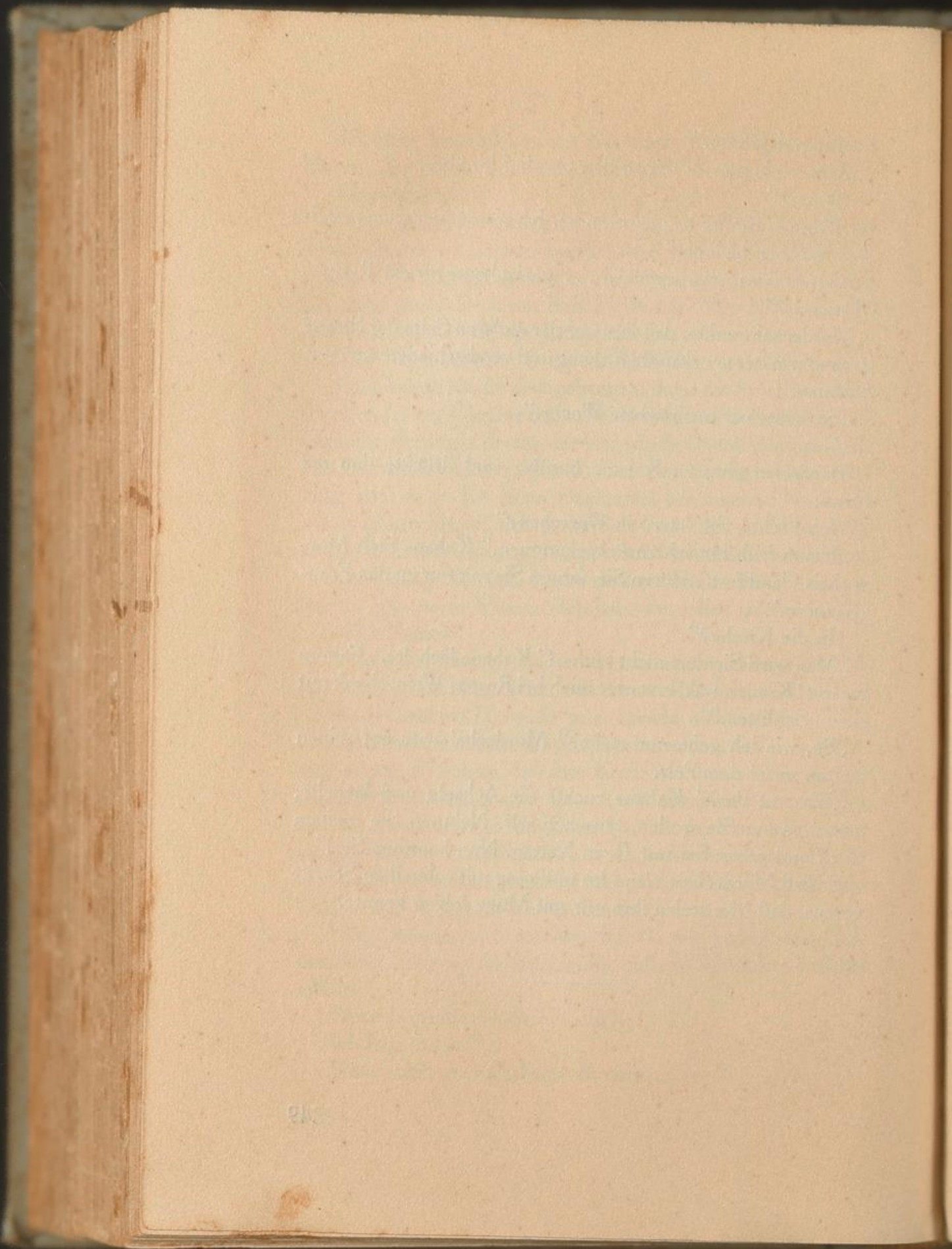
„In die Kirche?“

„Man wird Sie dort nicht taufen!“ Kahane lächelte. „Fahren Sie mit! Komarowski erwartet mich bei Rosens Weinschank mit einem Schlitten.“

„So, wie ich gehe und stehe?“ Mordechai wies auf seinen Kaftan unter dem Pelz.

„Was tut das?“ Kahane zuckte die Achseln und lächelte. „Aber, wenn Sie wollen, tauschen wir. Nehmen Sie meinen Rock und geben Sie mir Ihren Kaftan. Nun kommen Sie!“

Er ließ Mordechais Hand los und ging mit schnellem Schritt voraus, daß Mordechai ihm nur mit Mühe folgen konnte.



VOR DEM STURM

VOR DEM STURM

Rom und Jerusalem

Er war untersetzt und starkknochig; die zu breiten, ein wenig gebogenen Schultern ließen den großen Kopf kleiner erscheinen. Die tiefen Winkel an den Schläfen mit den einzelnen zerzausten Locken, die aus schwarzer Seide zu sein schienen, flossen mit der breiten Stirn zusammen, und unter den dichten, schwarzen, hoch gewölbten Brauen funkelten ein paar unruhige Augen, die sagten: Dieser Mensch führt alles aus, was er beginnt.

Die polnischen Emigranten in Frankreich, Belgien und Deutschland kannten gar wohl „unseren“ Kahane und in den Studentenkolonien vergötterte man ihn und nannte ihn „Der heilige Paul“.

Philipp Kahane reiste von einer Kolonie in die andere. Er hielt Vorträge über die großen polnischen Literaturwerke, wie „Die Ahnen“, „Die ungöttliche Komödie“, lehrte die jungen Menschen Dichtungen lesen, organisierte sie politisch und half dem General Mieroslawski eine studentische Organisation gründen, die bereit war, beim ersten Rufe sich dem Aufstand anzuschließen.

Kahanes Polnisch hatte jüdischen Akzent; er konnte sich nicht von dem hebräischen Idiom und den Bildern und Vergleichen der Propheten befreien, sein Satzbau war jüdisch, und als ihn einer seiner Kollegen, ein Pole, darauf aufmerksam machte und ihn fragte, warum er sich davon nicht befreien wolle, antwortete er, er wolle nicht den Inhalt der Form opfern, einfach deshalb, weil er als Jude geboren wäre.

Kahane hatte keine Ahnung davon, wie man eine Pistole ladet, und doch hielt er vor Studenten Vorlesungen über Fortifikationslehre, Taktik und Strategie.

Beim ersten Anblick hatte seine ganze Figur etwas Komisches. Der bewegliche Kahane mit den schwarzen Locken verschwand fast inmitten der blonden, hochgewachsenen Polen. Aber wenn er sprach, vergaßen seine blonden Zuhörer, daß zwischen ihnen ein kleiner Jude stand; sie sahen einen Propheten über sich, der feurige Blitze schleudert, Felsen und Berge mitreißt, peinliche Unruhe um sich verbreitet, die über Polens Felder und Wälder jagt und kündet, die Stunde sei nahe — und die Jugend verläßt die Schulen und die Bücher, der Bauer den Pflug auf dem Felde samt Weib und Kindern, und freiheitstrunken sammeln sie sich in den Wäldern.

Kahane war jahrelang im Auslande herumgereist, Kommunist gewesen, und hatte den Plan gehabt, eine Kolonie, eine Art „Neues Ikaria“, in Amerika zu errichten, dazu Geld gesammelt und Auswanderer geworben. Zu dieser Zeit war er in Paris Moses Heß begegnet und sein Plan zerrann in nichts. Heß hatte solchen Eindruck auf Kahane gemacht, daß er seine früheren Kameraden scheel anzusehen begann; er begriff nicht, warum seine Kollegen, die erst gestern oder vorgestern ihrer jüdischen Umgebung entronnen waren, sich ihrer jüdischen Abstammung schämten, während Graf Jelenski, dessen Familie schon in der dritten Generation christlich, dessen Urgroßvater Reb Schaje ein Apostel Jakob Franks gewesen war, bei jeder Gelegenheit sein Judentum betonte und es allen vor Augen führte, als wäre es sein eigentlicher Adel.

Kahane begann fromm zu werden, ließ sich den Bart wachsen, predigte in Paris im Beth-Hamidrasch, die Erlösung sei nahe, und glaubte, die Zeit sei gekommen, da alle unterdrückten Völker die schweren Grabsteine von ihren Gräbern wälzen und wieder auferstehen würden.

Er durchstreifte die Straßen von Paris und spann die Fäden weiter, welche seine Brüder, die Propheten, auf dem Berge

Moriah zu knüpfen begonnen hatten und die bis zum heutigen Tage noch nicht gerissen sind. Selbst als das heidnische Rom dem griechischen und jüdischen Kulturleben ein Ende gemacht hatte, wuchs aus den Trümmern ein neues Leben hervor, das sich durch einen Juden offenbarte. Und jetzt, da das christliche Rom in Agonie liegt und ein neues Leben an die Türen pocht, die Menschen zu Taten weckt, kündigt, die Erlösung sei nahe und liege in des Menschen eigener Hand — auch jetzt wird dieses neue Leben durch einen Juden offenbart.

Kahane vergötterte Heß, sah zu dessen Gefährtin Sybille empor wie zu Magdalena, stand am Quell der jüdischen Offenbarung, schöpfte daraus Gottes Wort, verbreitete es im Beth-Hamidrasch, wo man ihn für einen Verrückten hielt, verbreitete es unter polnischen Studenten, wo man ihm nicht zuhörte. Doch er wurde nicht müde, auf der steinigen Erde zu säen, bis ein Wunder geschah — zwischen den felsigen Spalten zwängten sich da und dort trotzige Bäumchen empor, trieben Zweige und Wurzeln im trockenen Gestein und ermahnten an Gottes Wort.

Kahane sah, seine Arbeit würde nicht mehr verlorengehen und würde ohne ihn geschehen; befriedigt kehrte er nach Polen zurück, im festen Glauben, heute oder morgen würde das polnische Volk sich befreien, wiederauferstehen, die Erlösung näherbringen.

Als Kahane und Mordechai zum Weinschank kamen, sahen sie schon von weitem Komarowski mit Jelenski im Schlitten sitzen.

Flink sprang Jelenski vom Schlitten und kam ihnen entgegen.

„Macht Euch miteinander bekannt!“ Kahane reichte ihm die Hand und wies auf Mordechai. „Graf Jelenski . . .“

„Zum Teufel noch einmal“, Jelenski unterbrach ihn und seine Augen entschuldigten sich bei Mordechai, „was für ein

Graf bin ich für ihn? Ich heiße Jerzy, Jerzy Jelenski! Ich heiße nach meinem Großvater — Jeruchem.“

Das letzte Wort akzentuierte er und sah Mordechai mit einem so krankhaften Stolz an, als hätte er nicht einen jüdischen Namen genannt, sondern einen vom ältesten polnischen Adel.

Er wies Mordechai einen Platz an, sprang in den Schlitten und rief dem Kutscher zu:

„Vorwärts!“

„Es ist ja eine Schande, ein Graf zu sein! Am Königshofe wurde mit dem Adelstitel Handel getrieben, genau so wie meine Ahnen mit Schnaps handelten! Und unter Stanislaus August konnte jeder Lump für fünf- oder sechshundert Dukaten Graf werden!“

Mordechai betrachtete Jelenski. Er sah ein jüdisches Gesicht. Aber seine länglichen, wie schwarzes Bier funkelnden Augen, blickten fest und durchdringend, und keine Spur von der Unsicherheit und Angst, die in jüdischen Augen liegt, war darin zu finden.

„Was sagen Sie dazu,“ bemerkte Kahane, „wie die ganze Presse Jastrows Rede aufgenommen hat.“

„Wie sagte er doch? Zwei Brüder eines Bodens?“ — Jelenski lachte laut. „Was für Brüder sind wir, etwa du mit Graf Komarowski oder mit Mieroslawski? Ich nicht! Ich bin ein Jude! Davon rede ich nicht erst, daß es beim Aufstande von 1831 Morawski nicht paßte, daß die Schlachtschitzen zusammen mit den Juden kämpften; sogar der ‚große‘ Lelewel war damals auch dagegen — und jetzt auf einmal Brüder? Was brauchst du mehr? Nimm meinen Alten! Ein frommer Katholik, betet unaufhörlich, verkehrt ausschließlich mit Pfaffen und droht, mich zu enterben, wenn ich nicht frömmer werde und nicht aufhöre, ihm mit dem Großvater Jeruchem zuzusetzen, gerade wenn Gäste im Hause sind, ha, ha, ha! Braucht ihr einen besseren Katholiken? Aber der Alte hat eine Schwäche: er jagt die arme Schlachta aus dem Hause, welche um meine Schwester wirbt, und will für sie einen Grafen, unbedingt einen aus den alten

polnischen Grafengeschlechtern; aber die Grafen, die wollen es ihm für keinen Fall verzeihen, daß der Großvater Jeruchem vom Bischof Dembowski hundert Rutenstreiche bekommen hat!“

„Rutenstreiche?“ fragte Mordechai überrascht.

„Ja, Herr, Rutenstreiche. Das war, warten Sie . . . das war im Winter 1750. Der fromme Bischof hatte befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden müßten alle Juden Kamieniec Podolsk verlassen, doch kein Pole dürfe es wagen, ein jüdisches Haus zu kaufen. Mein Großvater aber stiftete die Juden an, ihre Häuser in Brand zu stecken, damit sie nicht der Kirche anheimfallen. Er warf als erster den Brand in sein Haus, und vom jüdischen Viertel blieb über Nacht keine Latte übrig. Dafür hat man ihn mitten auf dem Markt auf den Schnee gelegt und gepeitscht, und der fromme Dembowski hat meine Großmutter gezwungen, die Hiebe zu zählen, die ihr Mann erhielt . . .“

Jelenski blickte von einem zum anderen, um sich von dem Eindruck zu überzeugen, den seine Worte machten.

Sooft Komarowski derlei Reden Jelenskis hörte, geriet er in Verlegenheit, als wäre er an allem schuld, wäre schuld daran, daß sein Großvater und sein Vater zur Belustigung aller Gäste Bauern und Juden hatte peitschen lassen. Er schaute auf die drei Juden, die ihm nahestanden und doch so fremd waren. Der Spott, der ihm schon von Kindheit an gegen die Juden eingepflanzt worden, war verschwunden und er sah in jedem Abkömmling aus jüdischem Blute etwas Tragisches, ein Geschöpf mit einem Kainszeichen. Er war mit Jerzy aufgewachsen, mit ihm zusammen in die Schule gegangen und hatte mit ihm zusammen geträumt; aber sooft er zu ihm auf Besuch kam, flößte Jerzys Vater mit seinem sorgenvollen Gesicht, flößten ihm die schweren Heiligenbilder und das leise Sprechen Furcht ein, und er hatte das Gefühl, sich in einer anderen Welt zu befinden, die ihm immer fremd bleiben würde.

Jelenskis Augen funkelten und er fuhr fort.

„Der Bischof fürchtete, die kommenden Generationen wür-

den seiner großen Ergebenheit an die Kirche vergessen, deshalb beschrieb er selbst, wie er die Ungläubigen vertrieben hatte, ohne Mitleid mit Kindern und Greisen, wie er sie mit Hunden und Stöcken bis zu den Hüften in den Schnee gejagt hatte. Es tat ihm leid, daß er den krätzigigen Jeruchem nicht hatte verbrennen, sondern mit hundert Hieben hatte laufen lassen. Am Schlusse seiner Schrift drückt der Bischof die Hoffnung aus, sein Buch werde in jedem katholischen Hause zu finden sein.“

„Das ist ja dasselbe Buch, das dein Vater aufzukaufen sucht“, fiel Kahane ihm ins Wort.

„Ja, er zahlt schweres Geld dafür, er will nicht, daß man seinen Stammbaum so gut kennt.“ — Jelenski lächelte in seinen schwarzen Schnurrbart. — „Das Buch ist nicht mehr zu bekommen. Ich habe aber Angst, daß mich der Alte nicht mehr über seine Schwelle lassen wird! Wißt ihr, was ich tun will? Ich lasse es neu drucken und werde noch den Stammbaum von Jeruchem bis Piotr Jelenski hinzugeben und es allen unseren Nachbarn zuschicken, ha, ha, ha! Was sagt ihr dazu?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, faßte er Komarowski bei der Hand und sprach weiter:

„Eure ‚Einigkeit‘ ist Unsinn! Wenn ihr, du und deine Ahnen, nicht ein paar hundert getaufte Juden verdauen konntet, die euch noch jetzt wie ein Knochen im Halse stecken, wie könnt ihr davon träumen, die Juden Polens zu assimilieren? Von eurem Flachshaar wird doch keine Spur bleiben!“

Die Pferde trabten durch den Schnee, wirbelten kalten, stechenden Staub auf, schlugen mit den langen Schweifen an ihre glänzenden Flanken, warfen die Köpfe mit den erhitzten Nasenlöchern in die Höhe und wieherten.

Jelenski hörte nicht auf zu sprechen, und sein herzliches Lachen rollte auf der Straße dahin.

Mordechai war entzückt über Jelenskis Worte; er betrachtete den stolzen Grafen und suchte eine Beziehung zwischen ihm und den „Mah-jufess“-Juden, von denen er sprach. Er sah Molcho vor sich, als er nach Regensburg geritten kam, um

am kaiserlichen Hofe empfangen zu werden, überzeugt, den Kaiser für sich zu gewinnen. Mordechai war es immer ein Problem gewesen, warum Molcho seinen ersten Besuch dem Hofjuden Josselmann abgestattet hatte, mit dem er sich nicht einmal verständigen konnte. Reb Josselmann, ein bedrückter deutscher Jude, mit dem gelben Fleck auf der Schulter, vor jedem vorübergehenden Christen sich tief zur Erde neigend, und Molcho — ein stolzer Ritter, am Königshof erzogen! Als er jetzt Jelenski betrachtete, wurde es Mordechai klar, warum Salomo Molcho sich dem Hofjuden Josselmann von Roßheim gesellt hatte.

„Mit dir ist ja nicht zu reden“, unterbrach Komarowski Jelenski einige Male.

„Willst du noch etwas hören?“ Jelenski Augen leuchteten. „Ich habe ein kleines anonym erschienen Buch liegen, in dem beschrieben wird, wie mein Vater zum Christen gemacht wurde. Sooft ich dieses Büchlein lese, fällt mir ein, daß der Pole mehr nach der Herrschaft seiner Rasse Sehnsucht hat als nach einem polnischen Staat.“

„Nicht richtig, das ist nicht richtig.“ Kahane machte eine ärgerliche Handbewegung.

„Der Autor des Büchleins“ — Jelenski ließ sich durch Kahanes ärgerliche Handbewegung nicht aus dem Konzept bringen — „klagt, man könne nicht durch die Straßen von Warschau gehen, ohne einem Neophyten zu begegnen. Die Neophyten befassen sich nicht mit Arbeit, jeder von ihnen hat zwanzig Schankhäuser, sie leben ganz abgesondert, verheiraten sich nie mit einem wirklichen Katholiken, kurz, sie sind dieselben Juden geblieben wie früher, ha, ha, ha, wie gefällt dir das?“

„Sonderbar, sonderbar“, Kahane ließ seine Finger knacken, „kann man das Buch von dir bekommen?“

„Gewiß, ich habe sogar herausbekommen, wer das anonyme Büchlein geschrieben hat, es ist ein Pfaff mit Namen Hogortowski; aber hört weiter zu: Bei meines Vaters Taufmahlzeit, so erzählt er, waren etwa dreißig Neophyten zugegen, aber kein

einzig wirklicher Katholik. Das Essen war genau so wie bei Juden: gefüllte Fische, weißer Barches, das Reden mit den Händen, die furchtsamen, schlaun Augen, sogar das zu häufige Kreuzschlagen. „All das ließ mich fühlen“, so sagt der Autor, „daß ich zwischen Juden sitze, daß sie mich scheel ansehen; sie haben jüdische Worte in ihr Gespräch eingeflochten, die ich nicht verstand; sie schienen vor mir auf der Hut zu sein, wie vor einem Fremden; so bin ich mitten im Festessen weggegangen.“

Alle schwiegen eine Zeitlang und mieden Komarowskis Blick, als hätten Jelenski's Worte ihre Fahrt unnütz und unsinnig erscheinen lassen.

„Da sind wir schon“, rief Kahane.

Bergauf zogen sich sorgfältig gereinigte Wege, zu deren Seiten tiefer Schnee lag. Langgestreckte, weiß getünchte Gebäude waren auf dem Anwesen verstreut; sie sahen von weitem wie Kasernen aus. In der Mitte stand eine Kirche mit zwei Türmen, deren Kreuze, mit Schnee bedeckt, sich scharf in der durchsichtigen Luft abhoben. Die Kirchentüren standen weit offen, die Flammen der Wachskerzen leuchteten aus den Schatten hervor, verschwanden und blinkten wieder auf. Von allen Seiten fuhren Bauernschlitten heran. Junge Burschen mit Knotenstöcken kamen in ganzen Trupps, Frauen in schwarzen Kleidern knieten vor der Kirche und verschwanden einzeln in den geöffneten Türen, wie in einer tiefen, beleuchteten Höhle. Mönche in langen, braunen Kutten, mit Gürteln, deren Troddeln zwischen ihren Beinen baumelten, wandelten gottesfürchtig zwischen der Menge und taten ihre Tagesarbeit, als wäre nichts Außerordentliches vorgefallen.

Der Schlitten hielt. Jelenski schlug die Decke zurück, alle stiegen aus. Es war schwer, zur Kirche durchzukommen. Die Menge drängte von allen Seiten. Immer neue Trupps kamen herbei. Einer trug ein Kreuz, ein anderer ein Heiligenbild. Ringsum tönte Gesang. Da hörte er auf, dort begann er, dort wieder fiel man mitten ein; unaufhörlich bekreuzigte sich das Volk und sang still mit wie beim Ablaß.

Ein junger Priester trat grüßend näher. Er warf einen Seitenblick auf Mordechai. Als man ihn vorstellte, wurde es Mordechai unheimlich; er fühlte alle Blicke auf sich gerichtet.

„Herr Kahane,“ zufrieden wies der Priester auf die unaufhörlich hinzuströmende Menge, „jetzt wird schon niemand mehr sagen, das Volk sei gegen den Aufstand, was?“

Mordechai hörte nicht zu. Er stand mit gesenktem Kopf und halb geschlossenen Augen und fühlte nicht, daß sich um ihn eine feste Mauer von Menschen erhob, die sich immer dichter zusammenpreßte und alles verdeckte, was ringsum vorging.

Die Menge geriet in Bewegung; sie wollte näher zur Kirche kommen und schob Mordechai vorwärts; er war eingeklemmt, wurde vom Strom getragen wie ein Stück Holz und fürchtete, Kahane könnte in der Masse zerquetscht werden. Als er sich umsah, erblickte er ringsum mißtrauische Gesichter und stechende Augen; er hörte einen alten Mann, der eine Konfederatka trug, erzählen, wie er in den dreißiger Jahren Warschau verteidigt hatte; aber niemand hörte ihm zu. Alle drängten mit offenen Mündern, gierigen Augen und vorstehenden Ellenbogen zur Kirche; Mordechai kam der Gedanke, ob diese gleiche Masse imstande wäre, sich einem Feinde, wer immer er wäre, entgegenzustellen.

Beim Kircheneingang, wo das Muttergottesbild stand, war eine weibliche Gipsfigur aufgestellt. Sie trug auf dem Kopf eine Konfederatka, auf der Brust einen weißen Adler aus Blumen gewunden; an Händen und Füßen hingen Eisenketten. Ein Häuflein junger Burschen und Mädchen kniete auf dem Schnee und sang:

Boze cos Polske . . .

Die Menge fiel in den Gesang ein.

Bei der Statue stand plötzlich ein Priester, ihm folgte ein zweiter, ein dritter. Die Menge rührte sich nicht; sie stand mit strahlendem Antlitz, hörte nicht, was gesprochen wurde, sondern fühlte bloß, die Stunde sei gekommen, die Ketten müßten zerrissen werden.

Kahane sprach mit heiserer Stimme und fuhr dabei mit den Fäusten durch die Luft. Die in seiner Nähe Stehenden schwenkten die Hüte und schrien: „Einheit.“ Mordechai fühlte einen nassen Schnurrbart, der nach Tabak roch, auf seinen Wangen, ein alter Pole hatte ihn umarmt und küßte ihn:

„Einheit sagt man, also Einheit!“

Jemand stimmte an und gleich hallte es über den ganzen Abhang:

Z dymem pozarow — — —

Der Gesang erhob sich immer höher, schwebte über den Pelzmützen der Bauern; in der Luft hing der heilige Glaube eines Volkes, daß es heute oder morgen frei sein werde.

Ein Brausen ging durch die Luft:

„Er kommt, er kommt!“

„Wer?“

„Prinz Poniatowski.“

„Wer ist das?“

„Wer das ist? Wie soll man es dir sagen?“

„Ein Prinz?“

„Ja, Herr, ein Prinz.“

„Nein, es ist ja Graf Zamojski.“

„Weißt du es gewiß?“

„Gewiß oder nicht gewiß, aber, mein Lieber, da kommt bestimmt nicht irgendwer!“

„Was sagst du zu dem Gespann?“

„Wie das leuchtet!“

„Gold!“

„Reines Gold.“

Aus dem Walde sprengte eine Suite Schlachtschitzen heran. Man lief ihr entgegen; niemand wußte, wer gefahren kam. Verschiedene Namen wurden gerufen, man stritt, man wettete. Bald erschien eine Kutsche, an der zehn Pferde vorgespannt waren, entsprechend den zehn Gouvernements Polens. In der Kutsche saß ein junger Mann, von Damen umgeben. Die Pferde waren in blauseidenen Brokat gehüllt, auf dem silberne Adler gestickt

waren, und trugen auf den stolz emporgeworfenen Köpfen goldene Wappenschilder. Graziöse Töchter Polens in nationalen Krakauer Trachten bildeten eine Ehrenwache, beugten ein wenig ihre stolzen Köpfe und bezauberten mit ihren blauen Augen und den blonden Zöpfen. Leise schwangen die Glocken. Aus der Kirche kam dem Prinzen eine Prozession entgegen. Stärker schwangen die Kirchenglocken, und die stolzen Töchter Polens beugten ihre Köpfe tiefer; höher und stärker klang ihr Gesang, von dem Seufzen einer jüdischen Geige begleitet. So wurde das schwere Joch abgeworfen, die Schmach und das Leid des polnischen Volkes übertäubt, still und gottesfürchtig beugte die Menge die Knie vor ihrem Prinzen und sehnte sich nach einem Worte.

Stolz stand der Prinz über dem knienden Volk und kaute kriegerisch an seinem langen Schnurrbart; da sah er vom Walde her einen Juden kommen. Es war Moischele, der Dorfschauchet, ein kleines Männchen mit schütterem Bart; er trug einen Sack mit Lungen und Lebern nach Hause. Der Prinz vergaß, daß die Menge kniete und seines Wortes harrete. Er sprang aus der Kutsche, lief dem kleinen Juden entgegen und umarmte und küßte ihn. Die Schlachtschützen schwenkten die Konfederatka, die Damen ihre weißen Seidenhandschuhe, das Volk, das eben noch im Gebet versunken war, sprang mit einem „Vivat“ auf und schrie: „Einheit, lang lebe Moschko!“ und unter den Zurufen der Damen ging dem Prinzen sein Temperament durch; er hob Moische in die Höhe, ohne sich daran zu kehren, daß der kleine Jude mit den Füßen strampelte und weinte, und setzte ihn in die Kutsche; der Zug fuhr weiter.

Die Damen suchten den Schauchet zu beruhigen, streichelten ihn, nahmen Samtbänder, Schleifen, Geschmeide vom Halse, flochten daraus für ihn eine Konfederatka mit einer Pfauenfeder, besprengten ihn mit Parfüms aus silbernen Flacons und losten, wer ihn zuerst abküssen sollte. Der arme Schächter saß unglücklich da, weinte und betete.

Mordechai tauchte plötzlich bei der Gipsfigur auf, an der

heilige Fahnen flatterten. Bleich, die Hände erhoben, stand er, etwas vorgebeugt, ohne sich zu rühren. Seine offenen milden Augen blickten ein wenig erschrocken, und der Blick, welcher in sie fiel, konnte sich von diesen Augen nicht mehr befreien. Zwischen den flatternden Fahnen erglänzten zwei Gesichter, wie die zweier leiblicher Brüder — der bleiche Gottessohn und der noch bleichere Mordechai.

Das Geschrei wurde gedämpfter, der Gesang leiser. Da und dort deutete man mit den Fingern in die Richtung, wo Mordechai stand, wie auf ein Wunder. Keiner begriff, was geschehen war, erstaunt hob sich die Menge auf die Zehenspitzen:

„Wer ist das?“

„Ein Jude?“

„Er sieht aus wie der Herr Jesus.“

„Wer ist das?“

Mordechai stand reglos wie vorher, das Antlitz bleich und schmal, die Haare nachlässig über die Stirn fallend, den Mantel geöffnet, die weißen edlen Hände zum Volke gewendet.

Die plötzliche Stille sauste in den Ohren und machte das eintönige Klingen der Kirchenglocken noch deutlicher; Furcht mit Neugier gemischt, wogte durch die Herzen.

Niemand bemerkte, daß aus dem Walde Kosaken auf kleinen flinken Pferden heransprengten. Plötzlich ertönte Trommelwirbel. Die Kosaken mit funkelnden Bajonetten und schußbereiten Karabinern kamen näher.

Statt zu fliehen drängte sich die Menge noch mehr aneinander, Schulter an Schulter, verfloß in eins, in eine unendlich lange Mauer; über dieser Mauer stand Mordechai, wie aus mattem Marmor gemeißelt, eine Hand an das Muttergottesbild gelehnt, und blickte auf die Menge.

Die Masse gab sich einen Ruck; sie wollte in die Kirche, war aber so zusammengepreßt, daß keiner sich loslösen konnte. So schienen sie in der Luft zu hängen, als hätte sich ihr eine Faust in den Hals gebohrt, und blickte mit glotzenden Augen auf den bleichen Juden.

Die Trommeln schwiegen, die heisere Stimme eines Offiziers ertönte:

„Auseinander, sonst jagt man euch mit dem Gewehr auseinander!“

Alles stand unbeweglich. Ein junger Priester erhob ein Kreuz und stimmte an: *Swiety Boze* . . .

Die Menge fiel ein.

*Swiety Boze, swiety mocny,
Swiety a niesmiertelny, zmiluj sie nad nami.*

Alle entblößten das Haupt; der Gesang wurde stärker. Trotzig schauten sie auf die glitzernden Bajonette, auf die Mündungen der angelegten Karabiner, bereit, die Kräfte gegeneinander zu messen.

Leichter Trommelschlag, der klang, wie wenn man Erbsen schüttelt, ließ die Luft erzittern. Er wurde stärker und ging in ein Heulen über, daß kalte Schauer über die Leiber liefen. Ein Knall übertäubte für einen Augenblick den stillen Gesang. Der ausgemergelte Priester ließ das Kreuz fallen, ein zweiter hob es auf, fiel aber sofort, von einer Kugel durchbohrt, nieder; Mordechai fing das Kreuz auf.

Die zusammengepreßte Menschenmauer gab nach. Sie sprang über die stöhnenden Gefallenen, doch ohne zu weichen; und mit erhobenen Stöcken, mit geballten Fäusten, mit Steinen warf sie sich dem Feind entgegen.

Mordechai lief voraus.

Das zerrissene Hemd, aus dem der weiße Körper frei hervorleuchtete, die schmerzlich zusammengepreßten Lippen, die flammenden Augen schienen dem Feind entgegenzuschreien:

„Schieße! Morde unschuldige Menschen!“

Jemand faßte Mordechai bei der Hand. Er sah einen Knaben, der sich an ihn klammerte, ein stummes erschrecktes Augenpaar war auf ihn gerichtet; Blut rann dem Knaben aus dem Munde. Mordechai legte ihm das Kreuz auf die Lippen und sofort riß ihn der Strom weiter. Er lief wie im Fieber, fühlte,

wie seine Hände glühten und brannten, wollte sich von den weißglühenden Eisenstücken befreien, die er zwischen den Fingern hielt, und tausend Ereignisse leuchteten in einem einzigen Augenblick in ihm auf; er hielt das Geheimnis der Welt in der Hand, das blutige Geheimnis, wollte es in die Masse schleudern wie einen wilden Stier, daß sie rasend werde und sich bei lebendigem Leibe auffresse. Er hob die Hand und sah, wie das Kreuz wuchs; es blieb zwischen ihm und der Masse stehen wie eine eiserne Mauer. Rote Feuertropfen jagten surrend vorbei. Mordechai war es, als würde er zurückgeschleudert — zerbrochen lag das Kreuz zu seinen Füßen. Er sah Kahane über dem zerbrochenen Kreuz stehen, mit ausgebreiteten Händen und hörte ihn schreien:

„Rom ist gefallen, Rom ist gefallen!“

Die Masse hielt inne, dann wirbelte sie kopfüber und verschwand im Blau des Horizonts. Mordechai wunderte sich, warum es plötzlich so still geworden war. Er rief, er lief auf das Blau zu. Alles war erstorben, verschwunden.

Blut und Feuer

Mordechai öffnete die Augen, aber er konnte das Weiß des Schnees nicht ertragen und schloß sie wieder. Er wunderte sich, warum er sich nicht bewegen konnte. Sein ganzer Leib war starr. Der Schnee, welcher auf seinem offenen Hemd lag, floß glühend über seinen Körper; er kam zu sich und konnte sich ganz und gar nicht erinnern, wie lange er schon dalag. Er war sicher, er sei verwundet.

Er begann mit den Händen um sich zu tasten, griff das zerbrochene Kreuz und erinnerte sich daran, daß der junge Priester bei der Kirche liegengeblieben war. Dieser Priester ist für Polen gefallen, für seine Brüder — die Tausende von Bauern, welche von überallher gekommen sind; und ich, Mordechai? Warum liege ich da?

Eine Krähe schrie, eine zweite, eine dritte fiel ein. Mit Geräusch stießen Krähen von allen Seiten nieder. Dort mußte wohl ein Mensch liegen. Mordechai spähte angestrengt hin; er sah die schwarzen Schnäbel über den Schnee streichen, länger und spitzer werden, auf und ab fallen, wie blinkende Klagen, niederstoßen, wo der Mensch lag. Eine Krähe hatte sich mit ausgebreiteten Flügeln auf den Schädel des Toten gesetzt, stieß mit dem Schnabel wie ein Specht und hieb mit unheimlicher Genauigkeit auf den Schädel ein, tief und immer tiefer, als wollte sie ihn mit einem Keil spalten. Mordechai fuhr es plötzlich durch den Sinn, daß er ja gar nichts sah, sondern sich alles bloß vorstellte; er erbebte. Der Wunsch, zu leben, begann in ihm

zu wachsen, und je stärker und toller das Krächzen wurde, das die Stille der Nacht erzittern machte, desto stärker wurde in Mordechai der Wunsch zu leben.

Mordechai blickte um sich und horchte. In das Krächzen der Krähen mischte sich ein abgehacktes Geräusch, als redeten Menschen. Auf dem Schnee, dort, wo der Mond einen Lichtpfad gezeichnet hatte, bewegte sich ein Menschenschatten. Mordechai kroch auf allen vieren vorwärts. Hinter einem Strauche ließ sich eine Bauernstimme hören:

„. . . eine Kugel im Hinterteil . . .

„Nun, steh auf, Herr Rebell, steh auf! . . .

„Wolltest ein bißchen rebellieren, was? . . .

„Wie starr das ist! . . .

„Hast Angst gehabt, daß man dir den Wald wegnehmen wird, hast prügeln lassen, wenn ein Bauer ein Stück Holz für eine Deichsel nahm; aber jetzt schweigst du, was? Mehr als ein Brett für den Sarg wirst du auch nicht mitnehmen! . . .

„Wirst nicht mehr Bauern im Hofe peitschen lassen . . .

„Nicht mehr zu ihren Weibern gehen . . .

„Nun, bieg den Fuß ein, so, jetzt streck deine Haxen aus! . . .

„Da du Lust hattest zu rebellieren, so bleib da mit deiner Kugel im Hinterteil . . .

Mordechai konnte nicht mehr an sich halten; er sprang auf und stürzte auf den Busch zu. Erschrocken faßte der Bauer einen gefüllten Sack, rief instinktiv „Jesus Maria“ und nahm Reißaus. In seiner Angst warf er auch den Sack weg und verschwand. An den Strauch gelehnt, stand ein nackter Leichnam. Sein rechtes Auge war ein wenig geöffnet, der Mund verzerrt, die linke Schnurrbarthälfte zwischen den zusammengepreßten Lippen eingezwängt, so daß es Mordechai vorkam, da stehe ein Mensch mit nur einem halben Gesicht, blicke ihn vorwurfsvoll an, weil man ihn in einer so kalten Winternacht nackt ausgezogen hat, und scheint hilflos zu weinen. Ein Juchtenstiefel, den der Bauer nicht Zeit gehabt hatte in den Sack zu stecken, lag im

Schnee. Über der Brust der Leiche hing ein kleines Kreuz. Mordechai stand vor dem Toten mit gesenktem Kopfe, wie vor einem offenen Grab; er wußte nicht, wer es war, hatte vergessen, wie das Schicksal sie beide hierher gebracht hatte; er sah den verwaisten Stiefel und in seinen Ohren klang es:

„Wirst nicht mehr Bauern im Hofe peitschen lassen.“

Die Krähen ringsum schrien unaufhörlich. Mordechai legte den Toten nieder, und obwohl er wußte, daß die Krähen ihn ausgraben würden, schüttete er doch einen Schneehügel über ihn, steckte das zerbrochene Kreuz hinein und ging querfeldein.

Erst jetzt bemerkte er, daß er seinen Pelz nicht mehr hatte. Die kalte Winternacht fuhr ihm durch alle Glieder. Immer wieder schüttelte er sich, wie um sich vom Frost zu befreien. Er fragte sich nicht mehr, was er hier tat; er verstand jetzt, daß der ausgemergelte Priester, daß der Tote, den er eben im Schnee begraben hatte, nicht für ihre Brüder gefallen waren. Die Brüder haben dieses Opfer nicht angenommen. Wie hungrige Wölfe waren sie in der Nacht herbeigestürzt und nahmen Rache für das Gute, das man ihnen tun wollte — und vielleicht auch für die Schläge des Gutsherrn, für die Tränen ihrer Weiber und Töchter?

Vielleicht . . .

Mordechai ging schneller. Er lief fast; jedes Geräusch nahm sein Ohr auf und unterschied jedes genau . . . Wie ein Wagenlenker, der mit einem Paar wilder Pferde vorwärtsstürmt, die Zügel festhält und sicher ist, wie schnell auch die Pferde dahinjagen, seinen Händen würden sie sich nicht entreißen — mit derselben Sicherheit hielt sich Mordechai an seine geschärften Sinne und drang immer tiefer in die Nacht hinein. Die Sicherheit war in ihm und strömte aus jedem seiner Glieder, die Sicherheit, von der man selbst nicht weiß, bis man mit sich allein ist.

Mordechais Hirn sprühte Flammen. Er sah ein Feuer um sich auflodern, das immer größer wurde und ein Gebäude nach

dem anderen erfaßte. Nackte Menschen laufen hin und her, zittern vor Kälte und können sich nicht am eigenen Feuer erwärmen. Das Feuer strömt wie ein Fluß dahin und loht. Die Menschen ringen miteinander, einer klettert über den anderen hinüber, sie wollen hinaus. Und inmitten des Flusses steht ein verbogenes Kreuz wie ein Damm und läßt keinen weiter. Es steht fest wie Gabriels Stab mitten im Meer . . . Dort ist bloß Rom erbaut worden und hier — eine Welt, eine ganze Welt, die untergehen muß. Blitzartig sah Mordechai einen Bau nach dem anderen sinken, ein Haus nach dem anderen prasselnd zusammenstürzen. Auf den Trümmern steht ein Jude, steht Er, ruft zu sich die Erniedrigten, die Hungrigen, die Gepeinigten, reißt die Schleusen auf, bricht die Dämme, bringt die Flut über die Erde und führt über alles den Untergang herbei, daß der Mensch nackt, neugeboren weiterspinnen könne den Faden Gottes, den jüdischen Faden, der noch nicht gerissen ist . . .

Spät bei Nacht klopfte Mordechai an ein niedriges Häuschen. Eine verschlafene Stimme tönte von drinnen:

„Wer ist dort?“

„Ein Wanderer will übernachten.“

Keine Antwort. Mordechai wollte schon weitergehen, da hörte er ein Geräusch bei der Tür. Eine verärgerte Stimme sprach:

„Sie lassen einen nicht schlafen! Treiben sich bei Nacht umher wie böse Geister!“

Knarrend öffnete sich die Tür und hinter ihr sprach es:

„Kommt herein, schnell, sonst haben wir den ganzen Frost.“

Mordechai trat in eine finstere Stube. Stickige warme Luft, die nach Kartoffeln und Kuhmist roch, schlug ihm ins Gesicht. Er schaute sich um, ohne jemanden zu sehen, und sagte:

„Entschuldigt, gute Leute, daß ich euch geweckt habe. Ich will bloß über Nacht bleiben, ihr sollt dafür bezahlt bekommen. Am Morgen gehe ich gleich weiter. Ihr braucht nicht Angst zu haben . . .“

„Um eines Menschen willen, ist nichts schwer,“ tönte aus dem Dunkel eine Frauenstimme, in der Furcht und Ergebung zugleich klangen, „aber, lieber Herr, heutzutage, da die Wege voller Wölfe, aber keiner Menschen sind, da muß man vorsichtig sein!“

„Das Volk rebelliert auch bei euch?“ fragte Mordechai.

„Das Volk, Herr, ist wild geworden, hat keine Furcht mehr vor Gott und haust in den Wäldern, daß man seines Lebens nicht sicher ist, wenn man durch sie fährt!“

„Und wie ist der Gutsherr?“ fragte Mordechai. „Das Dorf gehört doch Rudowski.“

„Ja, lieber Herr. Der Gutsherr, fragt ihr? Er ist, wie ein Gutsherr eben ist! Ins Vorwerk darf man nicht die Nase hineinstecken.“

„Der junge Herr“, warf der Bauer ein, „ist kein Gutsherr, das ist ein Hundsfott! Er kann nichts als Bauern peitschen!“

Im Dunkel tönte das sehnsüchtige Muhen eines Kalbes.

„Ihm ist bange nach der Mutter. Gestern hat man das Junge entwöhnt und im Stall ist es kalt, da haben wir es ins Zimmer genommen.“

Der Bauer faßte Mordechai bei der Hand und führte ihn zum Ofen:

„Herr, da habt Ihr ein Kissen, kriecht hinauf; auf dem Ofen liegt Heu, da könnt Ihr Euch hinlegen, aber erschreckt nicht, meine Kinder schlafen dort.“

Mordechai stieg vorsichtig auf den Ofen. Über einer Decke schimmerte ein Kopf mit Flachshaar. Er streckte sich aufs frische Heu hin. Die schimmernden Haare, welche neben ihm lagen, machten ihn unruhig. Er hatte große Lust, sein müdes Haupt in den Haaren zu bergen; er fühlte, wie seine durchfrorenen Glieder auftauten; die Haare breiteten sich auf ihm aus wie frische Ähren, drückten leicht auf die Augenlider, das sehnsüchtige Blöken des Kalbes wurde flehender, ferner, immer ferner, bis es in weiter Ferne verschwamm.

In Mordechais Schlaf drangen Stimmen. Er fuhr auf mit der Vorstellung, er sei auf einem Jahrmarkt, und setzte sich auf. Sein erster Blick ging nach der Seite, wo die leuchtenden Haare gelegen hatten; er fand nichts und begann selbst zu zweifeln; am Ende war es ein Traum gewesen? Der Gänsekäfig, welcher über Nacht ins Zimmer genommen worden war, stand beim Ofen. Die Gänse steckten ihre langen Häuse durch die Stangen, reckten die Köpfe und schnatterten ihr einförmiges Gon-gon-gon. Das Kalb lag auf dem Stroh, streckte flehentlich die Schnauze vor und stöhnte ein zitterndes Muh. Ein alter Bauer, ohne Rock, meißelte mit einem Stemmeisen eine Mulde aus einem Holzklotz heraus. Neben ihm saß seine Tochter am Spinnrad, und die Flachssträhnen, welche um ihren Hals hingen, flossen mit den durchsichtigen Haaren zusammen.

„Essen, essen!“ rief die Bäuerin, schob unterm Ofen einen Holzklotz hervor, legte das Brett der Schlafbank darauf und stellte eine irdene Schüssel voll dampfender Kartoffeln hin. Der Dampf erfüllte bald das halbe Zimmer. Die Tür öffnete sich. Herein, kam ein altes Weiblein an einem Stocke:

„Gelobt sei . . .“

„In Ewigkeit Amen! Alte, warum so früh?“ fragte die Bäuerin. „Habt Ihr Euch mit der Schwiegertochter gezankt?“

Die Alte klopfte den Schnee von ihren mit Lappen umhüllten Schuhen, schaute mit ihren trüben Augen auf die dampfenden Kartoffeln und seufzte:

„Ich zanke mich mit niemandem . . . ich kann mit dem schlimmsten Menschen auskommen . . . wenn man Tag und Nacht arbeitet, hat man keine Zeit zu streiten . . . man nimmt uns ja den Atem . . . mit einem Tier muß man auch Mitleid haben, es ist Gottes Geschöpf, wie erst mit einem Menschen? Schlechte Zeiten, liebe Marta, schlechte Zeiten . . . unter drei Herren habe ich schon gedient, aber ich erinnere mich nicht, daß die Bauern aus dem Hofe davongelaufen wären . . . der Vater von unserem, der selige Rudowski, der war doch die Güte selber, nicht umsonst hat ihn das Volk ‚Jesulein‘ genannt; aber einen Sohn hat

er hinterlassen, der Donner möge ihn treffen, er kennt keine Kirche, was ist das für ein Katholik? Das ist der verfluchte Luzifer, wie er in den heiligen Büchern steht, ist es da ein Wunder, daß die Bauern, gute Katholiken, davonlaufen? Bei den Herren von heute hat ja der Mensch keinen Wert, er ist ärger als ein Hund . . . Wladek haben sie zum Strohschneiden genommen, er hat geschnitten, bis ihn die Kräfte verlassen haben, Tag und Nacht, hat man je so etwas gehört? Jetzt liegt er im Bett und kann nicht atmen, er klagt über Seitenstechen . . . man muß ihm zur Ader lassen . . . so bin ich gekommen, um Euch zu bitten, Wojciech, Ihr möchtet nach dem Essen hinüberkommen . . .“

„Gut, gut, Mütterchen! Ich werde kommen!“

„Gott möge Euch helfen!“ die Alte deutete dabei mit dem Stock auf die Dachbalken, als wollte sie zeigen, wo Gott ist, und ging mit kleinen Schritten hinaus.

Die dampfenden Kartoffeln benahmen Mordechai den Atem, er spürte eine Leere in der Herzgegend. Er sprang vom Ofen und wiederholte einige Male:

„Schönen Dank für das Nachtlager!“

„Und wie habt Ihr geschlafen, Herr, bequem?“ fragte der Bauer, und Mordechai fühlte, daß ihn alle vom Kopf bis zu den Füßen musterten.

„Wie ein Toter.“

„Das ist gut, Herr!“ Der Bauer stellte seine Mulde weg, stand auf und rieb die Hände an den mit Sägemehl und Spänen bestäubten Hosen ab. „Wofür sollt Ihr mir danken, es ist nicht der Rede wert!“ Er wandte sich zur Tochter. „Magda, gib ein Handtuch, der Herr wird sich waschen und mit uns essen!“

Das Mädchen stellte ihr Spinnrad weg, suchte in einem Koffer, nahm ein Stück Leinwand heraus und reichte es zaghaft Mordechai.

„Bitte.“

Mordechai spürte den Geruch von Winteräpfeln, gemischt mit dem von getrocknetem Kien; er wußte nicht, ob diesen

Geruch das Handtuch ausströmte oder das Mädchen. Während er ihre schimmernden Haare betrachtete, dachte er darüber nach ob es das Mädchen sei, das neben ihm auf dem Ofen geschlafen.

Er wusch sich und ohne sich lange bitten zu lassen, setzte er sich zu der Schüssel mit Kartoffeln. Alle aßen aus derselben Schüssel, mit Holzlöffeln, schweigend, anständig; erst als der erste Hunger gestillt war, begann der Bauer bedächtig:

„Ist der Herr von hier?“

„Nein, Herr, ich komme von weit her.“

„Von wo?“

„Aus der Gegend von Plozk.“

„Ich kenne Plozk, Herr, ich bin oft hingekommen; eine schöne Stadt. Eine schöne Kirche ist dort und soviel Reichtum! Es schwindelt einem beinahe vor den Augen, wenn man hinkommt! Ich habe in den Wäldern von Lipowiec gearbeitet, Herr, Bäume habe ich dort gefällt!“

„Kennt Ihr den dortigen Schreiber?“

„Ob ich ihn kenne, natürlich kenne ich den Pan Schreiber. Das ist ein braver Jude, ein ehrlicher Mann, ein wirklicher Herr! Der Herr kennt ihn?“

„Er ist mein Vater“, sagte Mordechai, bereute das Wort aber sofort und senkte die Augen.

Vor Überraschung stand der Bauer mit offenem Munde und glotzenden Augen da, bekreuzigte sich und wußte nicht, was er mit Mordechai beginnen sollte. Er fuhr über den nassen Schnurrbart, der wirr um seine Lippen hing, und schrie zur Bäuerin hinüber:

„Weib, da wir einen solchen Gast haben, mußt du ein besseres Frühstück machen! Du hast doch Rahm? Gib das Brot und die Butter zum Tisch! Sofort — wo ist mein Pelz?“

Da Mordechai sah, daß der Bauer etwas holen gehen wollte, stand er auf und vertrat ihm den Weg:

„Wohin geht Ihr?“

„Lieber Herr, Abramek wohnt nicht weit von hier, ich laufe nur nach einem Viertel Schnaps, teurer Herr.“

Je mehr Mordechai den Bauer bat, nicht zu gehen, desto zutraulicher und gerührter wurde dieser; er begann Mordechais Hände zu küssen. Mit Mühe riß sich Mordechai los. Als der Bauer das Zimmer verlassen hatte, wurde es unangenehm still.

Mordechai betrachtete das zerfurchte Gesicht der Bäuerin, das ihn mit der Dumpfheit eines geackerten Feldes ansah, und fragte, um die Stille zu brechen:

„Ist es bei Euch auf dem Gutshof ruhig?“

„Ruhig und nicht ruhig, Herr,“ die Bäuerin schneuzte sich in ihre Schürze, „man kann nichts sagen! Das dritte Jahr schon verbrennt alles auf den Feldern, es gibt kein Brot und die Leute essen Wurzeln; sie schwellen davon auf . . . Gottes Fluch, Herr . . . und mein Alter, ein Mann allein . . . andere Leute haben Söhne, die ihnen helfen . . . dazu, Herr, hat er sich in seinen alten Tagen noch an die Flasche gewöhnt . . . meine Hände, Herr, sind schon krumm von der Arbeit, ich kann die Finger nicht schließen und er trägt alles in die Schenke, bald ein Stückchen Butter, bald ein Ei, alles . . .“

Mordechai sah Tränen auf dem bekümmerten Gesicht. Er zog einige Münzen hervor und steckte sie der Bäuerin in die Hand.

„Teuerster Herr“, die Bäuerin fiel ihm zu Füßen und küßte seine Kleider.

Die Tochter, welche die ganze Zeit Mordechais Blick auswich, als wäre sie nie unter Menschen gekommen, hatte bisher am Spinnrad gesessen; jetzt wischte sie den Staub von den Heiligenbildern, die an den Wänden hingen; als sie sah, daß die Mutter Mordechai zu Füßen fiel, ergriff sie in ihrer Verlegenheit den Gänsekäfig und verschwand aus dem Zimmer.

„Was tut Ihr? Schämt Euch doch!“ Verlegen hob Mordechai die Frau auf.

Er ärgerte sich über das Mädchen, verabschiedete sich und ging ins Dorf.

Die niedrigen Häuschen sahen kaum aus den breiten Strohdächern hervor, die sich unter der schweren Last des Schnees bogen. Der Raum, auf dem die paar Dutzend Dorfhäuser verstreut lagen, schien kleiner geworden zu sein und die Bäume, Häuser und Scheunen waren einander näher gerückt.

Bei einem Brunnen, der bis zum Holzrande vereist war, tummelten sich Knaben auf Holzschlittschuhen. Ihr kindliches Lachen zerriß die Stille. Aus einem offenen Stalle lugte ein Storch mit gesenktem Kopfe; das Leid des Winters war auf seinen unordentlichen Federn zu sehen; sein gebrochener Flügel starrete wie eine verdorrte Hand.

Mordechai sah, wie der Vogel seinen gebrochenen Flügel ausstreckte und einen sehnsüchtigen Klage-ton ausstieß, wie wenn er ihm sein Unglück erzählen wollte. Alle waren fortgeflogen, nur ihn, den Krüppel, hatte man zurückgelassen, und nun mußte er in dem Schneelande dahinsiechen und erfrieren.

Bei einem beschneiten Zaun stand eine Bäuerin, in eine Pferddecke gehüllt. Mit ausgestreckten Fingern, die wie lange Krallen aussahen, fuchtelte sie vor dem Gesicht eines Bauern in mittleren Jahren, der jenseits des Zaunes stand:

„. . . Wenn du das Schwein nicht hergibst, kratze ich dir die Augen aus!“

„Geh lieber nach Hause, Alte!“ Der Bauer zog die Hosen in die Höhe.

„Ich gehe nicht fort!“ Die Bäuerin wollte über den Zaun klettern, dabei glitt die Decke von ihrem Kopfe und die ungekämmten Haare fielen ihr ins Gesicht.

„Klettere nicht über den Zaun,“ der Bauer griff nach seinem Riemen, „sonst zerbreche ich dir alle Knochen, Weib, daß du nicht mehr nach Hause findest.“

„Wer hat Angst vor dir?“ Ihre Nägel näherten sich drohend seinem Gesicht. „Du Schweinsohr! Ein Held, da schau' her! Eine arme Witwe will er schlagen. Brich ihm doch Hände und Füße, heiliger Jesus!“

Die Türen der Häuser öffneten sich und neugierige Augen

schauten heraus. Die Bäuerin wandte sich den Zuschauern zu:

„Mein Schwein ist zu ihm in den Hof hinein, da hat er es eingesperrt und macht sich nichts wissen!“

„Bezahle den Schaden!“ Der Bauer zog die Hosen in die Höhe.

„Einen Schmarren werde ich bezahlen!“ Wütend ging die Bäuerin auf den Bauer los.

„Komm nur näher, du Hündin!“ Der Bauer winkte mit dem Finger.

„Eine Hündin bin ich?“ Die Bäuerin wandte sich zu den neugierigen Augen hin, die aus den Häusern blickten, „Hättet ihr Gott im Herzen, ihr würdet nicht erlauben, daß eine arme Witwe so beleidigt wird! . . . Wer kann wissen . . . morgen kann eine andere Witwe werden! . . .“

„Wie das sich das Maul zerreißt!“ — der Bauer schüttelte den Kopf. „Wie das schreit, wie eine Kuh, wenn sie kalbt!“

„Du bist nicht einmal imstande, dein Weib zum Kalben zu bringen!“ — schrie die Bäuerin noch lauter. „Ist es kein Wunder, daß sie mit einem Verschnittenen lebt?“

Ein Bürschchen von etwa zehn Jahren, Holzschlittschuhe in der Hand, die Taschen voll Schneebällen, kam hinzu.

„Warum schreist du so, Mutter?“

Die Bäuerin begann noch einmal von Anfang und erzählte dem Jungen alle Einzelheiten; sie sprach mit ihm wie mit einem Erwachsenen. Der Junge zitterte vor Zorn, drohte dem Bauern mit den Schlittschuhen und schrie:

„Gib das Schwein zurück!“

Das gab der Mutter Mut und sie stieg über den Zaun. Der Junge ihr nach. Der Bauer faßte sie bei den Haaren und riß so fest daran, daß die Bäuerin beinahe in den Schnee gefallen wäre. Der Junge warf dem Bauern einen Schneeball mitten ins Gesicht; als er sah, daß der Bauer trotzdem die Mutter nicht losließ, kroch er ihm zwischen die Beine und biß sich wie ein Krebs fest; er quietschte, wie wenn er geschunden würde, und biß den Bauer so fest in den Fuß, daß der die Mutter losließ.

„Wie kann man die Hand gegen eine Frau heben, noch dazu eine Witwe?“ — Mordechai trat mitten unter die Streitenden.

Der Bauer riß sich von dem Jungen mühsam los, betrachtete eine Weile Mordechai und sprach in entschuldigendem Tone:

„Wenn sie anfängt!“

„So gib das Schwein her!“ schrie die Bäuerin und hielt ihren Knaben zurück, der wieder auf den Bauern mit einem Schneeball losging.

„Bezahle den Schaden!“

„Gib ihr das Schwein zurück, gib es zurück, Maciej!“ Einige Nachbarn standen plötzlich da und bedrängten den Bauern.

„So soll sie versprechen, daß sie das Schwein nicht mehr in meinen Hof lassen wird!“

Die Bäuerin gab keine Antwort; sie kniete im Schnee und bat ihren Jungen, er möge nach Hause gehen. Der zehnjährige Bauernjunge wollte sich fortwährend von der Mutter losreißen; er drohte mit der kleinen Faust und schrie:

„Was, er wird meine Mutter schlagen!“

Der Junge riß sich von der Mutter los, lief einige Schritte zurück und begann den Bauern mit Schneebällen zu bombardieren. Der Bauer lief ihm nach. Mordechai hinter beiden. Er sah, wie der Bauer zurückblieb, aber aus Scham vor den Umstehenden verdrießlich weiterlief. Der tiefe Schnee machte ihn müde. Er blieb stehen und begann keuchend zurückzugehen. Mordechai wandte sich ab. Vor sich sah er eine Schenke und ging hin, um nach den trockenen Kartoffeln, die er zum Frühstück gegessen hatte, einen Trunk zu tun.

Niemand sah sich nach Mordechai um, als er in die Schenke trat. Es war ein großes Zimmer; an der Mittelwand stand ein Bett in voller Unordnung, darauf lag ein rothaariges Kind, strampelte mit den Füßen und schrie. Über dem Bett hing ein Muttergottesbild in einem Rahmen, dem das Glas fehlte. Zwischen der Wand und dem Ofen standen, halbbedeckt durch einen Kattun-

vorhang, zwei Betten rechtwinklig zueinander. Eine ausgemergelte Frau mit dem Gesicht eines halbwüchsigen Mädchens saß auf einem der Betten, hustete trocken und herzte ein kleines Kind. Eine Alte, ein dreieckiges Tuch auf dem Kopf, unter dem aschgraue Haare hervorstulpten, schälte Kartoffeln, wobei sie ihren eingefallenen Mund bald öffnete, bald schloß. In ihrem Aussehen lag etwas Hexenhaftes. Neben der Tür bei einer Kommode, auf der zwei Paar Messingleuchter standen, saß ein hochaufgeschossener hagerer junger Mann, auf dessen Kinn und Wangen da und dort schütterere Haare standen, wie Pflanzen auf einem Stück Sandboden; er wiegte sich langsam über einem Buche.

Mordechai sah sich um, in der Meinung, er sei fehl am Orte. Wären nicht ein paar Bierfässer und einige Branntweinflaschen zu sehen gewesen, er hätte nie geglaubt, in einer Schenke zu sein. Auf der Kommode und auf den Sesseln ringsum lauter Bücher. Geometrische Figuren, aus Pappdeckeln geschnitten, lagen auf dem Fußboden umher. Hinter dem Vorhang ließ sich eine schwache Stimme hören:

„David, David, ein Kunde ist da.“

Der junge Mann warf den Kopf empor, als jagte er eine Fliege weg, faßte sich an die schütter bewachsene Lippe, saß eine Weile stumm und reglos mit geschlossenen Augen da und rief dann plötzlich:

„Chane, brauchst du mich?“

„Daß du endlich einmal unterbrochen hast!“ fiel die Alte böse ein und wies auf Mordechai, „geh zu dem Kunden und schick die Magd herein; was tut sie so lange im Stall? Ihr Bankert hat mich schon beinahe taub gemacht.“

Der junge Mann ließ das Buch liegen, erhob sich und sprach Mordechai polnisch an:

„Der Herr wünscht etwas?“

„Kann man bei Euch etwas zu essen bekommen?“ antwortete Mordechai jidisch und blickte dabei neugierig nach dem offenen Buche.

Nun aber wurde der junge Mann verlegen, weil er einen Juden polnisch angesprochen hatte; als er Mordechais Neugierde merkte, klappte er das Buch zu, bereute es aber gleich, stammelte etwas, als wäre er dem Fremden eine Erklärung schuldig, und zeigte ihm das Buch:

„Nehmt es mir nicht übel, ich meine . . . wenn Ihr einen Blick hineinwerfen wollt, selbstverständlich . . . ja, das ist ein Kommentar zum ‚Führer der Irrenden‘ des Maimonides . . .“

„Hörst du, Chane?“ die Alte klapperte mit ihren zahnlosen Lippen. „Ein Kunde kommt und will essen und er füttert ihn mit Büchern!“

„Ärgert Euch nicht, Mütterchen!“ Mordechai wollte sie freundlich stimmen.

„Wer ärgert sich denn?“ Sie knetete die Worte zwischen ihren Lippen. „Ich sage nur, daß von Psalmen noch keiner satt geworden ist!“

„Was wollt Ihr essen?“

„Kann man einen Pfannkuchen bekommen?“

Der junge Mann sah sich um, als suchte er jemanden. Zaghaft zog er den Vorhang zur Seite, hinter dem die Betten standen, und fragte leise:

„Chane . . . Chane . . . schläfst du?“

„Was willst du von Chane, ich komme schon, ich komme“, die Alte stand auf und schüttelte die Kartoffelschalen von der Schürze ab. „Hol' indessen die Eier aus der Kammer.“

Mordechai öffnete ein zweites Buch, es waren die geometrischen Formeln des Gaon von Wilna. Nun war ihm klar, daß die geometrischen Figuren, die aus Pappdeckeln geschnitten waren, zur Geometrie des Gaon von Wilna gehörten. Er merkte gar nicht, daß die Alte näher gekommen war. Sie hüstelte und begann zu ihm zu sprechen wie zu einem alten Bekannten:

„Gott ist mein Zeuge, ich habe mir nicht helfen können, ich habe diese Unreinheit in mein Zimmer nehmen müssen,“ sie wies auf das Muttergottesbild, „meine Tochter kränkelt schon den ganzen Winter und das Würmchen verlangt sein Recht, es

muß eine Amme haben . . . mein Schwiegersohn, er bleibe mir gesund, lernt und lernt . . . er sitzt bei seinen Büchern, da könnte alles auf dem Kopfe stehen, es geht ihn nichts an. Dabei taugt er wirklich nicht zum Handel, nun meine ich — taugst du nicht zum Handel, so schau' zu, ein Row zu werden, du bist doch schon Vater eines Kindes! Er antwortet nicht. Ganze Nächte durchwacht er. Wo er eine Schachtel erwischt, zerschneidet er sie und macht sich Spielzeug daraus, wie ein kleiner Junge; da liegt das Zeug herum“, die Alte wies auf die geometrischen Figuren. „So hab' ich Euch bitten wollen, nehmt es mir nicht übel, aber vielleicht lasset Ihr ein Wort fallen . . . ich meine . . .“

„Mutter, wozu redest du so viel? Ruf lieber die Magd herein, das Kind weint, es ist hungrig.“

„Wer redet viel, wer? Kein Wort darf man sagen!“ Die Alte streckte die Hände vor, als wollte sie sich vor einer Verleumdung schützen, öffnete die Tür und rief: „Franka, Franka, was tust du so lange im Stall?“ Und jidisch fuhr sie fort: „Nicht erleben sollst du hereinzukommen!“

Franka, die ein paar Schultern hatte wie ein Bauer, kam herein, den Arm voll Holz. Sie schleuderte es beim Herde hin, faßte das Kind, legte sich lang auf ihr Bett und reichte ihm die Brust. Das rote Bauernkind riß dem Kleinen die Brust fort und schrie. Die Magd machte ihre zweite Brust frei und gab sie ihrem Kinde. Ein zufriedenes Lutschen, das an das Schmatzen von saugenden Ferkeln erinnerte, erfüllte die Schenke.

Mordechai betrachtete die ganze Häuslichkeit, die drei Frauen, welche die Wirtschaft führten und mit dem jungen Mann umsprangen wie mit einem Lehrjungen, betrachtete die gerahmte Mutter Gottes, die umherliegenden Bücher; sein Blick konnte nicht von dem Strick loskommen, der um den Herd gespannt war und auf dem Windeln, Zwiebel- und Knoblauchkränze hingen.

Der junge Mann trat näher.

„Kommt Ihr von weit her?“

„Aus Plozk.“

„Ihr habt wahrscheinlich Geschäfte auf dem Gutshof?“

„Nein.“

Der junge Mann wollte noch etwas fragen; da er aber sah, daß die Alte mit dem Pfannkuchen kam, schweig er. Mordechai setzte sich zum Essen und begann ein Gespräch.

„Habt Ihr wenigstens hier Euren Lebensunterhalt?“

„Man schlägt sich gerade durch.“

„Andere Schankwirte sind doch reich geworden.“

„Von einer Schenke ist noch niemand reich geworden, und wenn einer reich ist, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß er sich mit Hehlerei abgibt, Schnaps aus Preußen schmuggelt . . . man arbeitet doch nur für den Gutsherrn! Außerdem ist es ein übles Gewerbe . . .“

„Wie meint Ihr das?“

„Es ist doch klar — ich sitze da und muß Gott bitten, daß sich ein Mensch betrinke und seine Menschenwürde verliere . . . Hätte ich das früher gewußt, ich hätte meine paar hundert Gulden Mitgift nicht hineingesteckt . . .“

„Wieviel habt Ihr wohl hineingesteckt?“

„Tausend Gulden.“

„Und wenn Ihr jetzt das Geld hättet, was würdet Ihr damit tun?“

„Was ich täte?“ Der junge Mann rückte seine Mütze fester und lächelte. „Die Hälfte würde ich meiner Frau zurücklassen und mit dem Rest von fünfhundert Gulden nach Berlin fahren.“

„Studieren?“

Der junge Mann unterdrückte ein Wort, das er sagen wollte, sah sich um, ob niemand zuhörte, und fuhr leise fort:

„Die Sache ist so: Ich habe eine Schrift verfaßt, welche der Geometrie des Wilnaer Gaon widerspricht . . .“

„Das heißt also, Ihr stimmt nicht mit der Geometrie des Gaon von Wilna überein?“ Mordechai hielt im Essen inne.

„Das gerade nicht“, der junge Mann machte eine Handbewegung, die Ärger darüber ausdrückte, daß er nicht verstanden wurde. „Der Gaon von Wilna hat in seiner Schrift gar nichts

Neues gebracht; er gibt selbst zu, daß er Euklid folgt . . . es ist ja richtig, bis auf ihn hat niemand in hebräischer Sprache diesen Gegenstand so klar behandelt . . . meine Theorie aber ist genau das Gegenteil von der Euklids. Und ich beantworte jede Frage und jeden Widerspruch mit meiner Theorie genau so wie Euklid mit der seinen . . . das soll nicht besagen, daß meine Theorie die einzige ist, Ihr versteht? Das Schlimme ist, daß die Menschen fortwährend von Raum und Ebene reden, und in Wirklichkeit wissen wir bis heute nicht, was das ist. So kommt es, daß wir alles, was in unseren Augen unnatürlich aussieht, für unmöglich halten! Ihr versteht?“ Die Augen des jungen Mannes blitzten, im Eifer des Gesprächs schob er seine Mütze fortwährend hin und her und stand auf. „Nach Euklid können die Winkel eines Dreiecks nicht weniger als 180 Grad betragen; wenn wir aber beweisen können,“ der junge Mann verfiel in den Gemaras-Singsang, „daß sie doch kleiner sein können als 180 Grad, und das beweise ich in meiner Schrift, so muß das zu einer neuen Geometrie führen, welche das Gegenteil von der Euklids ist.“

Während der Rede des jungen Mannes saß Mordechai begeistert da; er hatte beinahe begriffen, worin der Gegensatz dieser Theorie zur Euklidischen bestand. Jedoch konnte er nicht auf den Namen eines russischen Professors kommen, der berühmt geworden war, weil er eine gleichfalls neue Geometrie herausgegeben hatte . . .

„Habt Ihr Eure Schrift schon jemandem gezeigt?“

Der junge Mann machte eine Bewegung mit den Achseln, die nein sagte. Sein strahlendes Gesicht, seine Haltung, alles überzeugte Mordechai, sein Gegenüber habe etwas Neues gefunden, etwas aus dem Nichts geschaffen. Jener nahm aus der Kommode einige Dutzend zusammengeheftete Papierbogen und reichte sie Mordechai:

„Das ist meine Schrift.“

Mordechai blätterte in dem Manuskript. Der in Quadratschrift geschriebene gereimte Titel fiel ihm auf. Auf einem

zweiten Blatt stand ein hebräisches Gedicht in Kursivschrift, das den Titel trug „An die Zeit“. Der junge Mann merkte, daß Mordechais Auge darauf haftenblieb; verlegen stammelte er:

„Das ist blos ein Gedicht . . .“

„Dawid, Dawid,“ schrie die Alte, „komm her! Man braucht dich!“

Mordechai las indessen langsam das Gedicht; er begriff nicht, in welcher Beziehung es zum Inhalt stand, und dachte daran, er müsse Kahane herschicken, damit er die Schrift lese.

Ein paar Bauern traten ein; ihr Geplapper erfüllte die Schenke. Der schwere Bauerntabak kratzte im Halse. Mordechai stand auf. Der junge Mann kam herein, einen Pfropfen zwischen den Zähnen. Mordechai zahlte für das Essen, versprach, in den nächsten Tagen mit einem Bekannten wegen der Schrift herzukommen, verabschiedete sich und ging.

Er schritt die Fahrstraße entlang, dem Gutshofe zu, dessen gemauerte Scheunen und Speicher wie Kasernen am Wege lagen. Er erinnerte sich an den Kommentar zum „Führer“; es schien ihm kein Zufall zu sein, daß vor einem Dreivierteljahrhundert sein Verfasser, Salomon Maimon, genau so in einer Schenke gesessen hatte wie jetzt der junge Mann, im Verborgenen eine Schrift geschrieben und davon geträumt hatte, ins Ausland zu gehen. Dreiviertel eines Jahrhunderts — und nichts hatte sich geändert, alles war wie damals; vielleicht wird ein Dreivierteljahrhundert später ein hungriger Wanderer in die halbverfallene Schenke einkehren und wieder einem solchen jungen Manne begegnen — wer weiß? Vielleicht.

Zwei Heger führten einen Bauern in den Hof, dem die Hände auf dem Rücken gebunden waren. Aus den Scheuern und den Pferdeställen kamen die Knechte in Lammpelzen und umringten neugierig den Häftling:

„Was ist los, Stach?“

„Wer hat dich so geschlagen?“

„Schau', wie geschwollen er ist.“

„Man sieht das Auge kaum.“

Der Gefesselte wollte lächeln, aber das geschwollene Auge verzerrte das Lächeln zu einer weinerlichen Grimasse, leise fragte er:

„Wo ist Antek?“

„Antek Piasecki?“

„Ja.“

„Da kommt er.“

Antek, ein kräftiger Bursche in einer roten Jacke, trat ohne Hut aus dem Stall. Er knallte mit einer kurzen Peitsche. Als er Stach gebunden sah, lief er hinzu:

„Wo ist mein Alter?“

„Sie haben uns wund geschlagen!“

„Warum?“

„Stehlet nicht, so wird man euch nicht schlagen!“ warf ein Heger ein.

„Du lügst!“ Der Gefesselte blickte verächtlich auf den Heger und machte eine unbeholfene Bewegung mit der gefesselten Hand, um sich an die Brust zu schlagen. „Wir haben nicht gestohlen! Wir haben Holz aus unserem Walde genommen, aus dem Bauernwald . . .“

„Hast du einen Erlaubnisschein?“ fragte der Heger überlegen.

„Halt' lieber das Maul, sei still!“ schrie Antek den Heger an und wandte sich mit seiner Frage an Stach: „Und wo mein Alter ist, weißt du nicht?“

„Frage sie, die Hunde,“ der Bauer deutete auf die Heger, „sie haben ihn geschlagen . . .“

Die Heger wurden sehr verlegen; sie wichen den Blicken der Knechte aus und zogen sich zurück, um einer Gefahr, die sie nahe fühlten, zu entgehen; endlich begann einer von ihnen:

„Ihr geht gleich auf uns los! Wir sind doch nicht schuld! Ihr an unserer Stelle wäret auch nicht besser! Wozu hat man einen

Heger im Wald? Daß er das ganze Holz klauen läßt? Dazu hat noch der Herr selber dabeigestanden . . . er hat uns befohlen, zu schlagen . . .“

„Also hast du geschlagen?“ Antek trat ganz nahe an den Sprecher heran.

Ohne zu antworten, wick der Heger zurück. Antek hielt ihm die Peitsche vor die Nase.

„So ein Hundsfott! Sofort bindest du Stach los, hörst du!“

„Wer bist du denn?“ Der Heger warf sein bleiches Gesicht trotzig zurück und hob ein wenig seinen Knotenstock, als wollte er sich verteidigen.

„Wer ich bin? Da hast du, damit du weißt, wer ich bin!“ Antek versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht.

Das genügte, daß die Knechte sich auf die Heger warfen. Sie schlugen auf sie los mit allem, was ihnen in die Hände kam — mit Schlegeln, Deichseln, Hufeisen, auch mit den Stiefelabsätzen. In das Geschrei mengte sich bald das Bellen der Hunde, die an ihren Ketten rissen, Mägde kreischten, und in das Getümmel, das sich in den Gebäuden des Hofes erhob und durch die stillen, verschneiten Felder rollte, drang ein verzweifertes Schreien:

„Ola boga, helft! Ola boga . . .“

Der Gutsherr kam mit seinem Gefolge aus dem Walde geritten. Mit schußbereitem Gewehr umringten sie den Haufen und machten der Schlägerei ein Ende. Eine unangenehme Stille herrschte. Blutig und atemlos wiesen die Heger auf Antek.

„Den werde ich lehren, den Rebellen, den Lumpen!“ Der Gutsherr zügelte ärgerlich sein Pferd, das fortwährend zu steigen versuchte. „Fünfundzwanzig Hiebe auf der Stelle!“

Er spornte sein Pferd, ritt an Antek vorüber und schlug ihm mit der Reitpeitsche ins Gesicht. Blutig lief ein Streifen auf der Wange an. Antek hielt sich die Wange, lief im Kreise umher und schrie so furchtbar, daß allen die Haare zu Berge standen.

Die Knechte wollten weggehen, um nicht die Schmach eines Bruders mitanzusehen zu müssen, doch man verstellte ihnen den

Weg, und der Gutsherr befahl, sie müßten zusehen, wie es einem Rebellen erging.

Der Ökonom band Antek Hände und Füße, wie einem Ochsen, der zur Schlachtbank geführt wird. Als die Ruten gebracht wurden, zog jemand am Strick und Antek fiel wie ein Sack in den Schnee. Er wurde der Länge nach hingelegt, das Gesicht nach unten. Zwei Bauern setzten sich auf ihn, einer auf seine Füße, der andere auf seine Schultern. Der Ökonom prüfte die Ruten, rieb sie tüchtig mit Schnee ein und reichte sie zufrieden dem Peitschknecht. Die Knechte hielten die Blicke zu Boden gesenkt und schauten nicht auf den Platz, wo Antek lag. Sie fühlten den Hof immer enger werden. Die Stimme des Ökonoms erklang:

„Fertig?“

„Fertig“, antwortete der Peitschknecht.

Der Ökonom zählte eintönig:

„Eins . . . zwei . . . drei . . .“

Die Rute sauste auf die gespannten Hosen, durchschlug sie und schnitt ins Fleisch, Blutstropfen träufelten in den weißen Schnee und erstarrten sofort. Antek schrie mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hatte; dann wurde er still, begann wieder zu schreien und zwischen Schweigen und Schreien fiel das eintönige Zählen des Ökonomen dumpf auf die betäubten Ohren:

„Acht . . . neun . . . zehn . . .“

Mordechai betrat den Hof; als er sah, daß ein erwachsener Mensch mit Ruten geschlagen wurde, zitterte er am ganzen Leibe. Er hatte wohl gehört, daß die Gutsherren Bauern und Juden mit Ruten schlagen lassen, aber er hatte es stets als ein Märchen aufgenommen, das alle erzählten und davon noch niemand die Wirklichkeit gesehen hatte. Jetzt stand er ihr Auge in Auge gegenüber. Er drängte sich durch die Menge und trat geradenwegs auf den Peitschknecht zu.

„Mensch, schämst du dich nicht, gegen deinen Bruder die Hand zu erheben?“

Mordechais Freimut, seine Haltung, die Innigkeit seiner

Worte, alles übte seine Wirkung und kam überdies so unerwartet, daß der Peitschknecht innehielt; er schaute vom Gutsherrn zu Mordechai und von Mordechai zum Gutsherrn; alle sahen einander an; tiefe Stille herrschte.

Ob etwa deshalb, weil die Exekution unterbrochen worden war, oder auch weil es ein Fremder gewagt hatte, ihm entgegenzutreten, wuchs der Zorn des Gutsherrn. Finster dreinblickend, ritt er auf Mordechai zu und fragte ihn:

„Wer seid Ihr?“

„Ein Wanderer“ — antwortete Mordechai.

„So geht Eures Weges, wenn es Euch gefällt, und mengt Euch nicht in fremde Angelegenheiten!“

„Wenn doch der hochwohlgeborene Herr so gut wäre,“ ein Knecht begann zu stottern, verbeugte sich mit der Mütze in der Hand und deutete auf Antek — „die übrigen Hiebe gib mir!“

„Was geht da vor, zu allen Teufeln?“ — wütend sprengte der Gutsherr durch den Hof und schrie den Peitschknecht an — „Weiterschlagen! Das Gesindel wird mir nicht diktieren, was ich zu tun habe.“

„Er ist ein Christ, er wird seinen Bruder nicht schlagen!“ — rief Mordechai.

„Wer ist der Fremde?“ — warf jemand vom Gefolge ein.

„Ist er ein Priester?“

„Was weiß ich?“

„Es ist doch ein Jude!“

„Schwatz' keinen Unsinn.“

„Frage ihn.“

„Frage du ihn.“

„Es ist ein Jude, ganz bestimmt.“

„Ein Jude?“ — wiederholte der Gutsherr überrascht.

„Ja“ — antwortete Mordechai.

„So gib dem Juden die übrigen Hiebe!“ — herrschte der Gutsherr den Peitschknecht an und spie aus. „So ein Ungläubiger!“

Ehe Mordechai noch Zeit hatte, sich umzusehen, lag er schon auf dem Schnee und fühlte, wie ein glühender Keil immer tiefer in seinen Leib drang; er schien ihm die Schultern zu spalten und durchdrang einen Knochen nach dem anderen. Die Schmerzen werden immer stärker und zwischendurch das eintönige Zählen des Ökonomen:

„Zwanzig . . . einundzwanzig . . . zweiundzwanzig . . .“

Mordechai lag bewegungslos, sah nicht, was um ihn vorging, fühlte nur, daß seine Schläfen mit Schnee eingerieben wurden. Er öffnete die Augen, betrachtete eine Weile die Knechte, welche ihn umstanden, erinnerte sich plötzlich, was ihm geschehen war, und mit der letzten Kraft, die ihm noch geblieben war, richtete er sich auf. Er konnte nicht gehen, feurige Räder kreisten vor seinen Augen, er wankte. Die Knechte fingen ihn auf, führten ihn in den Stall, wo Antek lag, wuschen seine Wunden und fragten schüchtern, ob er etwas essen wolle.

Mordechai bat um einen Trunk Wasser.

Er trank eine volle Kanne aus. Das Wasser kühlte seinen erhitzten Körper und erfrischte ihn ein wenig. Unter Schmerzen legte er sich auf den Bauch und hörte aufmerksam den Gesprächen der Knechte zu, die um Antek herumsaßen:

„Was über uns kommt, ist alles zu wenig!“ — sagte einer.

„Ich will ihm zeigen, dem Hundsfott, was peitschen heißt!“ — warf Antek stöhnend ein.

„Wir tun nichts als zeigen und sie schlagen uns indessen.“

„Wenn der Bauer und ein Stück Vieh dasselbe sind!“

„Richtig, Witek hat recht! Wären wir Menschen, so säßen wir nicht da.“

„In Peplowka, so erzählt man, haben die ‚Chlopcy‘ den Hof angezündet.“

„Wir müssen dasselbe tun.“

„Ihr sündigt“ — warf ein alter Fuhrknecht ein.

„In Karschin haben sie den Gutsherrn erschlagen.“

„Alle muß man sie erschlagen!“

„Der unserige mag sich auch vorsehen!“

„Ihr sündigt, Kinder, ihr sündigt!“ — der Fuhrknecht bekreuzte sich. „Der Böse spricht aus euch.“

„Wie können wir sündigen, Alter,“ — Antek setzte sich auf — „da wir bei den Herren das ganze Jahr Fastenzeit haben? Unser Gutsherr ist ein schwacher Mensch, da erlaubt ihm der Pfaff, während der Fastenzeit gebratene Enten zu essen, eine Geliebte zu haben und Bauern zu peitschen — hör' Alter, ich will nicht Antek heißen, wenn wir nicht mit ihm abrechnen! Wäret nicht ihr, alte Esel, wir hätten schon längst den Herren die Erde weggenommen, unsere Erde. — Der Pfaff läßt es nicht zu, wie? Wir wollen sehen . . .“

Mordechai lag im Fieber, während er den Reden der Hirten zuhörte; er hatte nicht gewußt, daß die Beziehungen zwischen Dorf und Hof sich so verschärft hatten. Er knirschte mit den Zähnen im Gefühl seiner Schmach.

Rache, Rache für die Hiebe! . . . Unzählige Pläne flammten in seinem heißen Hirn auf und erloschen wieder. Er hielt seine Schläfen, die sich wie Blasebälge bewegten, mit beiden Händen, um seine Gedanken zusammenzuhalten. Und sooft seine Pläne zerflossen und einen kalten leeren Raum zurückließen, zitterte er vor Angst, die Gelegenheit zu versäumen. Hätte ihn aber jemand gefragt, warum er zitterte und was für eine Gelegenheit er zu versäumen fürchtete, er hätte nicht antworten können. Die Angst dauerte nicht länger als einen Augenblick, das Fieber verscheuchte seine Unentschlossenheit und neue Pläne begannen in ihm zu gären.

Als die Nacht kam, stieg Mordechais Fieber. Das leise Reden der Knechte klang in seinen Ohren; er sah, daß der Pferdestall sich mit Menschen füllte. Er kroch auf einen Sack mit Heu, erhob sich, sank auf die Knie und seine flammenden Augen blieben auf dem Bilde haften, das an der Wand in einem rohgeschnitzten Rahmen hing. Es war eine Maria, die dem Feuer gebietet. Die Knechte standen um Mordechais herum. Er begann zu ihnen zu sprechen. Und je länger er sprach, desto mehr wuchs ihre Unruhe; sie entlud sich in einem Fluch, in einer ge-

ballten Faust und legte sich auf ihre finsternen Gesichter wie eine schwere dunkle Wolke. Mordechai hörte nicht auf zu sprechen; er stand auf dem Sack mit Heu, seine Worte strömten aus dem Munde, weckten in den Bauern den beleidigten Menschen, klangen so innig und schnitten zugleich Stücke aus dem lebendigen Leibe. Seine Worte kamen von selbst heraus und ihm erschien es, als rede ein anderer, nicht er; sie fielen wie Funken in die umwölkten Gehirne und entflamten sie, ein Feuer loderte auf.

Voran trugen vier Bauern einen Sarg, in dem Anteks Vater, der alte Piasecki, erschlagen lag. Bauern mit Sensen, mit Spaten und Hacken gingen, nach Dörfern gruppiert, dem Sarge nach. Als sie ins Dorf kamen, begann die Sturmglocke zu läuten wie bei einem Brande . . . Das ganze Bauernvolk samt den Weibern und Kindern strömte zusammen und umringte den offenen Sarg, in dem der Nachbar Piasecki lag. Mordechai, den keiner kannte, von dem keiner wußte, woher er kam, stand plötzlich neben dem Sarge. Sein bleiches Gesicht, seine Haltung, die flammenden Augen gaben der Prozession etwas Geheimnisvolles. Antek kniete nieder und breitete die Hände aus:

„Nachbarn, wißt ihr, wer meinen Vater erschlagen hat?“

„Wir wissen es, wir wissen es“ — antworteten die Bauern und knieten nieder.

„Ich will, daß ihr mir helfet, Gerechtigkeit zu erlangen.“

„Wir wollen helfen, wir wollen helfen.“

Mordechai hielt dem Toten die Trauerrede; seine innigen, einfachen Worte rissen die Menge mit, und er selbst wurde mitgerissen. Und in demselben Augenblick, da er sah, wie die Bäuerinnen schluchzten und die harten Herzen der Bauern weicher wurden, da er fühlte, eine feste Hand könnte die Bauern jetzt führen, wohin sie wollte — gerade da ertönte eine Stimme:

„Zum Gutshof!“

„Vorwärts, Brüder!“

„Wir wollen den Herren unsere Löcher abtreten!“
 „Und wir wollen im Schlosse wohnen!“
 „Richtig!“
 „Nehmt den Toten!“
 „Faßt den Sarg an!“
 „Vorwärts!“
 „Laßt den Sarg voraus!“
 „Wer ist der Fremde?“
 „Ich weiß es nicht.“
 „Das nenne ich sprechen!“
 „Wie aus einem Buch.“
 „Er redet besser als der Kaplan.“
 „Nenne seinen Namen nicht!“
 „Wer hat ihn erschlagen?“
 „Den Piasecki?“
 „Ja.“
 „Ich weiß es nicht.“
 „Man sagt, es sei der Herr gewesen.“
 „Wir werden mit ihm abrechnen!“
 „Du könntest die Hand gegen den Herrn heben?“
 „Ich nicht.“
 „Ich auch nicht.“
 „In der Nacht kommt ein Frost.“
 „Was kümmert dich das? In deinem Schafspelz wirst du nicht erfrieren.“
 „Wie ein Schwein hat der Jude gequitscht! Oj Gewalt, oj Gewalt! Er hat sich den Pelz nicht wegnehmen lassen wollen.“
 „Zündet Kienspan an!“ — rief es von allen Seiten.
 „Es ist doch noch Tag.“
 „Anzünden, hört ihr?“

Da und dort flammte prasselnd Kienspan auf. Die Bauern gingen, die blinkenden Sensen auf den Schultern, mit gesenktem Kopfe neben dem Sarg einher.

Die Prozession blieb beim Schlosse stehen, das ausgestorben schien. Ringsum herrschte tiefe Stille. Der Haufe schrie, lärmte,

rief nach dem Gutsherrn. Der Ökonom trat auf den Balkon, ein Gewehr in der Hand:

„Gehet in Güte auseinander!“

„Pfui! Pfui!“ — tönte es von allen Seiten.

„Mit einem Gewehr?“

„So ein Schweineschwanz!“

„So ein Schweinsohr!“

„Jagt ihn weg!“

„Wir wollen den Gutsherrn!“

„Pfui, pfui!“

Von allen Seiten flogen Steine, Flaschen, Holzstücke; ohrenbetäubendes Geschrei erhob sich. Der Gutsherr zeigte sich nicht. Aus einigen Fenstern zugleich krachten Schüsse, um den Haufen zu erschrecken. Sie drohten jeden niederzustrecken, der es wagen würde, sich dem Schlosse zu nähern. Die Wut der Menge wuchs. Ein Knecht zog den Kopf zwischen die Schultern wie einer, der sich vor Schlägen schützen will, und rannte auf das Schloß zu. Eine Kugel streckte ihn nieder. Das genügte. Die Menge warf sich vorwärts und brauste wie ein Sturm gegen das Schloß heran. Aus allen Fenstern wurde geschossen. Der Haufe blieb nicht stehen, sprang über die Gefallenen, schlug mit Hacken die Türen ein, stieg in den Keller, umringte das Schloß von allen Seiten. Aus den Kellern wurden Körbe mit Wein und Schnaps herausgeschleppt, man prügelte sich um die Flaschen, schlug die Hälse ab und trank. Das Geschrei wuchs. Jeder nahm soviel er konnte, und die, welche nichts erwischt hatten, brüllten wahnsinnig. Aus einem Keller drangen dichte Rauchschwaden mit Flammen gemengt. Der Haufe umarmte sich in wilder Freude, man trank Bruderschaft, kniete um den toten Piasecki und schrie aus Leibeskräften:

„Das Schloß brennt, das Schloß brennt!“

In einem Winkel stand der alte Fuhrknecht, hielt die Maria, die dem Feuer gebietet, in der Hand, bekreuzigte sich und murmelte leise:

„Ihr sündigt Kinder, ihr sündigt!“

Der Haufe hatte alles vergessen. Das Tier im Menschen war erwacht. Klein und groß erlag ihm. Flaschen mit Schnaps wurden ins Feuer geworfen; wie vergiftete Mäuse liefen die Bauern im Kreise umher, sie suchten die Mägde, und als sie sie nicht fanden, warfen sie sich auf die eigenen Schwestern.

Der Gutsherr erschien im Fenster, er sprach etwas, bewegte bittend die Hände, aber niemand kümmerte sich darum, keiner hörte zu, sie schrien bloß:

„Laßt ihn nicht fort!“

„Verbrennt ihn!“

„Zum Teufel mit der Schlachta!“

„Wer kommt mit zur Schenke?“

„Kommt, Chlopcy, hängen wir den Schankwirt an den Pajes auf!“

„Kommt!“

„Vorwärts!“

Mordechai stand seitwärts, blickte hilflos auf das, was ringsum geschah, was er selbst hervorgerufen hatte, und bereute. Er hatte den Glauben an die Menge verloren. Als der Name des Schankwirts sein Ohr traf, wiederholte er ihn einige Male, wollte sich an etwas erinnern; gleichgültig ging er nach der anderen Seite dem Felde zu.

Der Sarg wurde emporgehoben. Die Kienfackeln flammten durch die Nacht, ihr Schein spiegelte sich in den blinkenden Sensen, die auf den Schultern schwankten. Ein tausendköpfiger Tod schien über die Wege zu schreiten und nichts als rauchende Trümmer zurückzulassen.

Die Erhebung der Bauern gegen die Höfe wuchs, verbreitete sich über ganz Polen und dehnte sich über die ganze Gegend von Plozk, Siedlec und Lublin aus, so wie ein Brand sich in einem dichten, trockenen Wald ausbreitet. Die Schlachta, die sich stolz gerühmt hatte, ein „Moskal“ hätte ihre Schwelle nie überschritten, dieselbe Schlachta mußte jetzt russisches Militär zu

Hilfe rufen, da sie ihres Lebens nicht sicher war, und verschanzte sich in ihren Schlössern und Höfen. Die russische Regierung, welche im Anfange getan hatte, als sähe sie nicht, was in den Dörfern vorging, da sie die Feindschaft zwischen Bauern und Gutsherren vergrößern wollte, erschrak plötzlich selbst, hatte Angst, die Bewegung könnte ihren Händen entgleiten und zu groß werden, und begann die Unruhen erbarmungslos zu unterdrücken. Die Führer wurden eingekerkert. Sie schoben die Schuld auf einen zerlumpten jungen Mann, der von Dorf zu Dorf zog und die Bauern aufwiegelte. Alle hatten den jungen Mann gesehen, sie wiederholten sogar seine Reden, aber niemand wußte, wer er war, wie er hieß, woher er kam und wo er sich aufhielt. In allen Dörfern wurde er gesucht. Von den Zeugen, welche über ihn ausgefragt wurden, beschrieb ihn jeder anders. Der eine genau entgegengesetzt dem zweiten, als handelte es sich nicht um einen jungen Mann in zerlumpten Kleidern, der erst gestern in den Dörfern gewesen war und zwischen den Bauern gelebt, sondern um die Gestalt einer Legende, die hundert Jahre alt war und nun in jeder Gegend anders fortlebte.

Die Gutsherren waren überzeugt, der Aufwiegler sei ein Jude. Die Bauern bekreuzigten sich und versicherten, er sei ein guter Katholik — hatte er doch bei dem Heiligenbilde gekniet und gebetet —, und die Alten unter ihnen gaben leise der Meinung Ausdruck, es sei der Böse. Sie erzählten, wie er einmal zu einer Bäuerin in die Stube gekommen war. Die Bäuerin, welche hochschwanger war, sah, daß er Bocksfüße hatte. Vor Schreck kam sie nieder und gebar ein Kind mit Hörnern. Die Priester sprachen in ihren Predigten unaufhörlich davon, die Erlösung sei nahe, das Zeichen hierfür sei offenkundig — der verfluchte Antichrist gehe von Dorf zu Dorf und wiegeln das Volk auf, die Bauernschaft gegen den Gutsherrn und zuvörderst gegen den Pfarrer.

Das Ende Rabbi Mendeles von Kozk

Zerlumpt und abgemagert kam Mordechai nach Kozk zurück. Die Trauer, welche aus seinen Augen stets geblickt hatte, war verschwunden. Sein Wesen hatte jetzt etwas Wölfisches. Die grauen Augen blickten durchdringend, dreist und mutig. Er wußte, daß er auf den Straßen und in den Dörfern gesucht wurde, wußte, daß er die Menschen meiden müsse, und kehrte doch in jeder Schenke ein. Er hatte angehört, wie man über ihn die abenteuerlichsten Geschichten erzählte, oft selbst am Gespräch teilgenommen, und einmal wäre er beinahe erschlagen worden, als er Übles von sich selbst sprach und den Bauern beweisen wollte, er sei ein Feigling, sonst wäre er nicht verschwunden und hätte sie nicht sich selbst überlassen . . .

In Polen bleiben konnte Mordechai nicht mehr. Er wunderte sich selbst, daß der Wunsch, ins Ausland zu gehen, in ihm geschwunden war und einer völligen Gleichgültigkeit Platz gemacht hatte. Hätte nicht Felicia alle Pläne für seine Flucht aus Polen vorbereitet, er hätte sich nicht vom Platze gerührt, wäre in Kozk geblieben und hätte weiter mit sich gekämpft, ob er sich der Polizei stellen solle oder nicht. Endlich war er entschlossen, nach Paris zu gehen, obwohl er durchaus nicht wußte, was er dort anfangen sollte und auch die Sprache nicht kannte. Vielleicht war für seine Wahl der Umstand maßgebend, daß Kahane ebenfalls hinfuhr und daß es in Paris eine große polnische Kolonie gab. Wie immer dem sein mochte, jedenfalls stand es bei Mordechai fest, Polen zu verlassen, sowie er sich nur Geld beschafft haben würde.

Er ging in den Gasthof zu Schaft; den traf er bei einem Topfe Zichorienkaffee, einem Schwarzbrot und einer Zwiebel.

„Das ist ein Gast!“ Schaft erhob sich, rückte den Tisch ans Bett und bot Mordechai den Stuhl an. „Nimm Platz, willst du vielleicht mithalten?“

„Ich danke, ich habe soeben gegessen.“

„Selbst wenn du hungrig wärest, würdest du dann mithalten?“ Schaft rieb die Hände an seinen Pelzhosen ab und runzelte die Stirn. „Schamai genügt eine Zwiebel und ein Topf Zichorienkaffee, aber du, Reb Abrahams Sohn! Sag' die Wahrheit, was esset ihr zum Frühstück, Marzipan?“

„Ihr seid ja heute der reinste Plaudersack, Schamai?“ Mordechai lächelte.

„Der Kummer spricht aus mir, Mordechai! Schon zweimal wollte ich nach Hause fahren und mußte umkehren! Man ist ja seines Lebens nicht sicher, man kann erschlagen werden! Der Pöbel ist wild geworden und will nicht mehr arbeiten, ist aller Bande frei und ledig! Das erinnert mich an die Geschichte, wie die Hände aufgehört haben, dem Kopf zu gehorchen, da ist eine Wirtschaft herausgekommen! Und wir haben auch eine schöne Wirtschaft, was? Der Bauer will Herr werden! Und man erzählt noch,“ er dämpfte seine Stimme, „daß unsere Leute dabei auch die Hand im Spiele haben . . . daß überall unsere Juden dabei sein müssen . . . es ist ein Unglück, ich sage dir's! Wer von beiden auch siegt, wir zahlen in jedem Falle die Zeche. Der Bauer rebelliert, der Gutsherr rebelliert, aber wer leidet darunter? Wir! Ich muß dringend zu Hause sein und sitze da . . . jetzt freilich würde ich ohnedies nicht fahren, denn mit dem Rabbi steht es schlecht.“

„Er ist wieder krank geworden?“ — fragte Mordechai.

„Es steht sehr schlecht, Mordechai . . . er hat keinen Blutstropfen mehr in sich . . . es ist sehr schlimm . . .“

Mordechai stand auf und begann sofort mit dem Zweck seines Besuches:

„Schamai, ich brauche die fünftausend Gulden . . .“

„Wer hat heutzutage eine solche Summe?“ — unterbrach ihn Schaft, erhob sich und setzte sich wieder auf das Bett. — „Ich will dir die Wahrheit sagen . . . aber warum stehst du, sitz' doch! Ich habe aufgehört, Geld zu verleihen, sogar dem reichsten Gutsherrn borge ich nicht mehr! Bei diesen Zeiten, wer weiß, was morgen geschieht? Ich glaube — besser die paar Gulden nicht aus der Hand zu geben . . . Aber mit dir, siehst du, ist es natürlich etwas anderes! Dem Sohne Reb Abrahams will ich gern eine Gefälligkeit erweisen . . . aber nicht soviel, ich habe es wirklich nicht . . . mein ganzes Vermögen steckt bei den Gutsherrn in den Höfen . . . und das Getreide ist entweder verbrannt oder verfault — natürlich, wenn der Bauer nicht arbeitet! Eine schöne Wirtschaft herrscht jetzt in Polen, eine schöne Wirtschaft; ja, was wollte ich sagen? Ja — dreitausend kann ich dir geben.“

„Meinetwegen dreitausend.“ — Mordechai war sofort einverstanden.

Schamai schrieb ein paar Worte auf ein Papier und reichte es Mordechai.

„Sei so gut und unterschreibe das. Es ist besser, wenn ein Schuldschein da ist . . .“

Mordechai las den Schein durch und zuckte lächelnd die Achseln.

„Ihr gebet mir dreitausend und stellt einen Schein auf sechs aus?“

„Entschuldige, aber du sprichst wirklich nicht wie ein Kaufmann.“ — Schaft faßte Mordechai beim Rockzipfel — „Hör' zu, Schamai borgt dem Sohne des Reb Abraham dreitausend Gulden, nun ist die Frage, worauf er sie ihm borgt, ich meine, auf welche Unterlagen? Auf die Güter etwa oder auf das bewegliche Vermögen?“ — Schaft zog nachdenklich an seinem kurzen Bart, als handelte es sich um ein schweres Problem. „Und daß Reb Abrahams Sohn erst in zwei Jahren volljährig wird, das bedeutet gar nichts? . . . Da kann man es Schamai doch nicht übelnehmen, wenn er sich eine Sicherheit schaffen will — nun,

was sagst du? Aber ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich mehr als dreitausend Gulden von dir nicht nehmen werde . . .“

Gleichgültig unterschrieb Mordechai. Dann sah er zu, wie Schamai Streusand auf die Unterschrift schüttete, langsam eine lederne Briefftasche hervorzog und mit besorgter Miene zu zählen begann; bei jeder Banknote stieß er einen Seufzer aus, als wäre es ihm schwer, sich von dem Gelde zu trennen. Er traute seinen Händen nicht und zählte die Summe einige Male durch; als Mordechai das Paket mit dem Gelde in die Tasche stecken wollte, zwang er ihn, noch einmal nachzuzählen.

Mordechai verabschiedete sich von Schamai; er hatte die Absicht, Kahane aufzusuchen und ihm zu sagen, sie könnten morgen früh reisen. Da erinnerte er sich des Rabbi und ging nach dem Hofe zu.

Seit zwei Wochen schon hatte Rabbi Mendele das Bett nicht verlassen. Seine Kräfte schwanden immer mehr. Außer Reb Itsche wollte er niemanden sehen und ließ sogar das Zimmer nicht aufräumen. Es hing voll Spinnweben, auf dem Fußboden sprangen Mäuse umher, und sie waren so zutraulich geworden, daß sie beim Bette des Rabbi stehenblieben und ihre Köpfe daran rieben, als bäten sie um etwas. Am Hofe war man des festen Glaubens, es seien sündige Seelen, die der Erlösung bedürfen.

Reb Itsche legte unaufhörlich Holz im Ofen nach. Als das Feuer mächtig aufflammte, zog Rabbi Mendele einen Schlüssel unter dem Kissen hervor und rief Reb Itsche:

„Da, nimm die Manuskripte aus meinem Koffer und verbrenne sie! Was schaust du so? Verbrenne sie, hörst du! Der Buchdrucker hat schon genug gedruckt! Es ist niemand da, für den man schreiben könnte! Hör', Itsche, ich ersticke . . . die Welt stinkt mir . . . Nun, worauf wartest du? Wirf alles ins Feuer!“

Reb Itsche warf ein Manuskript nach dem andern ins Feuer; als er das letzte hineingeworfen hatte, lachte Rabbi Mendele

leise und trocken auf, daß es Reb Itsche durch Mark und Bein ging.

„Ein Leben lang gearbeitet, spekuliert, eine Welt erneuern wollen, den Moschiach bringen — nun frage ich dich — wozu? Ein kleines Feuer und der wahre Mendele ist nicht mehr da. Nur ein paar kranke Knochen sind geblieben! Habe ich nicht recht, Itsche?“ — Der Rabbi faßte ihn bei der Hand. — „Habe ich nicht recht, daß der Mensch ein Stinker ist? Nun, warum schweigst du?“

Der Rabbi öffnete die Augen und richtete sich plötzlich auf: „Hast du schon alles ins Feuer geworfen, alles?“

„Alles, Rabbi.“

„Schade, schade!“ — Rabbi Mendele wand sich, als litte er furchtbare Schmerzen.

„Was ist Rabbi? Was ist geschehen?“

„Gar nichts, gar nichts . . . Zwischen den Manuskripten war auch mein ‚Buch vom Menschen‘; diese Schrift war nur eine Seite lang und hat den ganzen Menschen enthalten . . . schade, schade, die Schrift vom Menschen wollte ich hinterlassen . . .“

„Wenn sie nur eine Seite lang ist, Rabbi, so kann man sie ja noch einmal schreiben,“ — wollte Reb Itsche den Rabbi beruhigen.

„Man kann es nicht, man kann es nicht,“ — wiederholte der Rabbi eigensinnig und rieb sich die Stirn — „ich erinnere mich nicht, ich erinnere mich nicht mehr . . .“

Kraftlos und stöhnend sank er auf das Kissen und schloß die Augen. Reb Itsche bemühte sich um ihn. Als die Chassidim, welche vor dem Fenster standen, sahen, daß der Rabbi zusammengesunken war, begannen sie an die Scheiben zu klopfen und zu wehklagen.

Der Rabbi öffnete die Augen und richtete seinen Blick zum Fenster, durch das das Wehklagen drang, und nickte Reb Itsche zu:

„Siehst du den Auflauf? In meiner Jugend, als ich mich darum bemühte, da wollte das Gesindel von mir nichts wis-

sen! Ihre Freude war unendlich, als ich, Mendele, vor ihren Augen strauchelte, und der Ischbitzer hat den ganzen Pöbel an sich gezogen! In seinem Innern]habt eben jeder Mensch einen Zaddik und freut sich, wenn er einen ehrlichen Mann bei einer Sünde ertappen kann! Aber wozu braucht man sie? Wer braucht sie, ich frage dich, wer braucht sie? Wenn ich von neuem anfangen könnte," sprach Rabbi Mendele, lebhaft geworden, „weißt du, was ich täte? Ich nähme mir ein paar hundert junge Leute, setzte ihnen Streimel aus Krautköpfen auf und ließe sie von den Dächern Tag und Nacht schreien: Die Welt stinkt, die Welt stinkt . . .“

Rabbi Mendele schwieg, er fühlte sich erleichtert. Das Summen im Kopfe hatte nachgelassen, war ganz verschwunden. Er blickte auf das Papier, das im Ofen aufflackerte, sich krümmte und zu Asche wurde. Ein hilfloser Zug lag auf seinem Gesicht, wie bei einem Manne, dessen ganze Habe brennt, ohne daß er sich helfen kann. Er beugte sich vor, wie um etwas noch zu retten, und bat:

„Gib mir Papier . . . eine Feder . . .“

Er hielt den Gänsekiel zwischen den zitternden Fingern; der Papierbogen schien zu wachsen, die Buchstaben wurden größer, erhoben sich blau und feurig, kreisten wie Räder vor seinen Augen, Rad um Rad, Rad in Rad; von allen Seiten schwirrten sie um das Bett, das Zimmer beginnt sich mitzudrehen, schnell, immer schneller, und am Herzen wird es plötzlich so leer... sollte das das Ende sein?

Reb Itsche merkte plötzlich, daß der Rabbi phantasierte und nicht wußte, was er schrieb. Er wiederholte in einem fort dieselben Buchstaben. Reb Itsche versuchte zu lesen:

„Buch vom Menschen — BuBuBu — vvvoMn — BuBuBuBu — Bu — Bu — Bu“ — — —

Der Rabbi schleuderte Papier und Feder zur Erde, seufzte schwer auf und blieb regungslos liegen. Um seine verzerren Lippen stand leichter Schaum. Erschrocken rief Reb Itsche den Schammes. Der Rabbi öffnete noch einmal die Augen, schaute

eine Weile in den Raum vor sich, ein Auge blickte starr, als könnte er es nicht bewegen, und richtete sich auf Reb Itsche. Einige tiefe Atemzüge und, er war entschlafen.

Als Mordechai zum Hof kam, hatte bereits ganz Kozk vom Hinscheiden des Rabbi erfahren. Die Läden wurden geschlossen, die Arbeit ruhte, die Kinder wurden sich selbst überlassen und in allen Gassen standen Gruppen Menschen, die leise und geheimnisvoll rieten, wer wohl den heiligen Leib des Rabbi waschen würde — die Schüler oder die Chewra Kadischa.

Im Hofe war nicht durchzukommen — Kopf an Kopf, kein Vorwärts, kein Rückwärts. Mit Mühe drängte sich Mordechai durch. Er blieb vor Rabbi Mendeles Tür stehen. Wehklagen erfüllte das Zimmer. Die Kinder und die Enkel standen um das Bett, auf dem der Verblichene, mit seinem weißseidenen Kaftan bedeckt, lag. Riwkele raufte sich die Haare, haderte laut mit dem Großvater und brach dazwischen immer wieder in Weinen aus. Mordechai, der niemals das Wehklagen bei Begräbnissen hatte anhören können, fand es jetzt durchaus angebracht; er wollte, das Geschrei solle lauter sein und zum Himmel die Kunde bringen, daß ein Unrecht begangen worden war. Duszka stand erschrocken da und bewegte unaufhörlich den Kopf; sie litt wohl schwer darunter, daß soviel Männer um sie waren. Daniel stand da, eine Faust an die Bettwand gestützt, die zweite gegen die Stirn gepreßt und weinte. Reb Dowidl konnte nicht ruhig stehen, ging geschäftig hin und her und ließ immer mehr Kerzen anzünden, ohne jedoch seine Krankheiten zu vergessen; — von Zeit zu Zeit nahm er aus der Westentasche ein Fläschchen, öffnete es, roch daran und seufzte. In einem Winkel stand bekümmert Reb Itsche und sagte leise ein Soharkapitel her.

Ein Familienmitglied nach dem andern ging aus dem Zimmer. Als Riwkele Mordechai sah, breitete sie die Arme aus; sie hatte vergessen, was er ihr getan, und sprach weinend:

„Mordechai, was sagst du zu unserem Unglück? Mordechai...“

Mordechais Augen füllten sich mit Tränen. Er stand hilflos da und wußte nicht, was er tun sollte; ehe er sich besinnen

konnte, war Riwkele verschwunden. Mordechai konnte es nicht ertragen; er litt darunter, daß Riwkele keinen Vorwurf für ihn gehabt hatte und an ihm nicht wie an einem Fremden vorübergegangen war.

Aus dem Beth Hamidrasch kamen die Brüder von der Chewra Kadischa; erhitzt fuhren sie sich mit farbigen Taschentüchern über Stirn und Gesicht und sprachen alle zugleich:

„Das Amt gehört uns!“

„Wir weichen nicht!“

„Ein rabbinisches Gericht?“

„Gut!“

„Dieser Prozeß ist glatt gewonnen!“

„Ruhe!“ — ein Chassid stampfte mit dem Fuße auf. „Was sind das für Reden?“

„Die Waschung werden Schüler und fromme Juden vollziehen.“

„Der Stadt geschieht Unrecht!“

„Das Amt gehört uns!“

„Kozk wird es nicht zulassen!“

Reb Itsche trat hinzu und beruhigte beide Parteien:

„Still, still, streitet nicht. Wir werden losen, und wen das Los trifft . . .“

„Gut!“

Es wurde still. Durch das Zimmer klang die Stimme eines Chassid, der erzählte; er sprach zuerst laut und dann immer leiser:

„. . . und als man des Maggid heiligen Leib ins Wasser tauchte, wurde die Mikweh von dem Duft seltener Gewürze erfüllt; denn ihr müßt wissen, daß auch der tote Leib eines Zaddik heiliges Fleisch ist; Würmer und übler Geruch haben keine Gewalt über ihn . . .“

Bei den letzten Worten spürte Mordechai, daß die Luft zum Ersticken war; er mußte ein Fenster öffnen. Der Wunsch, die Decke vom Leichnam zurückzuschlagen, ließ ihm keine Ruhe. Er wollte sehen, ob die Trauer um die Augen des Rabbi ge-

blieben war; zugleich sagte ihm sein Herz, der Tod lasse nichts übrig. Er war voll von Vorwürfen, ohne zu wissen, gegen wen und gegen was. Ihm fiel ein, daß Moses nicht hatte sterben wollen; und als nichts half, flehte seine Seele zu Gott, er möge sie nicht vom Körper trennen, mit dem sie hundertzwanzig Jahre vereinigt gewesen war. Und hier unter dem weißen Kaftan lag ein eingeschrumpfter Leib, der dem eines halbwüchsigen Knaben glich. Rabbi Mendeles Seele hatte einsam gelebt, sich in dem entlegenen über und über mit Spinnweb bezogenen Zimmer aufgehalten, hatte sich nicht mit der Weltordnung abgefunden und außer dem schwachen Körper niemanden auf der Welt gehabt. Und nun war man über den Körper hergefallen, hatte ihn gewaltsam von der Seele getrennt, zerdrückt, zerbrochen, zu einem Bündel gewickelt und so unter dem Kaftan versteckt.

Völlig ausgeruht erwachte Mordechai mitten in der Nacht; er war sicher, daß er sich erst vor kurzem schlafen gelegt hatte, und zugleich ärgerlich, daß sein Gespräch mit Rabbi Mendele ein Traum gewesen war. Der Rabbi war doch tot. Mordechai kleidete sich im Dunkeln an und trat auf die Straße. Kozk schlief. Nur im Beth Hamidrasch des Rabbi saßen Verwandte und Nahestehende, der eine vor dem Sohar, der andere vor der Mischna, einige im Halbschlaf oder auch schmerzerfüllte Melodien summend. Die Öllämpchen und tropfenden Kerzen beleuchteten schwach das große Beth Hamidrasch. Bei einem Pulte saß ein dicker Chassid, die Hände über einer offenen Mischna gekreuzt, das Kinn darauf gestützt, und schnarchte. Sein dunkelgrauer, wirrer Bart, der zu beiden Seiten des Kinnes ansetzte und wie zwei Flederwische aussah, bewegte sich. Hinter dem Ofen sagte jemand weinend Psalmen, daß man jedes Wort zählen konnte. Auf Bänken und unter den Tischen lagen Chassidim, die Röcke unter dem Kopfe, und stöhnten im Schlaf.

Auf Zehenspitzen schlich Mordechai in Rabbi Mendeles

Gemach. Ein schwerer Geruch schlug ihm entgegen. Inmitten des Zimmers lag auf einer Bahre, aus Brettern seines Arbeitstisches gezimmert, Rabbi Mendele, mit dem weißseidenen Kaftan bedeckt. Auf dem Fußboden brannten dicke Talgkerzen, Sägespäne lagen verstreut umher. Reb Itsche stand zu Häupten des Rabbi, mit glühenden Wangen, die Augen mit großen Tränen gefüllt, wie ein kleines Kind, das sich verirrt und die Mutter verloren hat. Reb Dowidl saß mit geschlossenen Augen da, und wären nicht immer wieder Seufzer und ein „Oj“ aus seinem Munde gedrungen, so hätte man meinen können, er schliefe. An der Ostwand standen die beiden Lieblingsschüler des Rabbi, die Leuchten jüdischen Wissens in Polen, Reb Awrejml, der Schwiegersohn des Verstorbenen, und Reb Henoch, sie schlugen mit den Händen an die Wand und sagten ein Soharkapitel her.

Reb Itsche richtete seine tränenerfüllten Augen auf Mordechai; er blickte so mitleidvoll, daß es Mordechai die Kehle zusammenschnürte.

In der Tür stand der barfüßige Israel und hielt sich die Nase zu. Er trat an die Bahre, schlug den Kaftan zurück und sah dem Toten ins Gesicht:

„Rabbi von Kozk, deine Schüler haben gelost, an welchem Teile deines heiligen Leibes jeder das Werk der Waschung verrichten solle. Das gilt, wenn der Leib heiliges Fleisch ist; wie ist es aber, Rabbi von Kozk, wenn der Leib fault? Wie ist es dann Gesetz? . . .“

Der Schammes und einige Nahestehende ließen ihn nicht vollenden, faßten ihn unter die Arme und führten ihn hinaus.

Reb Itsche sprach kein Wort. Er stützte den Kopf zwischen die Hände und weinte ganz laut. Reb Henoch trat zu Reb Awrejml und fragte ihn:

„Weißt du, was wir in Kozk gelernt haben?“

Reb Awrejml öffnete seine unschuldigen Augen und schwieg.

„Wir haben gelernt, der Mensch solle sein Lebtag daran denken, daß er ein Stinker ist.“

Aus den Städtchen ringsum kamen immer neue Wagen voll Chassidim. Die Menschen standen Schulter an Schulter gepreßt, regungslos wie eine Mauer. Keiner wußte, wann die Waschung des Leichnams im Bade vollzogen werden würde. Sie standen mit gesenkten Köpfen, einer erzählte dem andern voll Schreck den Vorfall mit dem barfüßigen Israel. Sie waren sicher, es müsse etwas geschehen. Plötzlich rief jemand.

„Sie tragen den Rabbi!“

Die zusammengepreßte Granitmauer stöhnte auf, spaltete sich und zerfiel wie durch ein Wunder in zwei Teile. Von allen Seiten tönte es:

„Macht eine Gasse!“

„Macht Platz für die Leichenträger!“

„Da kommen sie!“

Bei jedem Schritte wechselten die Leichenträger, beehrten mit dem heiligen Amt Verwandte, nahmen von den Umstehenden Wunschzettel und legten sie auf die Bahre.

Die Mikweh war nicht zu sehen. An den Mauern, an den Fenstern standen Menschen, hingen am Dach, an den Kaminen, stritten, rauften um einen Platz und zählten den Stammbaum jedes einzelnen auf, der sich mit der Waschung befaßte.

„Welch eine Auszeichnung!“

„Wahrscheinlich hat er sie verdient.“

„In der Chewra Kadischa gibt es vornehmere Juden als Mojsche den Kürschner.“

„Wenn er auch ein Kürschner ist, was ist dabei?“

„Leiser der Weinhändler wollte ihm hundert Gulden für die Auszeichnung geben.“

„Hört ihr's?“

„Mojsche wollte sie aber nicht abtreten, obwohl er ein armer Mann ist!“

Das Haus war so voll von Menschen, daß die Kerzen nicht brennen wollten. Die zehn zur Waschung Erwählten standen um den Leichnam und teilten untereinander Rabbi Mendeles Leib auf, nach der Beziehung, welche die Glieder zu den „Sefi-

roth“ haben. Der Schammes Reb Feiwisch rief einen nach dem andern auf:

„Reb Itsche wird des Zaddiks heiliges Haupt waschen, Reb Henoeh den rechten Arm, Reb Mojsche der Kürschner, den linken, der Zaddik von Pschyscha . . .“

Während die zehn Erwählten an ihre Arbeit gingen, stimmte jemand das Hallelgebet an. Die Menge fiel mit erstickten Stimmen ein, warf Kopf und Arme empor und hätte sie Tallith's angehabt, so hätte man meinen können, sie betete die Neilah vom Jom-Kippur.

Plötzlich wurde es still. Dann hörte man die zehn Erwählten miteinander streiten. Der große Haufe stellte sich auf die Zehenspitzen und horchte neugierig:

„Das Wasser ist zu flach.“

„Man kann ihn nicht stehend tauchen!“

„Und es muß doch ein vollständiges Untertauchen sein!“

„So soll Reb Itsche das Haupt des heiligen Zaddik herunterdrücken!“

„Der Rabbi kann allein tauchen!“ sagte Reb Itsche mit Zuversicht.

Die Menge erbebt bei Reb Itsches Worten, drängte näher und flüsterte:

„Was sagst du?“

„Wie?“

„Ein Wunder?“

„Ein Wunder ist geschehen!“

„Das Wasser ist über Rabbi Mendeles Haupt gestiegen.“

„Und der Rabbi ist ganz untergetaucht?“

„Davon spricht man doch!“

„Wer kann ihre Wege verstehen?“

„Wunder über Wunder.“

Um das offene Grab bildeten Chassidim eine zweifache Kette von Händen. Trockener Schnee sprühte und tünchte den Fried-

hof weiß. Hilflos stand die Familie des Rabbi, sie hatte keine Kraft mehr zum Wehklagen. Nur Temrele redete auf den Schwager ein und warf dabei immer wieder ihre schönen Arme in den breiten, losen Ärmeln empor. Die Ärmel fielen zurück und ihre weißen Arme, die weißer waren als der Schnee, ragten über das Grab und verwirrten die Dienstuenden. Die Menge wurde neugierig:

„Wer ist sie?“

„Eine Schwägerin des Rabbi.“

„Das ist ja Temrele.“

„Die man erwischt hat?“

„Ja, ja, dieselbe.“

„Wer, meinst du, wird Rabbi werden?“

„Reb Itsche.“

„Und Reb Dowidl wird das ruhig hinnehmen?“

„Ruhe, Ruhe.“

„Man spricht das Kaddischgebet!“

Sowie Reb Dowidl das Kaddischgebet beendet hatte, ging Temrele geziert auf ihn zu und begrüßte ihn:

„Maseltow, Rabbi!“

Einige Leute vom Hofe kamen langsam herbei, umringten Reb Dowidl mit Maseltow's und warteten, daß die große Menge ihnen folge. Es sah aus, als hätte sich ein Häuflein Chassidim von der großen Menschenmenge losgerissen; die aber stand gaffend da, ohne sich zu rühren.

Die, welche Rabbi Mendele nahegestanden hatten, suchten nun in der Menge Reb Itsche auf, zogen eine Kette um ihn und aus tausend Kehlen rief es ihm entgegen:

„Maseltow, Rabbi!“

„Maseltow, Rabbi!“

„Maseltow!“

Hungrig und müde ging Mordechai nach Hause. Schwermut befiel ihn, je näher er Strahls Hause kam. Er wußte, morgen

früh, wenn er Polen verließ, zerreiße er alle Fäden, entferne sich von einem Leben, das voll war von Zweifeln und Kummer, um einen unbekanntem Weg zu betreten und neu zu beginnen. Er wußte selbst nicht, worin das neue Leben bestehen würde, aber sicher würde es anders sein, müsse es anders sein als es bisher gewesen. Mordechai suchte seine Trauer mit dem Tode des Rabbi zu erklären, mit dem Leide, das er seinen Eltern schuf, aber sein Herz sagte ihm, das sei nicht wahr, er betrüge sich selbst; er fühlte, daß ihm etwas im Wege stand, wovon er sich befreien müßte, aber jedesmal, wenn er sich in die Hand nahm, um zu ergründen, was es war, verschwamm alles und sein Unbehagen wurde noch größer.

Mordechai blieb stehen und schaute sich um, wer ihn gerufen hatte. Er sah Felicia aus der Allee kommen; nun wurde ihm klar, woher seine Trauer kam.

„Sie waren beim Begräbnis?“

„Ja.“

„Sie müssen vorsichtig sein,“ — Felicia sprach es ihm fast ins Ohr — „man sucht Sie.“

„Ich verstecke mich nicht.“

„Oh, oh!“ — sie faßte Mordechai bei der Hand und lächelte vieldeutig.

Gut gelaunt, faßte sie ihn untern Arm, und während sie einige Schritte weitergingen, erzählte sie:

„Wissen sie, zum ersten Male habe ich heute Angst gehabt, allein durch die Allee zu gehen, es war immer, als gehe mir jemand nach . . . den ganzen Weg lang dachte ich an den Rabbi. Ist es wirklich wahr, daß er dreizehn Jahre in seinem Zimmer gefangen blieb?“

Mordechai nickte mit dem Kopf und ging schweigend nebenher.

Der Garten sah schütter aus. Die Bäume zu beiden Seiten der Allee, deren dichtbelaubte Äste im Sommer sich ineinander wölbten, so daß die Allee wie der Eingang zu einer dunklen Höhle aussah, standen jetzt nackt und bloß. Wurzeln, gras-

bedeckte Schollen starrten da und dort aus dem Schnee hervor. Irgendwo schrie eine Krähe, unheimlich hallte der Mißton in der leeren Allee wider.

„Ich beneide Sie, daß Sie wegfahren;“ — begann Felicia — „mir ist alles zuwider geworden. Ich stoße mich herum, ganz allein — es ist bald eine Woche, daß mein Mann in Warschau sitzt.“

Sie lächelte, um zu zeigen, daß sie scherze und kein Bedauern brauche. Dann wurde sie lebhafter und ging schneller; sie merkte, daß ihr Schuhband sich gelockert hatte, und blieb stehen:

„Bitte, binden Sie mir das Band zu!“

Mordechai kniete im Schnee und begann an der Schleife zu nesteln. Er berührte ihren schmalen Fuß, den weichen Strumpf, band eine Schleife und band sie wieder auf; sie lachte laut und zog ihn am Ohr:

„So lange?“

Beim Abendessen ging das Gespräch nicht recht vorwärts. Etwas Unfaßbares, das man nicht benennen konnte, schien das Zimmer einzuengen. Felicia nahm den „Iridion“ aus einem Bücherregal, las eine Seite vor und schleuderte das Buch auf die Ottomane; dann ging sie ans Klavier, griff einige Akkorde, schlug den Deckel zu und blieb vor Mordechai mit gekreuzten Armen stehen, wie eine Schülerin. Er fuhr zusammen. Die Unruhe in ihrem Gesicht verschwand und ihre Augen blickten hilflos kindlich. Plötzlich umarmte sie ihn, küßte ihn und schmiegte sich bebend an ihn:

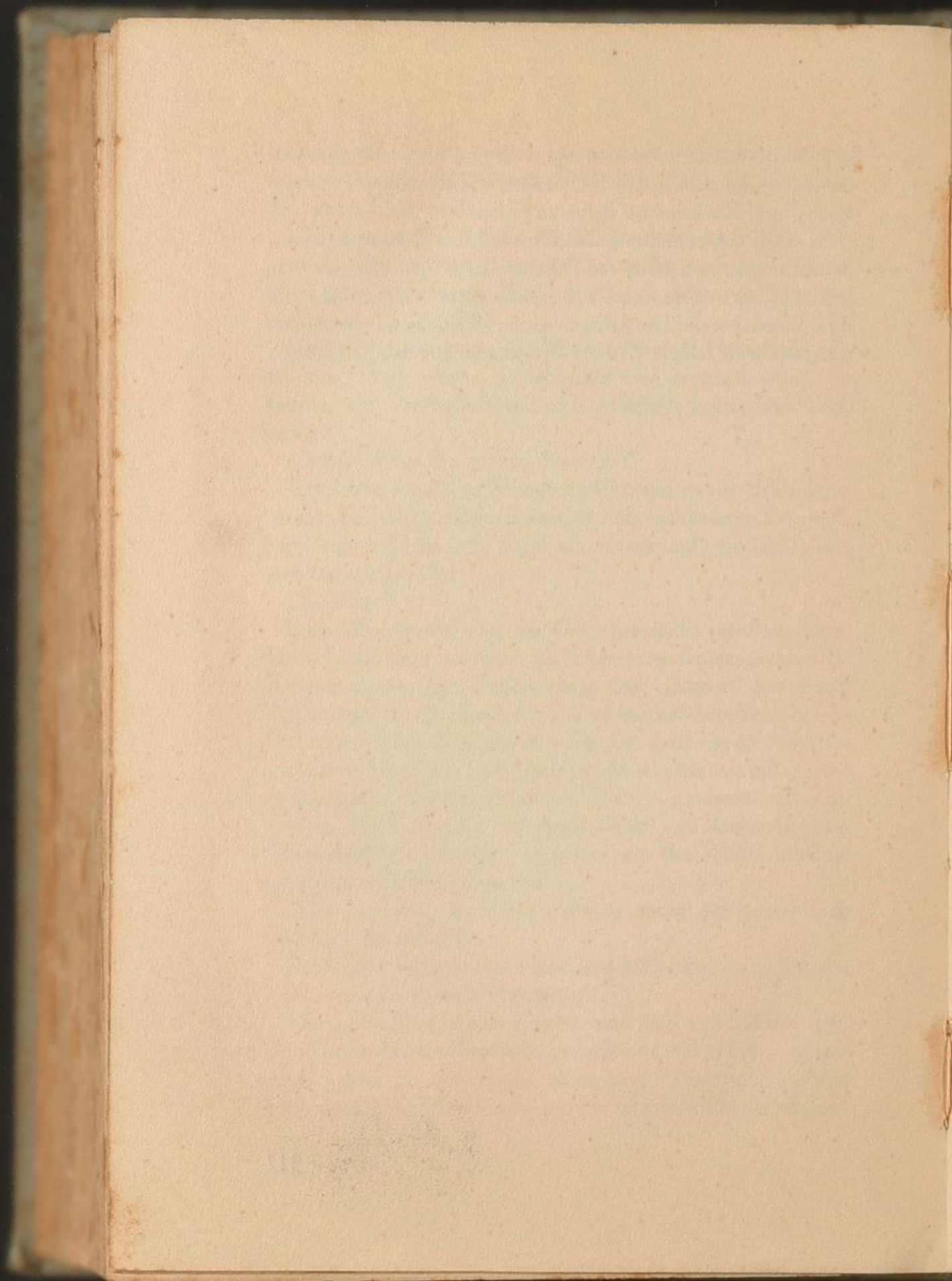
„Geh schlafen, du mußt morgen zeitig aufstehen! Geh schlafen, Mordechai!“

Ernüchtert faßte er ihre Hand und küßte sie; er merkte gar nicht, wie Felicia dann hinausging.

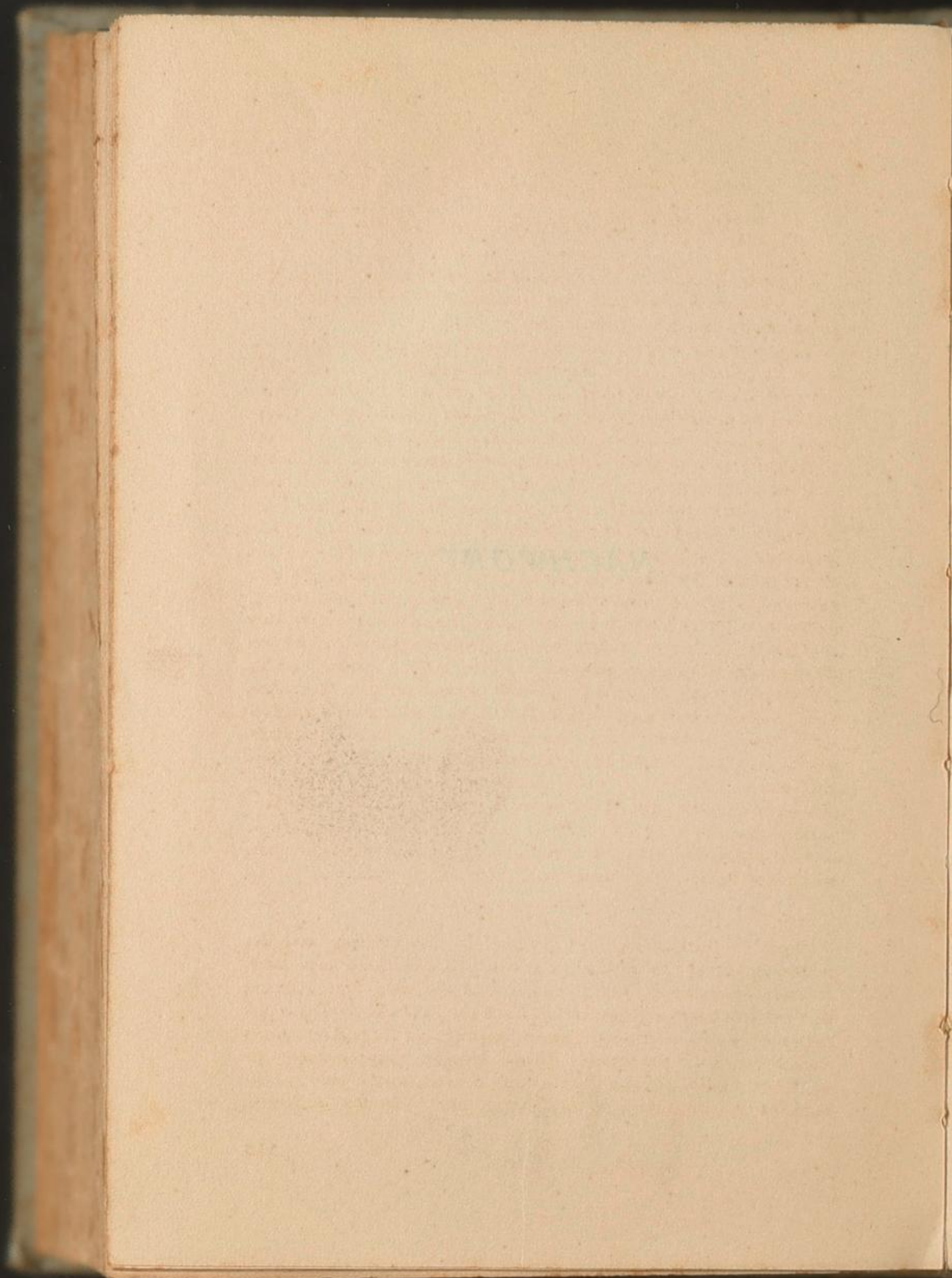
Mordechai ging in sein Zimmer und warf sich auf das Bett. Sein Hirn arbeitete fieberhaft, erzeugte unzählige Pläne, um sie rasch wieder zu verwerfen, übersprang Zaun um Zaun und blieb dann plötzlich wie gebannt vor einem Strohalm stehen,

ohne weiter kommen zu können . . . Er ging auf den Boulevards von Paris, debattierte mit Reb Itsche, mit den Eltern, tröstete Rachel und Riwkele und flehte zu Felicia . . .

Er stand auf, schlich wie ein Dieb auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer, und blieb vor Felicias Tür stehen. Sie war verschlossen. Er wußte nicht, daß Felicia nicht schlief, daß jedes ihrer Glieder in der Dunkelheit weinte. Mit verbundenen Augen warteten beide auf ein Wunder und gingen aneinander vorüber.



NACHWORT



Die Welt des letzten Waldjuden

Als erste Grundtatsache erscheint die Entwicklung der polnischen Judenheit innerhalb von Staat und Wirtschaft, ein Jahrtausend jüdischer Geschichte.

Nicht umsonst heißt es einmal im Buche, die Juden seien vielleicht die ältesten Herren der Weichsel gewesen (S. 24). Von Ost und West eingewandert, von Königen und Prälaten berufen und geschützt, waren sie die Träger des Innen- und Außenhandels Polens, zum Teil auch die Organisatoren der Finanzverwaltung. Uralt sind die jüdischen Münzen, von jüdischen Münzern geprägt und mit hebräischen Inschriften versehen (S. 24). Seine eigentliche Physiognomie bekam aber das Verhältnis zwischen Juden und Christen in Polen durch die Feudalverfassung. Der Jude war Schankpächter, Gutsverwalter, Mittler zwischen dem Gutsherrn („Poritz“) und den Bauern. Es gab gute und es gab schlimme darunter, aber ihre Gewalt nach unten, wo sie den Herrn vertraten, war groß. Reb Abraham wird von den Leuten als „Pan“ angesprochen und angesehen. Nach oben dagegen gehört er zum dienenden Volk, zum Untertan, er ist „Moschko“ (von Mausche), in dem man nicht den Menschen sieht, dessen Sitten und Gebräuche, fremd und unheimlich, Gespött herausfordern. Wenn ein Poritz seine Gäste amüsieren möchte, so will er sich vom benachbarten Rabbi Kaftan und Streimel borgen (S. 77) oder sich von seinen Juden die ehrwürdigen synagogalen Melodien vorsingen lassen, daher „Majufes-Juden“ (S. 258) — von „Ma jofit“, den Anfangsworten einer der bekanntesten Sabbathymnen — als Bezeichnung nationaler Knechtung und Würdelosigkeit.

Diese Doppelstellung der Juden, in Verbindung mit der eisernen Mauer der jüdischen Lebensführung, hatte eine weitgehende Isolierung der jüdischen Bevölkerung zur Folge. Trotzdem war im achtzehnten Jahrhundert auch die jüdische Welt für die Stimme der Zeit nicht mehr ganz unzugänglich. Es müssen starke Lockungen und unsichtbare Einwirkungen gewesen sein, die manchen Juden aus der Judengasse herausführten und so allmählich die Beziehungen der Juden und Christen änderten.

Die ersten Keime der Assimilation gingen auf. Es waren eben in dem Millionenvolk zahlreiche Individuen, die ihrer ganzen Veranlagung nach für das streng gebundene Leben der Juden nicht mehr geeignet waren. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß der Aufruf Berek Josselowitschs (1770—1809), der 1794 beim ersten polnischen Aufstand im Auftrage des Diktators Kosciuszko ein jüdisches Regiment bildete, einen unerwarteten Erfolg hatte (S. 131). Mehr als fünfhundert Juden haben sich als Freiwillige gemeldet, und die Erzählung des alten Krüppel (S. 134), daß sie fast alle auf der Schanze den Tod fanden, entspricht der historischen Wahrheit.

Der Anteil der Juden an den politischen Geschicken des Landes wurde immer größer. Es gab politische Richtungen; ein Echo davon ist die Parteinahme des Berditschewer für Napoleon, während der Lubliner und der Koznitzer gegen ihn sprechen und beten (S. 79).

Napoleon fiel. Die Reaktion siegte. Der Jude wurde wieder aus dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen. Beim zweiten polnischen Aufstand gegen Rußland in den Jahren 1830/31 wurden die Militärdienste von Bereks Sohn und anderen Juden nicht angenommen, auch der große polnische Historiker und Staatsmann Lelewel (1786—1861) war gegen Gleichberechtigung der Juden (S. 256). Doch allmählich begriffen die Polen, daß sie im Kampfe mit dem zaristischen Regiment die Juden als Bundesgenossen brauchten. Derselbe Lelewel predigte kurz vor seinem Tode „Verbrüderung“ mit den Juden. Deren Gewinnung wurde fast zum Bestandteil der nationalen Ideologie. Andreas Towianski (1799—1878) reihte sie mit den Franzosen und Polen unter die drei großen Messiasvölker ein (S. 180). Sein Freund und Gesinnungsgenosse, der große Dichter Mickiewicz (1798—1855) hielt in der Pariser Synagoge eine begeisterte Ansprache für die Judenheit der ganzen Welt. Beide versuchten in der Tat auch James Rothschilds Millionen für die polnische Sache zu gewinnen (S. 191).

Wer die Psychologie der Juden kennt, wird wissen, daß viele unter ihnen mit Begeisterung die „dargebotene Hand“ ergriffen. Nicht bloß Täuflinge, wie Rahm (S. 192) und der Bankier Kronenberg (S. 241), der typische jüdisch-liberale Pressemagnat, sondern auch ernste und fromme Juden. An ihrer Spitze Rabbiner Dow-Berisch Meisels (1798—1870), vormals Mitglied des österreichischen Parlaments, unter den Alten wegen seiner Frömmigkeit, unter den Intellektuellen wegen seiner politischen Führerqualitäten gleicherweise angesehen (S. 242). Ihn unter-

stützte Marcus Jastrow (1829—1903), ein Posner, der nachmals einen Ruf als Gelehrter erwarb. Beide waren unbedingte Anhänger der Aufstandsbewegung, beide predigten öffentlich für sie (S. 241), beide beteiligten sich an den Protesten gegen Niedermetzlung von Teilnehmern an friedlichen Demonstrationen, wie deren eine im Buche geschildert wird (S. 265), und beide wurden für mehrere Monate eingesperrt.

Die Juden wurden umworben, geradezu hofiert. Die Verbrüderung des Prinzen Poniatowski mit dem unglücklichen Schuchet (S. 263) ist ein ebenso humorvolles wie historisch wahrhaftiges Symbol. Die Führer der polnischen Bewegung, Adel und Geistlichkeit, sowie einige Intellektuelle, gingen auch in den gesellschaftlichen Konsequenzen aus ihrer politischen Neuorientierung recht weit, wofür des Grafen Komarowski intime Beziehungen zu Juden beiderlei Geschlechts ein Beispiel bieten.

Selbstverständlich gab es auch Gegner der Einmischung der Juden, teils aus Skeptizismus, teils aus urjüdischem Instinkt. In wenigen Sätzen formuliert diesen Standpunkt Strahl (S. 242). Die Regierung verstand es aber, die Bauernschaft gegen die Gutsherren aufzuwiegeln (S. 295). Der junge Priester irrte sich, das Volk stand abseits (S. 261). So mußte auch der dritte Aufstand der Polen, der des Sturmjahres 1863, mißglücken. Damit begann ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte des Landes und seiner Juden.

So wie Meisels fest im überlieferten Judentum wurzelte, so tritt unter den Anhängern der polnischen Bewegung bereits ein Mann auf, dessen jüdische Orientierung eine spätere Zeit vorausahnt. Es ist Philipp Kahane, einer von drei am Aufstand von 1863 aktiv beteiligten Brüdern und dessen Opfer, ein Schüler des großen „Kommunistenrabbi“ Moses Hess (1812-1875) der Roms, d. h. der Kirche Ende sieht und auf ihren Trümmern das messianische Gottesreich: Jerusalem aufbauen möchte. Wie Hessens berühmtes Hauptwerk: „Rom und Jerusalem“ verhallt auch diese Predigt eines mystischen Nationalismus (S. 254) ungehört. Ein halbes Jahrhundert später, unter gänzlich veränderten Verhältnissen, wird sie wieder auferstehen.

Schon Kahane steht nur mit einem Fuße in der polnischen Bewegung. Mordechai aber spinnt den jüdischen Faden weiter. Ihm weitet sich allmählich seine jüdische Welt. Kozk ist in der Tat zu eng für ihn (S. 248). Sein jüdisches Bewußtsein greift zur Antike und zur Romantik der jüdischen Geschichte. Er liest Abraham Mapus (1807—1867) berühmten, in den fünf-

ziger Jahren erschienenen Roman „Ahawath Zion“, den ersten Liebesroman der modernen hebräischen Literatur. Er begeistert sich an der Heldengestalt des Salomo Molcho (1500—1532), dessen glanzvolles Leben in dem gleichnamigen Kapitel Gegenstand einer ekstatischen Vision ist.

Mordechai wird durch den typischen, der Jeschiwah entlaufenen „Bocher“ Schmiel und durch Strahl der Aufklärung zugeführt. Die jüdische Aufklärung, die Haskalah, als deren Symbol die deutsche Bibelübersetzung Moses Mendelssohns, des „Dessauers“, erwähnt wird (S. 127) und die, wie auch bei unserem Helden, regelmäßig mit der Erlernung der deutschen Sprache beginnt (S. 181), ist die dritte formende Kraft des polnischen und des Ostjudentums überhaupt. Ihre verschiedensten Vertreter finden einen Widerhall in diesem Buch. Da ist Nachman Krochmal (1785—1840), der große Religionsphilosoph, der Vorkämpfer der maimonidischen Philosophie (S. 178). Da ist Schlojme Rapoport (1790—1867), als Rabbiner von Prag gestorben, einer der Begründer der historischen Kritik (S. 181). Nur durch sein „Megaleh temirim“ (eine Art von *Epistolae virorum obscurorum*) ist J. Perl (1773—1839), Schulmann und Verhörer des Chassidismus, vertreten (S. 171). Vor allem aber „der Italiener“ (S. 178), der Wiederentdecker Jehuda Halevis, der große Gegner des Rationalismus und der Mystik, Samuel David Luzzatto (1800—1865). Mit dem Namen Abraham Geigers (1810—1874) noch, des deutschen Reformers (S. 180), mag diese im Hebräischen wurzelnde Geistesrichtung, eine wahre jüdische Internationale, äußerlich abgesteckt sein.

Alles Genannte: Staat und Wirtschaft, die Aufklärung, die Isolierung und Assimilation, der aufkeimende Nationalismus — alles verblaßt in seiner Bedeutung für die Gestaltung des jüdischen Menschen und des jüdischen Lebens neben der Bewegung des Chassidismus, der vielleicht das Schicksal des polnischen Judentums geworden ist. Hier haben wir es freilich mit dem verkommenen, zerrissenen, seiner ursprünglichen Triebkräfte und seines Schwungs beraubten Chassidismus zu tun. Vielleicht darf man vom Chassidismus in dieser Periode überhaupt nicht mehr sprechen, sondern nur noch vom Zaddikismus. Was der Begründer der Bewegung, Rabbi Israel Baal Schemtow, der Bescht, (1698—1760) gekündet, was sein großer Schüler, R. Dow-Bär von Mesritsch, der Maggid (1710—1772), in Lehre und Aufbau festgelegt, was dessen Schüler, die bereits erwähnten

Berditschewer (gest. 1809) und Lubliner (gest. 1815), fortgeführt haben, das ist der Chassidismus, wie er am „Hofe“ Rabbi Mendeles von Kozk (gest. 1859) geschildert wird, nicht mehr. Dieser Schüler Rabbi Bunems von Pschyscha (gest. 1827) ist kein Führer, Tröster und Helfer mehr. Mit Gott, mit der Welt, mit der Gemeinde und mit sich selbst entzweit, geht er an seiner Verzweiflung zugrunde. Sein „Hof“ ist den Weg aller kirchlichen Höfe gegangen; ohne Glauben und ohne Idee, der Macht- und Habgier verfallen, geht er in weltlichen Sorgen und weltlicher Lust völlig unter. Noch einmal versucht es ein Schüler Rabbi Mendeles, eine Idealgestalt des Zaddik, Reb Itsche, einen „Hof“ auf neuer Grundlage aufzubauen, den Zaddikismus zu regenerieren.

Der Chassidismus ist die letzte und größte der mystischen Bewegungen unter den Juden, die die große Linie der jüdischen Geschichte seit Jahrhunderten begleiteten, und die an die Kabbala und ihr Hauptwerk, den Sohar, anknüpfte. Alles was messianische Hoffnung, Auflehnung gegen die Verewigung des Galuth, was aktive Herbeiführung der Erlösung bedeutete, wurde irgendwie von diesen mystischen Strömungen mitgetragen. Auch die Bewegung des Sabbatai Zewi, die noch nach Jahrhunderten zum Symbol des Abfalls gestempelt wurde („Sabbatianer“, S. 224), und die Entstehung der Sekte des Jakob Frank (1726—1791) sind nur aus der jüdischen Mystik mit allen ihren Verzweigungen und Entartungen zu verstehen (S. 172). Aus tiefster Hingabe an den Schöpfer geboren, endete die jüdische Mystik in dem rohesten Aberglauben der Amulette, der Zauberei und Wahrsagerei. Die Kämpfe, die Spaltung, die daraus in die gesamte Judenheit getragen wurden, werden durch den berühmten Streit zwischen Jacob Emden und Rabbi Jonathan Eibenschitz (1690—1764) bezeichnet (S. 169), dessen Enkel Daniel in unserem Buche eine so unrühmliche Rolle spielt.

Ohne den Stil des historischen Romans anzunehmen, ist Opatoschus Buch die psychologisch und kulturhistorisch durchschaute, visionär dargestellte Geschichte einer Epoche. Der Held steht an der Bruchlinie aller Richtungen und Bewegungen. Nichts: weder die Umwelt noch die Organisation, noch die Bildung und die Religiosität der Juden bleibt so, wie es vor dem Sturm und vor der (stillen) jüdischen Revolution gewesen. Die Voraussetzungen dieser Wandlungen zu zeigen, den großen historischen Rahmen zu entwerfen, in dem das Buch konzipiert ist und in dem allein es verstanden werden kann, ist der Zweck dieser Übersicht.

A. E.

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Im Walde</i>	<i>Seite</i>
<i>Mordechais Ahnen</i>	7
<i>Mordechai und sein Vater</i>	12
<i>Polnische Wälder</i>	24
<i>Die Prozession</i>	33
<i>Reb Itsche der Kabbalist</i>	41
<i>Eine Nacht im Walde</i>	51
<i>Dwojrele</i>	58
<i>Die Geißelung</i>	67
<i>Der Berditschewer und der Antichrist</i>	77
<i>Fäden</i>	86
<i>In Kozk</i>	
<i>Die Fahrt zum Rabbi</i>	99
<i>Rabbi Mendele der Kozker</i>	141
<i>Der Ketzer</i>	164
<i>Der Letzte</i>	176
<i>„Die große Improvisation“</i>	185
<i>Vergeltung</i>	199
<i>Gäbe es wenigstens Gewißheit</i>	203
<i>Gesenkte Augen</i>	215
<i>Himmlische und irdische Paarung</i>	223
<i>Salomo Molcho</i>	233
<i>Der „Maggid“</i>	239
<i>Vor dem Sturm</i>	
<i>Rom und Jerusalem</i>	253
<i>Blut und Feuer</i>	267
<i>Das Ende Rabbi Mendeles von Kozk</i>	296
<i>Nachwort</i>	
<i>Die Welt des letzten Waldjuden</i>	315

